

Bayreuther Blätter.

Deutsche Zeitschrift

im Geiste

Richard Wagners

herausgegeben

von

Hans von Wolzogen.

(Mitteilungen des Verwaltungsrates der Bayreuther Bühnenfestspiele, der Deutschen Festspielstiftung Bayreuth, des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins, des R. Wagner-Bundes deutscher Frauen und des Bayreuther Bundes.)

Sechszundvierzigster Jahrgang 1923.



Inhalt des Jahrganges.

Winterstück (S. 1—32).

Richard Wagner an C. Fr. Glasenapp. S. 1.

Karl Friedrich Glasenapp und Hans von Wolzogen. Briefwechsel III. S. 3.

Gustav Wehrt. Caesar Flaischlen der Dichter-Ethiker. S. 12.

Houston Stewart Chamberlain über Franz Listz. S. 18.

Karl Grunsky. Chamberlain. S. 20.

Besprechungen: H. v. Wolzogen (S. Wagner, Bartels). S. 29.

Bayreuth und Draußen: Aus den Vereinen. Darmstadt. Hamburg. Bayr. Bund München. S. 31.

An die Leser. S. 32.

Maifestück (S. 33—68).

Zum 22. Mai 1923. S. 33.

Karl Friedrich Glasenapp und Hans v. Wolzogen. Briefwechsel IV. S. 34.

Gustav Wehrt. Die Bedeutung Richard Wagners als Ethiker für die Not der Gegenwart. 1. S. 40.

Ferdinand Graf Spork. Prima vista. S. 52.

Hans von Wolzogen. Ein überflüssiges Wörtchen. S. 61.

Besprechungen: Hermann Seeliger. In Richard Wagners Geiste (Jung, Brohmer). S. 63.

Bayreuth und Draußen: Aus den Vereinen. Darmstadt. Kopenhagen. Hamburg. Wien. Außerhalb der Vereine. Breslau. München. S. 67. Bayr. Bund Darmstadt. S. 68. R. W. Verband d. Frauen Berlin. S. 68.

Sommerstück (S. 69—100).

Karl Friedrich Glasenapp und Hans von Wolzogen. Briefwechsel V. S. 69.

Gustav Wehrt. Über die Bedeutung Richard Wagners als Ethiker für die Not der Gegenwart. 2. S. 75.

Kurt von François. Das Einheitsproblem als Grundproblem der Ästhetik. 1. S. 84.

Besprechungen: H. v. Wolzogen. Ein Wort zur Erklärung. S. 89. G. Wehrt (Förster. Kropotkin). S. 91. K. Grunsky. Aus der Werkstatt des Geistes. (Musikalisches. Böckisches). S. 95.

Bayreuth und Draußen: Bayreuther Bühnenfestspiele. R. W. Verband deutscher Frauen. S. 99. Aus den Vereinen. Darmstadt. Graz. Wien. S. 100. Außerhalb der Vereine. Chemnitz. S. 100. Bayreuther Blätter. S. 100.

Weihnachtsstück (S. 102—124).

Karl Friedrich Glasenapp und Hans v. Wolzogen. Briefwechsel VI. S. 101. Gustav Wehrt. Die Bedeutung R. Wagners als Ethiker für die Not der Gegenwart. 3. S. 106.

Kurt von François. Das ästhetische Grundproblem der Ästhetik. 2. S. 115.

Karl Mittel. Aus der Werkstatt. S. 120.

Bayreuth und Draußen: Wien. Hamburg. S. 122. — Bayreuther Bühnenfestspiele 1924. S. 122. Bericht der R. W. Stipendienstiftung. S. 123.

Beilagen: Titel und Inhalt des Jahrgangs.

Auf den Umschlägen: Litterarische Anzeigen Nr. 220—223. 70 Bücher. 20 Zeitungsnummern. 1 Musikalie. Mit 60 Bemerkungen.

Winterstück 1923.

Vor der Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Schiller.

Richard Wagner an C. Fr. Glasenapp.

Geehrter Freund!

Haben Sie Dank für Ihre nun beschlossene Arbeit! Sie glauben wohl, daß sowohl die Absicht als die Ausführung derselben uns sehr gerührt hat? Wenn ich in Kürze sagen soll, was ich daran auszusetzen habe, so ist dieses weniger die hier und da — unvermeidliche — Ungenauigkeit, oder auch Dunkelheit in der Darstellung und Anreihung der Facta, als, daß Sie so vieles aus den Berichten Anderer, und dann meistens mit deren Worten, meistens auch viel zu breit schildern mußten, was sehr empfindlich gegen das absticht, was Sie aus persönlicher Erfahrung und Kenntnis beschreiben. So machen sich Noth und Konfusen oft zu breit, und namentlich zu wüthig, besonders wenn sie meine Person, meine Reden oder Worte wiedergeben, wodurch ich mir recht gut selbst verleidet werden könnte; denn häufig komme ich mir in diesem Spiegel recht faß und albern vor.

Ich möchte nun wohl wünschen, daß die englische Übersetzung nach einem etwas zusammengedrängten Originale angefertigt würde; auch dürften Sie für den ersten Band leicht gewisse Berichtigungen, welche Sie der Lektüre meiner Aufzeichnungen entnehmen, vornehmen. Meine Frau vermißt z. B. auch Frau v. Muchanoff (Kalogis Nesselrode). —

Natürlich wäre es am Besten, ich gewänne die behagliche Muße, ein Exemplar Ihres Buches mit dem Bleistifte in der Hand einmal genau durchzugehen. Das ist mir für jetzt aber unmöglich. Sie können sich denken, aus welchen Nöten ich mich jetzt zu winden habe, um nur einmal wieder zu freiem Athem zu gelangen, woran ich zu Zeiten eigentlich ganz und gar verzweifle. Man muß das alles erfahren, was mir aufbehalten war, um ein Urtheil über die Zeitgenossenschaft zu gewinnen, in welche ich hineingeworfen bin!

Kürzlich sagte ich im Scherz zu meiner Frau, ich schämte mich, ein Zeitgenosse zu sein! —

Daß auch Sie, mit aller Ihrer gebührenden Autorität, in die „letzte Hand, welche W. an die Partitur des Parzival legt“, gefallen sind, hat mich lächeln gemacht. Gewiß denken Sie doch nicht ernstlich, daß ich so alle Tage immer ein bißchen komponieren muß, um mich des Lebens zu freuen? Vorläufig habe ich es in diesen ersten Frühlings-Monaten — um mich gewaltfam vor den scheußlichsten Lebenseindrücken zu flüchten — nun erst so weit gebracht, die Dichtung selbst, welche bisher nur im Entwurfe existierte, wirklich auszuführen. Diese ist fertig, und wollen Sie uns im August oder September besuchen, so können Sie sie auch zu lesen bekommen. Dann werden Sie sich allerdings auch davon überzeugen können, daß der Parsifal mit dem Lohengrin, als dessen nachgespieltes Vorspiel man ihn betrachten wollte, gar nicht das Mindeste zu tun hat. —

Jetzt aber bleiben Sie versichert, daß Sie einer der allerwertesten Menschen sind, die mir auf meinem Lebenswege begegneten. Ich und meine Frau betrachten Sie und die Ihrigen ganz als zu uns gehörig, und bitten Sie, in diesem Sinne ferner es mit uns zu halten.

Herzlichen Gruß von uns an Sie

E m s.

Ihr

ergebener

Richard Wagner

Villa Diana.

25. Juni 1877.

(Bis 3 Juli noch hier, dann auf manchem Umweg gegen Ende Juli nach Bayreuth zurück!)

Aus dreißig Jahren Briefwechsel

zwischen

Carl Friedrich Glasenapp und Hans von Wolzogen.

3.

(1880, 81.)

13.

Bayreuth, 9. 1. 80.

— — Schönsten Dank für den „Dichterwald“, aus dem Sie uns, trotz allen neugeplanten preussischen Forstpolizeigesetzen, so gar herrliche Blüten, Beeren und Reiser gesammelt und vorgelegt haben. Ich hatte meine rechte Freude daran! und das werden viele Andere auch haben. Allerdings hatte auch ich am Schlusse das Gefühl: es müsse nun noch ein dritter Teil folgen, der sich durch die Nibelungen hindurch (deren litterarische Sippe so groß ist!) zur reinen, einsamen Höhe des Parsifal emporringen und dort nun, aller leidigen Kritik und Negation gegenüber, die ethische Würde des Besizes der positiven idealen Wahrheit, welcher uns zu unserem Stolz und Glück gehört, zum edel befriedigenden Abschlusse des Ganzen vollentfalten sollte. Ich begreife die guten Leute recht wohl, welche immer zu klagen haben, daß wir ihnen nichts wie Verneinungen, Verurteilungen und niederreißende, schlechtmachende Ironie zu bieten wüßten — sie merken dabei zu wenig, daß wir ihnen diese nur deshalb überhaupt zu bieten vermögen, und zumuten dürfen, weil wir eben das Positive, Wahre, das wir haben, und daß all unsere Negationen nur eben der, dem Worte fast einzig möglich bleibende Ausdruck der Erkenntnis des Positiven sind. — Nun aber haben wir zwar die Wahrheit, aber das vollendete, das ausgeführte Kunstwerk fehlt uns noch. Da dürfen wir es denn umso weniger vergessen, daß wir auch bei unseren kritischen Angriffen überall die, jenem Besitze der Wahrheit verdankte, ethische Würde durchblicken lassen, welche mit dem möglicherweise unangenehmen Eindrücke stäten Angreifen- und Schlechtmachen-Müssens wieder versöhnt und selbst den noch Unbekehrten merken läßt, daß etwas mehr dahinter steckt, als bloße Lust am Skandalisieren oder gar Neid gegen das Bestehende und Blühende, z. B. im deutschen Dichterwalde. —

W.

14.

Riga, 17. Februar 80.

... Das Januarstück ist eingetroffen und hat uns große Freude gemacht! „Was ist Styl“? ²⁾ Diese wichtigste aller Fragen für den Verein konnte gar keine bessere und würdigere Beantwortung finden, die in

²⁾ H. v. W. B. Bl. 1880. I.

einzelnen Partien, wie in dem al-fresco-Abschnitte, unsere freudige Bewunderung herausgefordert hat! Sogar mit meinem „Dichterwalde“ war ich gar nicht so unzufrieden und ich bin gespannt darauf, wie der Abschluß davon ausfallen wird. Fast zweifle ich, ob ich ihm etwas von dem schönen Ernste Ihrer Betrachtung werde verleihen können; Sie können mein Schriftstellertum gar nicht gering genug anschlagen! Schriftsteller! Rührt der Ausdruck nicht am Ende aus der Souveränität der Drucker und Verleger, der „Presse“ her: er stellt ihnen die Schrift als reines „Druckmaterial“? Es ist mir immer so vorgekommen! — — — Auch die Beispiele sind vorzüglich belehrend gewählt; besonders Fasolt erfreute uns sehr, und ich mußte daran denken, wie leider doch auch sogar bei den Festspielen so manche Anweisungen des Meisters unbefolgt blieben, so z. B. das Aufschlagen mit den Keulen beim Auftreten der Riesen, wodurch der richtige Rhythmus des Riesenmotivs in den Proben sich so vortrefflich szenisch motivierte! Mußte ja der Meister Fasolt noch in einer der letzten Proben an den rechten Fleck drängen, damit er Freias Blick wirklich durch die Lücke des Hortes sehe, während er zuvor, seitwärts stehend, die ganze Gestalt vor Augen hatte. —

Gl.

15.

Bayreuth, 23. 11. 1880.

— — — Ein großes Gewisses kann ich doch melden: daß der Meister vor 8 Tagen gesund und sehr erheitert aus München in sein behaglich hergerichtetes Haus zurückgekehrt ist und heute an die Fertigstellung der Partitur des Parsifal geht. Es ist hochehreulich zu sehen, wie ihm der Aufenthalt in Italien doch gut getan hat und wie besonders auch der lang entbehrte Verkehr mit Kunst und Künstlern ihm anregend und tröstlich gewesen ist. Bei seiner Mißstimmung gegen alles, was deutsch ist, wäre ohne solchen Schluß seiner Reise ihm die Heimat nach dem italienischen Paradiese wie eine düstere Hölle erschienen. Auch jetzt noch hofft er auf die Möglichkeit fernerhin alle Winter in der Fremde zubringen zu können; aber er fühlt doch zugleich den Drang, dazwischen in Deutschland immer wieder das zu verwirklichen, was nur Deutschland hat: die höchste edle Kunst. Vor sechs Wochen zitierte er mich schon nach Venedig, wo ich drei Tage blieb, um seine damals noch schwankenden Pläne zu erfahren, die hernach durch die Huld des Königs und die günstig ausfallende Prüfung der Münchener Theaterkräfte feste Gestalt gewonnen haben. Von der Unmöglichkeit eines „reinen Publikums“ überzeugt, und in der Sorge, das einzig zu Erstrebende: Darbietungen der „reinen Werke“ über die unfruchtbaren Bemühungen um die Gewinnung jenes idealen Publikums ganz zu versäumen, hat der Meister sich entschlossen, seine Festspiele dem gesamten deutschen Publikum zu öffnen. Dieser Masse gegenüber wird der Verein stets den festen

Kern der Wissenden und Weiterbelehrten zu bilden haben, an den sich die Neugewonnenen aus der Masse anschließen und so die ernste Kunstgemeinde, die schon heute mehr ist als eine Kunstgemeinde, vergrößern werden. — Mit dieser Erweiterung der Festspiele in Verbindung steht dann auch wieder die Erweiterung der „Blätter“, die nach des Meisters letztem Aufsatze eigentlich schon jetzt gezwungen sind sich mit Entschiedenheit weit über die Kunst-Sphäre hinaus zu verbreiten, wie dies in einzelnen Fällen ja auch schon vordem stattgefunden hatte. Der Regenerationsgedanke kann und soll in den mannigfachsten Formen durchgeführt werden; die Aufweisung und Förderung alles Einzelnen, was irgend als gut, echt und deutsch innerhalb unserer feindlichen Kulturwelt sich noch zeigt und regt, und die Kritik alles dem Entgegenstehenden, wodurch diese Kulturwelt zur Unkultur und Barbarei wird, wäre also die Gesamtaufgabe dieser seltsamen „Zeitschrift wider den Zeitgeist“. Es ist keine leichte Aufgabe dafür die nötigen mitarbeitenden Kräfte zu finden. Es müssen die Isolierten sein; aber die Isolierten haben wieder jeder sein eigenes Steckenpferd, die nicht in Einen Stall gebracht sein wollen. Gälte es nur: Vegetarismus predigen, wie Manche in wörtlichem Unverständnisse der großen Hindeutungen des Meisters wähnen, dann würden wir der fröhlichen Mitarbeiter genug haben können. Aber das Mehr und das Ganze, das hier erfordert ist, wird von den Wenigsten begriffen, und die „Blätter“ selbst werden noch geraume Zeit hindurch als Schule für ihr eigenes Lehrpersonal dienen müssen. — — — Von meiner Arbeit im Anschluß an C. Frank kommt nur noch ein kleines Stück in die „Blätter“; das Ganze erscheint als Buch bei Schmeißner.³⁾ Es befriedigt mich schon jetzt nicht mehr, sodaß ich es fast nur als ein persönliches historisches Dokument am Schlusse einer gewissen Lebensperiode betrachten mag, dem vielleicht in zehn, zwanzig Jahren ein anderes nachfolgen wird, welches dann in manchen Dingen ziemlich anders zu lauten haben dürfte! —

W.

16.

(Riga), 22. November 80.

..... alle unsere Wünsche richten sich darauf, daß die letzte Zeit in Italien und der endliche Einzug in die so lange verlassen gewesenen Räume von Segen und Gesundheit begleitet gewesen sein möchten: der eine, königliche Einzugsgruß hat uns mit seiner ganzen Bedeutung erfüllt; möchte nun auch die zu gewärtigende andauernde Tätigkeit, die sich für den Meister mit dieser königlichen Gewährung der nötigsten Mithilfe zum Werke verknüpft, mit weniger Sorgen und mehr ungekrübter Freude verknüpft sein, als die ungeheuren Anstrengungen für die Ermöglichung der ersten Festspiele, die Beunruhigungen, Erregungen, Enttäuschungen aller

³⁾ „Unsere Zeit und unsere Kunst“.

Art, die nicht zu verschmerzenden Kraftvergeudungen, womit die erste große Tat erkaufte wurde! Über diesen Wunsch geht nichts hinaus, in ihm ist alles inbegriffen, was wir für unseren Meister erwünschen können. Also auch Alles, was das innere und äußere Gedeihen des Vereines betrifft, der seine rechte und volle Weihe wohl auch erst durch das Weihesfestspiel erhalten wird. Für gar Viele unserer gegenwärtigen Vereinsmitglieder wird wohl 1882 die aller erste Zusammenkunft in Bayreuth bedeuten, bei welcher sie erst ein Bewußtsein davon erhalten werden, was ihnen durch die allerbeste Beschreibung nicht gesagt werden kann; und wir Alle, auch die, welche 1876 erlebt haben, werden uns dann nicht mehr als zersplitterte Einzelne, sondern zum ersten Male wahrhaft und für alle Zeiten vereinigt fühlen! Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die rein geistige Vereinigung, welche uns ja bereits damals umschloß, ist ja inzwischen erst zu einer handgreiflicheren Verbindung geworden und mit einer jahrelangen Vorbereitung wird dann das erneute, einzige, große Erlebnis zusammenwirken! Wenn wir uns vermessen, von jenem Zeitpunkte an wider alle bisherige Erfahrung doch auf die Ermöglichung einer wirklich ernstgesinnten und von der Ahnung deutschen Wesens erfüllten Genossenschaft zu hoffen, — sollten wir uns für diese Hoffnung nicht darauf berufen dürfen, daß eben auch solche zusammenwirkende Umstände in der bisherigen Erfahrung des deutschen Lebens noch nie und nimmer vorgekommen sind? — — —

Gl.

17.

Riga, 28. November 80.

..... über unsere neuen Mitarbeiter bin ich hoch erfreut, vor allem über die Zusage von Constantin Franz, ebenso sehr freue ich mich über Hans Herrig, dessen vortreffliches Talent ich jederzeit uns zugewandt zu sehen gewünscht habe. Wie steht es doch mit Wilhelm Henzen? Ich müßte mich ihm gegenüber schämen, daß ich gar nicht einmal weiß, ob seine wackeren „Dramaturgischen Blätter“ überhaupt noch existieren? Seine Besprechung des Parsifal entzückte mich seiner Zeit durch ihre geistvolle, scharfsinnig treffende Darstellungsweise; es wäre kleinlich gewesen, an ihren Einzelheiten zu mäkeln, da sie im Ganzen zu den wenigen besten gehört, von denen ich wünschte, daß sie auch allen unseren Lesern beizubringen wäre. — Springer — vortrefflich! Seine Einleitung zur Thalsia ist sehr schön und läßt alles Gute von ihrem Autor erwarten, so auch sein fleißiger Wegweiser durch die vegetariarische Litteratur, in dem ich mit wahrer Rührung — oder wie soll ich es nennen? — den Brief des Meisters an Weber mit der Beifügung „Diktion nicht volksverständlich“ verzeichnet fand. O du von Vielen geehrter, von Wenigen wahrhaft geliebter „großer Unverständlicher“ (siehe Wolzogen, die Spr. in W.'s Dichtungen, S. X, Anm.), wie

weit ist es mit deinem Volke gekommen! Vielleicht finden Sie nun den besseren Ausdruck für „Rührung“ — ich wußte es nicht anders zu sagen! Springer würde man es doch wohl glauben, wenn er es sagt! — — —

Die Dummheiten eines gewissen Müncheners kamen mir gestern in die Hände, ich habe viel darüber lachen müssen und bin auf manches aufmerksam geworden — es ist unglaublich, wie sich bei solchen Leuten Ihr Satz von dem Steckenpferde bewährt; an manchen Stellen macht dieser Münchner geradezu den Eindruck eines verkappten Wagnerianers, der, um seiner Selbstliebe zu schmeicheln, als Augsburger „Kritiker“ sich durch das enge Tor unserer öffentlichen Meinung drängt und deshalb Vieles fallen läßt, was er nicht durch die Enge zwingen kann, um mit der — ihm so scheinenden — Hauptsache hindurchzukommen. Er schmäht uns, lieber Freund, und das ist schlecht von ihm, aber wie gern wollen wir uns schmähen lassen, wenn nur das was wir sagen sich als nicht ganz wirkungslos beweist. — — —

Wir können ja gar nicht beleidigt werden, (wie ich es doch manchmal werde, wenn ich gerade Ihren lieben Namen so albern heruntergerissen finde!), denn wir sind nur unsere „Sache“; dazu gibt uns unser Meister das rechte Beispiel, indem er nun auch den Lahmen und Blinden die Tore öffnet! Einer, garnicht beabsichtigten, Akklamation von Seiten derer, die uns Exklusivität vorwarfen, dürften wir nun gewärtig sein. — — —

Gl.

18.

Bayreuth, 30. 12. 80.

— — — Eine gute, vielversprechende Kraft haben wir an Herrn von Stein, dem Erzieher Siegfrieds, gewonnen, der sich jetzt in Halle habilitieren wird, um dort, keßerischer Weise, über Schopenhauer und Wagner zu „lesen“. Er hat sich das hochwichtige Gebiet der Kritik der „Renaissance“ auserkoren und zunächst, wie als Prolog, eine hübsche, tief durchdachte und glücklich kurzgefaßte Anzeige des bedeutenden Werkes von Gobineau geliefert. Als zweites Thema habe ich ihm gestellt: „Shakespeare als Richter der Renaissance“, und als drittes wollte er dann Giordano Bruno und die Renaissance der Wissenschaft vornehmen. Das sind alles große Aufgaben; aber sie und ihresgleichen sind nicht nur durch große Abhandlungen, sondern auch durch die Menge kleiner Exemplifikationen unsern Lesern näher zu bringen, ja, letztere Art wird sogar zunächst vorzuziehen sein. Damit sieht es aber bei den Deutschen schwierig aus; wenn sie nicht gleich ganze Bände zusammenschreiben können, wissen sie nur nichtsagendes Feuilletongeschnitzel zu liefern. Jene prägnanten, knappen, am konkreten Beispiel unendlich aufklärenden Charakterbilder, welche sich nur einem sehr scharfen Schauen und ganz von den Deduktionsapparaten der Schreibtischfähigkeit abgelöst, selbständig und frei ausge-

bildeten Verstandnisse verdanken lassen, fallen ihnen ungemein schwer. Jetzt wünscht der Meister u. A. eine kurze Besprechung der Juden-Debatte. Ich fürchte mich vor jedem Versuche, eine solche zu bestellen; denn es wird nichts daraus werden als ein engbrüstiges Referat mit einigen hohlen Phrasen, anstatt einer wirklichen Beleuchtung, wie sie aus dem klaren Selbstbewußtsein des deutschen Sinns, im Gegensatz zu dem beleuchtenden Mißverständnisse der nationalen Kulturfrage, zu gewinnen wäre. Da sind die Tagesinteressen und Parteischlagwörter ohne allen Wert; es handelt sich um das Eine: Fühlt ihr euch noch als Deutsche? Wenn ihr das tut, was sagt euch dann die Judenfrage und deren offizielle parlamentarische Behandlung? Wer sind die Mächte, welche euch gegen die darin hervortretenden bedenklichen Undeutschheiten helfen können? Sollte wirklich die Auflösung in die allgemeine Humanität des modernen Judentums das Heilmittel gegenüber Kulturschäden sein? Was ist diese „Humanität“ und was hat sie uns gebracht? Hatten wir der jüdischen Hilfe nötig? Waren nicht bei uns selbst, aus eigenstem deutschen Geiste, weit edlere „Kulturkämpfer“ in unsern großen Meistern und Künstlern aufgetreten? Soll eine Nationalität sich selbst aufgeben, die noch die größte Aufgabe nicht gelöst hat: sich nach dem Geiste jener ihrer Meister zu eigener, edel-menschlicher Kultur auszubilden? Kann sie es aber nicht, unter dem Drange der obwaltenden geschäftlichen Verhältnisse und Verhängnisse, sollten diejenigen, welche an den Wert jener Vorkämpfer glauben, die Fahne mit sich fort in ein freies Land tragen und versuchen, dort ein neues Deutschland zu gründen? — So etwa wäre erst dies Thema bei uns zu behandeln. Daß dabei der Widersinn, als handelte es sich um Konfessions-Hader, gründlich abgeführt werden müsse, versteht sich von selbst. Auch hätte vornehmlich der furchtbare Einfluß des fremden Geistes auf die Presse in dem Mutterlande des Bach-Goethe-Schiller-Beethovenschen Geistes, gebührende Verurteilung finden! — — Die kleine Polemik gegen Gelegenheitserscheinungen in der sog. Wagnerlitteratur darf uns nicht den kostbaren Platz für das Wichtigere fortnehmen. Daß es sich bei uns eben gar nicht um solche Parteistreitigkeiten eines Kunsteliquen-Wesens handele, das muß den Lesern immer klarer werden.

W.

20.

Bayreuth, 6. 2. 81.

Jetzt habe ich ein Thema für Sie, das müssen Sie behandeln; es ist besser als alle kleinen Gelegenheitsvorschläge, die ich Ihnen bisher machte. Ich meine: Schillers ästhetische Ideen, besonders nach den Briefen zur ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts, mit passender Hinzuziehung der betreffenden Gedanken in den anderen Schriften (Gl.'s

Randglosse: „Das Erhabene!“). Wer liest diese Schriften noch? Es scheint, daß Keiner eine Ahnung davon hat, was Schiller gesagt und gewollt hat. Abgesehen davon, daß seit Schiller die Kunst selbst, die Musik, sich so bedeutend fortentwickelt hat und daher neue Auffassungen und tiefere Blicke dem Nachfolger, Wagner, ermöglicht wurden — so ist die Grundharmonie beider künstlerischer Denker sehr frappant. Die Hinweisung auf die Notwendigkeit einer menschlichen Kultur als Grundlage für wahrhafte Kunst, die Kritik der Zeit, die Hoffnung auf die Mitwirkung der Kunst zur Bildung jener Kultur, das Alles ist merkwürdig übereinstimmend. Und dabei sind beide Denker über ihre Kunst in ihren Äußerungen durchaus wiederum Künstler. Überhaupt kann man die törichten Leute, welche Wagner die Kunstschriftstellerei als eine Erstörung des natürlichen Produktionsgenies verwerfen, durch nichts besser widerlegen, als durch den Hinweis auf Schiller, der gerade so wie Wagner nach den ersten stürmischen und begeisterten Jugendwerken sich dem Studium der Philosophie und der Geschichte zuwandte, und die Idee des Schönen und der Kunst zu erörtern sich bemühte, um dann auf der Basis seines geklärten künstlerischen Bewußtseins seine Meisterwerke zu schaffen; und zwar zuerst die Trilogie Wallenstein, wozwischen ihm aber die Messina und die Stuart (diese sogar ein so alter Plan, wie etwa die Meistersinger für Wagner) bereits beschäftigten. Auch ist es bemerkenswert, wie Schiller, der sich über seine Kunst als Dichter bewußt werden wollte, nachher als Dichtermeister immer entschiedener sich von der Bedeutung der Musik ergriffen zeigt, Wagner dagegen, der sich über den Stil seiner Musik im höchsten Sinne Klarheit geschaffen, von da ab erst wahrhaft zum großen, freien dramatischen Dichter erwuchs, welches Werk er nun mit der Vollkraft seines musikalischen Könnens beseelte, was Schiller allerdings versagt bleiben mußte. — — Ich schreibe etwas über die „Religion des Mitleidens“, — — und bin nun an einem Punkt angelangt, wo ich Schiller vortrefflich zitieren kann, nämlich seine Worte über die Notwendigkeit, daß der Mensch zum moralischen Charakter gebildet werde, also nicht nur aus bürgerlichem Pflichtbewußtsein allein gut zu sein sich genügen lassen dürfe. Hier nämlich führt Schiller und Kant uns in ganz ähnliche Sphären der Ethik, wie Schopenhauer, und Wagner ist der Dritte im Bunde dieser Vollender Kants. Schiller freilich streift die Tiefe des ethischen Gedankens nur mehr, da er sogleich auf das Gebiet der Kunst übergeht, nicht ohne hinzuweisen auf die „Zirkel“, daß die Kunst die Frucht höchster Seelenbildung sei, und zugleich diese Bildung erst uns verschaffen solle. Auch diesen „Zirkel“ muß ich erwähnen, und daran anknüpfend endlich die Religion als den aus dem Zirkel befreienden Geist zitieren, die bei Schiller ganz zurückbleibt. Der Gedanke ist durch Wagner ein christlicher geworden.

Fragment eines brieflichen Monologes! (1881.)

Lieber verehrter Freund!

Endlich, endlich muß ich von mir hören lassen, um nicht mein Ihnen sonst unerklärliches Schweigen falsch ausgelegt zu befürchten; falsch, nämlich in irgend verheißungsvoller Weise leider aber ist es nicht so zu deuten. Nach so langem Schweigen — mir wenigstens ist es peinigend lang gewesen! — müssen Sie wohl glauben, daß ich Sie doch nun wohl mit irgend einer erfreulichen That überraschen werde und ich kann leider auf gar keine Erfolge einer längeren Periode hinweisen, während welcher ich mein armes Gehirn eher übermäßig angestrengt als es feiern gelassen habe! Aus meinem dummen Kopfe habe ich leider gar nichts hervorgebracht, habe mich dessen geschämt, günstigere Stunden und Tage abgewartet, es indessen nicht gewagt, vor Sie zu treten, und mich inzwischen wie ausgestoßen und verbannt gefühlt. — Die Bedingungen, unter denen ich jetzt etwas Brauchbares zustande bringen sollte, habe ich Ihnen schon angedeutet: seit dem Beginn des Jahres große und sehr zerstreute Sorgen, bei zeitweiligem Zurücktreten derselben angesammelte Berufstätigkeit: so wartete ich also in der ersten Hälfte dieses Monats mit voller Resignation die Osterferien ab, aber mit vergeblichen Hoffnungen; ich bin nun am Ende derselben, bin in dieser ganzen Zeit äußerlich durch gar nichts gestört gewesen und habe doch nichts zustande gebracht! Nun muß ich mich aber doch überwinden und dies eingestehen; mit Widerstreben, denn an dgl. zu rühren und es zum Gegenstande brieflicher Erörterungen zu machen, ist für mich, sobald ich eine Arbeit durchaus nicht aufzugeben gesonnen bin, besonders gefährlich. Deshalb habe ich es von Tage zu Tage wieder aufgeschoben, weil ich, sobald ich über irgend eine bevorstehende Arbeit mich erst brieflich auslasse, zur wirklichen Ausführung derselben in der Regel erst recht nicht komme, indem dadurch alle etwa vorhandenen höchst zarten und gebrechlichen Keime vollends zerstört zu werden pflegen. Nur aus einem von der äußersten Bedrängnis erhitzten Kopfe pflegen nämlich meine schriftstellerischen Elaborate hervorzugehen; schreibe ich nun darüber und spreche mich darüber aus, so erleichtere ich mich dadurch so sehr, daß jene „Bedrängnis“ und damit die einzige Quelle meiner Inspiration wieder aufgehoben wird. Bitte die Aufrichtigkeit dieses Bekenntnisses als eine Art von Verzweiflungs-Humor (?) entgegenzunehmen; vielleicht verstehen Sie mich. Doch! Allen Ernstes habe ich mich nur deswegen gescheut, Ihnen zu bekennen, daß ich es auch mit dem Schiller zu nichts weiter als zu einem weitläufig angelegten und doch lückenhaften Entwurf gebracht habe, weil ich mit diesem Geständnis mir jede weitere Inspirationsquelle abzuschneiden gefürchtet habe. Daß schriftstellerische Tätigkeit meine Sache ganz und gar nicht sei, habe ich in den

letzten Zeiten oft auf das Deutlichste wahrgenommen; alle Hebel und Schrauben, die ich mir seit dem vorigen November angelegt habe, haben mir nichts geholfen und nur ist manches andere darüber ungetan geblieben, was ich vielleicht hätte tun können, z. B. Lexikon, Lexikon! Ich muß mir wohl einen anderen modus vivendi wählen. Besonders bin ich aber wohl für die Behandlung großer Themata viel, viel zu aufgeregt: sofort möchte ich zum Ganzen hin, mir das Einzelne ersparen oder alles auf einmal sagen, und wenn ich bei dieser Methode in mündlicher Rede mit Straucheln und Stolpern doch allenfalls annähernd zum Ziele gelange, so kostet es mich bei jedem Versuche, zu schreiben, die enormsten Anstrengungen, einen einzelnen Gedanken so lange festzuhalten, bis ich ihn, beständig durch Mangel an Worten behindert und mit dem Ausdruck ringend, zu Papier gebracht habe und der „Faden“ ist mir inzwischen ausgegangen. — — Mit den verwegesten Wünschen und Absichten beginnend, gelange ich nun schon seit langem nicht über den ersten Anfang hinaus und es geht mir mit Schiller fast ebenso wie mit „Oper und Drama“, vielleicht wäre es das Beste für mich, wenn ich mich zunächst auf irgend ein ganz kleines Thema beschränkte, wie sich solche in der Konversation mit Nicht-Wagnerianern oder Halb-Wagnerianern hier und da darbieten? Bei solchen Veranlassungen ist mir z. B. oft der Begriff „Geschmack“ aufgefallen, über welchen ich nun aber mich selbst wieder zuerst aufklären müßte, ehe ich es wagen könnte, andere darüber zu belehren. Schiller braucht ihn, d. h. das Wort, mit Vorliebe, der Meister hingegen äußerst selten, ich habe eine große Antipathie gegen dasselbe. Es richtet sich wohl schon selbst durch seine recht widerwärtige Verwandtschaft mit schmecken, schmaßen und ähnlichen übelklingenden Wörtern, welche dem Romanen, z. B. einem italienischen Ohr recht abstoßend klingen müssen, und scheint demnach weit unedler als der immerhin ebenfalls sinnliche, aber wohlklingendere goût oder gusto der Romanen zu sein. Könnten Sie mir angeben, ob er bei unsern Ästhetikern vor Schiller mehr als eine ungeschickte Übersetzung des goût oder gusto ist und wie alt er überhaupt sein mag? Alle die höchst fatale subjektive „Geschmacksverschiedenheit“, mit welcher unsere Kunst-Laien einen ähnlichen Mißbrauch treiben wie unsere Kunstkritiker mit dem Begriffe der „Richtung“, müßte dann wohl im gleichen Zusammenhange untersucht werden. — — —

Gl.

Cäsar Flaischlen der Dichter-Ethiker.¹⁾

Von Gustav Wehrt.

„... Ideale vor Allem wieder und ein festes großes Ziel!“

Cäsar Flaischlen's Streben, Ringen und Schaffen hat seine Wellenringe weit über die Grenzen seiner engeren Heimat Schwaben und seiner lebenslänglichen Wirkungsstätte Berlin hinaus verbreitet. Geboren 1864 in Stuttgart als Sohn eines Offiziers, wandte er sich anfangs dem Buchhändlerberufe zu, studierte dann und nahm seit 1890 seinen Wohnsitz in Berlin. Nach langen Jahren oft schwerster Krisen und härtester Kämpfe um eigene Klarheit und Kraft, um eigenen Stil, von denen der „Jost Senfried“, sein Hauptwerk, ein gut Stück Selbstbiographie kündet, nach bitteren Zeiten der Verkennung, gelang es Flaischlen mehr und mehr, in der deutschen Leserschaft Fuß zu fassen. Bei dem unverkennbaren sozialen Zug in seinem Schaffen und seiner großen Sprachgewalt kann das nicht wundernehmen, angesichts des aufrechten, echten, sympathisch unmodernen Ausnahme-Menschentums, der licht-, kampf- und siegliebenden, starken und doch so gütigen und liebevollen Persönlichkeit, wie sie jedes Blatt seiner Bücher offenbart, im Interesse einer wahren Seelenkultur nur mit Freude begrüßt werden. Das Unzeitgemäße seiner Erscheinung aber, in dem Sinne, in dem jeder Ausnahmemensch, jeder Edeling unzeitgemäß ist, macht ihn für jeden ähnlich unzeitgemäßen, ehrlich aufwärtsstrebenden, in Sonderheit jeden bewußten Lebensreformer, besonders wertvoll. Seit Jahren war die Verbreitung seiner Bücher in stätigem Wachsen, wie der aufmerksame Beobachter an mancherlei Anzeichen, nicht nur den hohen Auflageziffern, leicht feststellen konnte. Manche der in feingeschliffene Spruchform geprägten, edel-einfachen Lebensweisheiten Flaischlen's sind auf dem besten Wege, weiten Kreisen, z. B. in Postkarten- und Liedform, geläufig zu werden. Namentlich das handliche Feldausgabenbändchen „Heimat und Welt“ fand weiteste Verbreitung. Zu Zehntausenden wurde es ins Feld geschickt, wo es wohl so manchem feldgrauen Kämpfer, ähnlich wie es dem Schreiber dieser Zeilen selbst ging, zum ständigen treuen Begleiter ward und nicht anders mehr als zum stäten eigenen „Haus“-Gebrauch aus der Rocktasche kam. Eine weite Gemeinde von herzlich ergebenen Freunden und Begeisterten wurde gerade in jenen leid- und notschwangeren Jahren höchster leiblicher wie seelischer Anspannungen durch die kraftvolle, selbstbewußte und zielsichere

¹⁾ An dieser Stelle kann nur das erste Kapitel der Schrift veröffentlicht werden; es wird genügen, geistverwandte angeregte Leser zu den betreffenden Werken selbst zu führen.

Lebenskunst Flaischlens mit köstlichem inneren Halt und Trost gesegnet und dem Dichter zu höchstem persönlichem Danke verpflichtet.

Gleichmaßen durch die hier wurzelnde tiefe Dankbarkeit fühlte ich mich seit langem zu dieser Schrift gedrängt, wie durch den sehnlichen Wunsch, auch recht vielen anderen Menschen zu einem ähnlich tiefen, nachhaltigen und bedeutsamen Erlebnis und Lebensereignis zu verhelfen.

Um gleich die Hauptsache vorwegzunehmen: Es geht nicht an und bedeutet eine Verkennung, Cäsar Flaischlen kurzweg als Dichter oder Schriftsteller zu bezeichnen und damit abgetan zu glauben. Namentlich durch die einfache „Einreihung“ als „Lyriker“ kann man, dabei noch ganz abgesehen von seinen rein dramatischen Werken, ihm nicht gerecht werden. Cäsar Flaischlens Wollen war so wenig auf rein künstlerisches allein, so sehr zugleich auch auf hohe, ausgesprochen sittliche Ziele gerichtet und sein Werk ist auch in der Tat so wenig nur Kunst und so sehr Erfüllung einer bewußten sittlichen Mission, daß dieser sehr ausgeprägte unverkennbare Zug, der sein gesamtes Schaffen bestimmt hat und sich mit Leichtigkeit in jedem seiner Bücher nachweisen läßt, bei seiner Beurteilung nicht unberücksichtigt bleiben darf, will man ihm irgend gerecht werden. Erst mit der Bezeichnung als „Dichter-Ethiker“ oder „künstlerischer Volkserzieher“, den Werken gegenüber als Lebensweisheit, Lebenskunst, Ethik in künstlerischer Form oder auch schlechtweg — Lebensreform (sofern man diesen Begriff nicht etwa in etwas enger Weise auf rein äußerliche, wirtschaftliche Fragen allein beschränken will), gelingt es, die volle Bedeutung Flaischlens und seines Schaffens auszudrücken. Sehr richtig sind in Nachrufen und Betrachtungen anläßlich seines Todes Äußerungen gefallen wie: „Er doziert Poesie“, „seine fast priesterliche Auffassung des Dichterberufes“, „Lieben und Heilenwollen war der Grundtrieb seiner tiefsten Seele“ usw. Man wies auch darauf hin, daß ähnlich bei anderen schwäbischen Dichtern — z. B. Schiller, Hölderlin, Ludwig Finck, Hermann Hesse — dieser Zug stark hervortritt und gerade auch hierin das Erbteil der nie verleugneten engeren Heimat Flaischlens sich zeigt. Wie sehr auch der Dichter selbst ausgesprochen Wert darauf legte, nicht als „Lyriker“ in einengendem Sinne betrachtet zu werden,²⁾ geht u. a. aus der Vornotiz zur Gedichtsammlung „Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens“ hervor.

Der starke, ethische, erzieherische Zug in allem, was Flaischlen schrieb, kann wohl ohne Zögern als Hauptkennzeichen seines Wesens und

²⁾ Reine Lyrik findet sich bei Flaischlen namentlich in der Gedichtsammlung „Alltag und Sonne“, im „Jost Senfried“, besonders im 4. Buch „Herzblut“. Selbst hier aber klingen bisweilen die typischen Flaischlenschen Grundgedanken, die halb Ethik, halb Lebensweisheit sind, hindurch, wie z. B. im Ausklang von „Loffe“, der „Lebensidylle“ in „Alltag und Sonne“.

Schaffens bezeichnet werden. Auf's Leidenschaftlichste hat er immer wieder die unsinnige Trennung des „Künstlers an sich“ vom „Menschen an sich“, von Kunst und Leben bekämpft und ist immer wieder gegen die Versuche aufgetreten, der Kunst eine unmittelbare Verbindung mit dem Leben selbst, eine unmittelbare Wirkung ihm gegenüber, abzusprechen. Dagegen hat er ausdrücklich und immer von Neuem unermüdlich betont, daß i h m Kunst nur Mittel zum Zweck, allerdings zu höchsten Zwecken (ethischer Menschheitsentwicklung!) sei. Dem berüchtigten welschen Umding des „l'art pour l'art“ setzt er das stolze Wort entgegen, das für sein ganzes Werk von programmatischer Bedeutung ist:

„Wir sollten weniger Künstler haben und mehr Menschen! Weniger Könner, mehr Woller!“

*

Bloßes Können bleibt Handwerk, wenn der überragende Mensch dahinter fehlt! und verfällt!

Bleibendes erzwingt nur der Charakter, und nur der höhere Mensch schafft Höheres!“ (Jost Senfried.)

Wie naheliegend ist da der Vergleich mit den Gedanken Richard Wagner's, des Weltweisen von Bayreuth, der mit seinem Kunstwerk auf seine Weise bekanntlich auch nicht nur Kunst, sondern eine — K u l t u r wollte, der selbst z. B. einmal schrieb: „Die Kunst ist nur dann das höchste Moment des menschlichen Lebens, wenn sie kein von diesem Leben Abgetrenntes, sondern in ihm selbst nach der Mannigfaltigkeit ihrer Kundgebung vollständig inbegriffen ist“ (Ein Theater in Zürich) oder: „Die Absonderung des Künstlers vom Menschen ist eine ebenso gedankenlose wie die Scheidung der Seele vom Leibe, und es steht fest, daß nie ein Künstler geliebt, nie seine Kunst begriffen werden konnte, ohne daß er, mindestens unbewußt und unwillkürlich, auch als Mensch geliebt und mit seiner Kunst auch sein Leben verstanden wurde.“ (Eine Mitteilung an meine Freunde) — und von dem sein Biograph Houston Stewart Chamberlain sagt: „Richard Wagner verwahrt sich sehr oft und sehr energisch gegen die Auffassung, der Kunst als „Sondereigentum einer Künstlerklasse“. Eine echte Kunst werden wir nach seiner Überzeugung erst dann haben, wenn jeder Mensch in irgend einem Bezuge Künstler sein wird, wobei man aber das Wort Künstler nicht technisch auffassen darf, sondern als Bezeichnung für eine Ausbildung des Gemütes; denn er sagt an anderem Orte, es würde erst dann wahre Künstler geben, wenn wir überhaupt „wahre Menschen“ geworden sind, und er billigte Uhligs Auslegung seiner Worte dahin, daß „die Menschen nicht künstlerisch, sondern die Kunst menschlich gemacht werden sollte“. Die Kunst soll eben nach ihm nicht Beiwerk, sondern ein integrierender, wichtigster Bestandteil des Lebens sein Den Begriff „Kunst für die Kunst“ gibt

es eben bei Wagner nicht, Kunst und Leben sind bei ihm nicht zu trennen."

Eine Menge von treffenden, mehr oder minder scharfen und streitbaren Äußerungen finden sich zur Frage „Kunst und Leben“ bei Flaischlen, namentlich im „Jost Senfried“. Schon einige Jahre vor diesem heißt es in der Vornotiz zu den „Lehr- und Wanderjahren des Lebens“ herzlich und zielbewußt: „Was uns not tut, ist eine Kunst mit den Zielen der Kunst Goethes und der Kunst Schillers, die Kunst einer bestimmten, festen Weltanschauung Es gilt für das Leben zu schaffen, nicht für technische Seiltänzerereien Wir brauchen eine Kunst, die lebbar ist, die mit hilft, aus dem Kampf, in dem wir alle liegen, hinauszufinden und die uns vorbildlich vorangeht Unsere Dichtung — ich bekenne mich herzlich gern zu dem verrufenen „Soll“! — muß allmählich wieder „Moralisch“ werden, im Sinne Schillers. Alle große Kunst war es.“

Im „Senfried“ ist gleich das Leitwort, das ihm voransteht, gerade wieder hinsichtlich der Frage „Kunst und Leben“ so vielsagend und charakteristisch, daß man es getrost nach dieser Seite hin für das gesamte Schaffen Flaischlens überhaupt gelten lassen kann:

„Ich möchte nicht bloß gelesen sein
und dann vergessen wo im Schranke
gleichgültig zwischen Fremden stehn!
ich möchte auch im Herzen klingen,
ich möchte immer mit euch gehn
und um euch sein,
tagaus, tagein!
ich möcht euch trösten, seid ihr traurig,
und seid ihr froh, mich mit euch freun!“

Im 3. Buch des „Senfried“ wird es einmal eindeutig und klar, nackt und nüchtern gesagt, was der Dichter will mit seinem Werk:

„. . . Ich will nicht Gelehrter, ich will nicht Mönch, ich will nicht Einsiedler, ich möchte . . . Dichter sein! ich muß die Fenster offen haben . . . ich muß Leben hören! und wenn es lärmt, so soll es lärmern! ich will wissen, was um mich vorgeht! die Welt ist meine Welt! ich grabe nicht in alten Büchern! ich will auch keine neuen machen! ich will Leben schaffen . . .“

Ferner heißt es 3. B. im „Jost Senfried“:

„Selbst die Wenigen, von denen man vielleicht dachte: sie freuen sich darüber, selbst diese Wenigen, sie sagen sich beim Lesen allensfalls: o ja! wie schön, wenn es so sein könnte, wie da steht! . . .

aber sie nehmen es nicht für ihr eigenes Leben! es ist Dichtung! . . und bleibt Buch!

sie stehen tagsdarauf den gleichen Fragen gegenüber und vielleicht vor ganz denselben Dingen, aber sie haben längst vergessen, was sie gestern gelesen! und wenn es ihnen einfällt . . . ach nein! es fällt ihnen garnicht ein! (III.)



„O in den Büchern, die wir haben, stehen soviel wunderbare Dinge . . . steht soviel Großes, Erlösendes und Befreiendes!

und die Menschen haben alles gelesen und wissen es und freuen sich, mit Anderen darüber zu reden!

Aber sie haben nirgends den Wunsch, auch nur einen Bruchteil davon in ihrem Leben zu leben!

und wenn sie versuchen würden, auch nur einen einzigen Satz einmal, ein einziges Wort, das sie hundertmal vielleicht im Munde haben, wirklich zu Tat zu machen und durchzuführen mit den Linien, die es gibt . . .

o es wäre Freude, auf der Welt zu sein!

Was die Großen unter ihnen geschaffen, Propheten, Dichter und Richter, sie haben es nicht geschaffen, daß es stumm in den Regalen stehen soll und verstauben!

sie haben es gegeben, daß es Leben werden soll in ihren Herzen und sie selber groß und frei und ewig machen!“ (V.)



„Dichter sein ist Mensch sein

Dichter sein ist schwerer, als Gedichte und Novellen und Theaterstücke schreiben und hat im Grund garnichts damit zu tun!“ (V.)



„Kunst sein, nicht machen!

Dein Leben sei deine Kunst!“ (V.)

Naturgemäß ist diese Überzeugung von entscheidendem Einfluß auf die Stoffwahl Cäsar Flaischlens gewesen. Hierüber sagt er selbst einmal im „Senfried“:

„Sieh, der eine redet in seiner Kunst nur mit den Worten, die auf dem Papiere stehen, der andere mit dem, was zwischen seinen Zeilen sich dir aufstut! Der eine erzählt dir eine merkwürdige Anekdote aus dem Leben irgend eines Menschen, der dich garnichts angeht und dir ganz gleichgültig ist! Und der andere erzählt dir was von dir!“

Er erzählt dir etwas von dir selbst! Ein aus jenem erstgenannten sich ergebendes weiteres Hauptkennzeichen! Er erzählt dir etwas von dir selbst, ja, das ist's! Das ist's, wodurch Cäsar

Flaischlen jedem etwas geben muß, der noch ein einigermaßen unverbildetes, natürliches Empfinden hat und nicht etwa von vorn herein mit Vorurteilen an ihn herantritt: Der unwillkürliche Eindruck, als sei ausgerechnet gerade der jeweilige Leser selbst es, den der Dichter gemeint, so alltäglich vertraut und schlicht und leichtfaßlich muten uns seine Worte an trotz aller Tiefe ihrer Weisheit, trotz aller Hoheit und Kraft der Gesinnung. Nicht ohne Grund trägt der „Jost Seyfried“ seinen Untertitel „Aus dem Leben eines Jeden“ und eine nur im Manuskript gedruckte Dichtung³⁾ den: „Für dich und mich und alle“.

Dieser Zug wird noch verständlicher, wenn man das, was in der Vor- notiz zu den „Lehr- und Wanderjahren“ steht: „Es enthält die Auf- und Ab-Stimmungen, die in dieser oder jener Weise schlechterdings Jeder einmal lebt, da jeder einmal 20 Jahre ist und dann 25 und 30 und 35 wird. Denn unsere Lebensgänge sind nicht so verschieden, als ihre äußere Verschiedenheit scheinbar dartut. Die Seele lebt im letzten Grunde immer und in jedem das gleiche Leben, nur die Gesichter sind verschieden und die Hüte, die man trägt. Die Innenwelt kämpft überall den gleichen Kampf und freut sich überall der gleichen Freude. So verstanden objektiviert sich auch das Individuellste und Persönlichste zum Allgemeinen und Typischen. Der Schaffende kann nur sich selbst geben, wenn er sich nicht damit begnügen will, bloß Außenbilder zu zeichnen. Er begreift nur aus sich heraus, nicht in sich hinein“ — wenn man das zusammenhält mit dem starken ständigen Eindruck des Lesers Flaischlens, daß ausschließlich Selbst- erlebtes aus seinen Büchern zu ihm spricht. „Alles erlebt, nichts er- dacht, echt von Anfang bis zu Ende“, „sein ganzes Dichten ein fortlaufendes Selbstbekenntnis“, und: „überhaupt kein Buch — aber ein Mensch!“ hat man sein Schaffen, in Sonderheit den „Jost“ einmal sehr richtig zu charakterisieren gesucht. Für Cäsar Flaischlen gilt mehr als für manchen anderen Künstler das Wort Goethes, daß in seinen Werken nichts sei, was er nicht selbst erlebt habe. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß es hier nicht eine einzige Seite, nicht eine einzige Zeile gibt, die nicht auf „Dichtung und Wahrheit“ beruht.

³⁾ Vgl. Wehrh, Zwei Briefe. I. Ideal und Alltag. („Freideutsche Jugend“ 1919, Heft 3.)

⁴⁾ Nach: Georg Muschner, Cäsar Flaischlen. (Egon Fleischel & Co., Berlin, 1914.)

Houston Stewart Chamberlain über Franz Liszt

aus einem Briefe des Jahres 1911.

Es wäre eine arge Täuschung, wenn man glaubte, es könnte je gelingen, aus der Persönlichkeit das Werk zu erklären; weit, ja weit eher ist das Umgekehrte möglich: aus dem Werke der Persönlichkeit nahe zu kommen. Schopenhauer betont, daß dies selbst bei mittelmäßigen Geistern zutrifft. Besäße die Nachwelt nur den Ring und Parsifal, sie würde sich eher eine Vorstellung von deren Urheber daraus gewinnen, als daß sie aus Glasenapp's 6 Bänden sich jemals die allerentfernteste Vorstellung von Ring und Parsifal konstruieren könnte. Goethe tröstet einmal einen Verehrer, der ihm nicht begegnet war, und sagt, er habe immer bemerkt, daß ein aufmerksamer Leser ihn weit besser kenne, als die Menschen, die mit ihm umgehen, und er warnt bei der Gelegenheit vor der Verwechslung des Schöpfers von Kunstwerken mit dem Menschen, wie er im Leben steht und geht; in dem einen Falle erblicken wir eben die Persönlichkeit *sub specie aeternitatis*, in dem andern *sub specie temporis* — und mag diese noch so erhaben, so hinreißend, vielleicht gar anbetungswürdig sein, nie wird sie sich mit jener decken, und zwar weil im Schaffensakt noch etwas dazu kommt, ein Überpersönliches, Gottverwandtes, Unausprechbares. Und darum wird Jeder, der sich in der Notlage befindet, Werke aus der Kenntnis der Persönlichkeit und als Illustration zur Persönlichkeit betrachten zu müssen, entdecken, daß er das Teleskop umgekehrt vor dem Auge hält und, wie der Franzose sagt: *qu'il regarde par le gros bout*. — — —

Ich kenne verhältnismäßig wenig von Liszt, — doch bei solchen Dingen tut's die Zahl nicht. — Es hat sich mir hieraus ein ebenso bestimmtes wie einziges Verhältnis ergeben: Liszt steht für mich vollkommen außerhalb der Geschichte der Musik; ich vergleiche ihn mit Niemandem, stelle ihn weder über noch unter irgend Jemanden; er ist meiner innersten Seele so nahe, und zwar in so zarter, jungfräulich unberührbarer Seelengestalt, daß fast jedes Wort über seine Tondichtungen mich verlegt. Ich würde die *Immaterialisierung* des Stoffes als die kennzeichnende Besonderheit seiner Kunst nennen. Es würde mich nicht wundern, wenn beim letzten Gericht die Engel Liszt'sche Musik spielten — ebensogut wie ich mir lebhaft vorstellen kann, daß Gott sich eine andere Musik bestellen würde. Das Problem Kunst ganz „Seele“ werden zu lassen, also fast nur noch reines, losgelöstes Gefühl, habe ich niemals außer hier erfüllt gesehen. Aber ich bin mir wohl bewußt, hiemit zugleich eine gewichtige Kritik ausgesprochen zu haben; denn eigentlich ist Musik Drama, und eine Musik, die — sobald man ein wenig tiefer blickt — gar nicht mehr Drama, sondern losgelöste Seele ist, könnte insofern als

„fast nicht mehr Musik“ bezeichnet werden. Sobald Liszt's Musik falsch aufgeführt wird, zerfällt sie darum für mein Gefühl einfach in Nichts; es ist ein Nebel, der vom Wind vertrieben wird; es bleiben Einem, wie Faust von Helena, nur die „Eruvien“ in der Hand. Übrigens gibt mir diese Erwähnung der Helena den Einfall, daß Liszt's Werk etwas an sich hat von der Läuterung einer Seele, die schon im Jenseits geweilt hätte. Eine Symphonie von Beethoven ist ganz anderer Art, kein Dorfchester kann sie umbringen.

Besonders wichtig wäre aber noch die Betonung des einzig bei Liszt bestehenden Zusammenhangs zwischen Auge und Ohr. Ist der eigentliche Charakter der Musik Liszt's ihre „Sublimierung“, so erreicht er diese Sublimierung — ich glaube mich nicht zu irren — durch die Hinzunahme eines ebenso sublimierten Auges, das nur noch Farben und Licht und schwebende Umrisse erblickt. Sobald Liszt's Musik ertönt, sehe ich, und dieser Anreiz des Sehvermögens, oder eher Bedürfnisses, macht, daß ich nicht mehr — wie, sagen wir, bei Bach oder Beethoven — rein musikalisch empfinde; andererseits erhalte ich aber doch nicht — wie, sagen wir bei Wagner — irgend etwas zu sehen, und so überfällt mein Auge eine Art musikalische Stimmung . . . Indem ich diese Worte hinschreibe, empfinde ich lebhaft, daß ich gar nicht weiß, wie ich das schildern soll; gleichviel, in diesem Brief wollte ich nur darauf aufmerksam machen, daß in Liszt dem Tonpoeten eine Erscheinung vorliegt, die einzig sui generis, so daß wirklich die leidigen Rangbestimmungen bedeutungslos sind ihr gegenüber. Und was ich behaupte — worauf ich hinaus will — ist, daß wir niemals diesen schöpferischen Genius auf dem Wege der Beobachtung seiner Persönlichkeit bekommen werden, wogegen wir höchstwahrscheinlich manches, was die Persönlichkeit betrifft, in ganz anderem Lichte erblicken würden; wären wir uns erst über den innewohnenden Genius klarer. —

Chamberlain.

Einer so ursprünglichen Bewegung wie der Bayreuther finden wir im Lauf der Geschichte Kräfte zugeordnet, deren Art gegeneinander verglichen sehr verschieden gewesen ist; immer aber freuen wir uns ihrer innern Bedeutung. Auf Chamberlain sind wir Bayreuther besonders stolz. Nachdem Gobineaus, des Gleichaltrigen, Wege spät auf Wagners Bahnen gemündet hatten, vollzieht Chamberlain, fast vier Jahrzehnte jünger, die Vereinigung im schönsten Mannesalter, und dieser Vorgang bleibt für Bayreuths Anziehungskraft um so wichtiger, als er eine innere Entwicklung beschließt, welche sich von Anfang an dem Lichte deutscher Geistessonne zugewendet hatte. Der Schluß ist zwingend, daß sich in Bayreuth eine herrlichste Macht deutschen Wesens offenbart, und wenn wir als Deutsche freudig erstaunt sind, welche werbende Kraft von unsern Großen ausgeht, so dürfen wir als Anhänger des Bayreuther Gedankens gesteigerte Befriedigung empfinden, daß ein Denker, Schauer oder Seher wie Chamberlain unser ist. Ausführlich hat er ja selber von den Pfaden erzählt, die er gewandelt ist. Man schlage das Buch auf: Lebenswege meines Denkens (Verlag von F. Bruckmann, München, 1919; 432 Seiten). Inhalt wie Anordnung, beides ist urwüchsig. In der Geschichte der Selbstzeichnung wird diesem Buche immer eine hervorragende Stelle eingeräumt bleiben; Vergleiche nach allen möglichen Richtungen kann man ja an Hand der Klaiberschen Geschichte der deutschen Selbstbiographie in jeder gewünschten Richtung anstellen. Chamberlain wählt die Briefform, um Aufschluß über sein Inneres zu geben. Die ersten Briefe haben Herkunft und Erziehung zum Gegenstande. Mütterlicherseits ist er Schotte; angeerbt war ihm eine auffallende Begabung für Sprachen. Ohne diese Fähigkeit hätte er sich deutsches Geistesleben kaum in so vollendetem Umfang aneignen, in unser Leben nicht so tief eingreifen können. Seine deutsche Sprachgewalt gibt ihm einen Vorsprung vor Gobineau, der trotz enger Verbindung mit dem Deutschtum unsere Sprache nicht voll beherrschte. Der Vater Chamberlains war Engländer und hatte echt englisch-normännische Art. Als Seeoffizier brachte er es bis zum Admiral. In den Eltern des Vaters fand sich mit dem englischen Blute wallisisch-keltisches und skandinavisches zusammen. Mag sein, daß die Beweglichkeit des Geistes und der Künstlerinn, der Leben und Gedanken zu so wunderbarer Einheit gestalten half, keltisch, die klare Treue und Festigkeit aber nordisch sind; ein Zweig der Vorfahren weist auf Lübeck, als deutete er eine künftige Heimat an. Besondere Verhältnisse, namentlich der bald eingetretene Tod der Mutter, verschlugen den Knaben und Jüngling aus der Heimat in den Bereich französischer Bildung. Erst der Unterricht bei dem Stralsunder Theologen Otto Runke, der sich gesundheitshalber in Montreux aufhielt, führte Chamberlains Lebensschiff mit dem Steuer nach Deutschland. Weit gefehlt aber, die französische Erziehung als verloren anzusehen, hat Chamberlain immer ein dankbares Bewußtsein dafür mit sich getragen, daß er am Gegensätzlichen die deutsche Art schätzen und messen lernte; sie erschloß ihm denn auch später den Einblick in das, was englischem Geiste mangelt. Ein dritter, aufschlußreicher Brief berichtet in den „Lebenswegen“ von seinen Naturstudien. Bis in die Wiener Zeit (in Wien lebte Chamberlain 1889–1909) hat er sich mit immer erneutem Eifer der Naturwissenschaft hingeben; seine Doktorarbeit behandelte den Aufstieg des Saftes der Pflanze, und sie erwies für ihn noch andere als die von äußerem Druck und Stoß ableitbaren Gesehe; — als sollte schon der Natur das Geheimnis des Lebens abgelauscht werden. Die naturwissenschaftliche Arbeit ist von Chamberlain nur aus

Zwang der Gesundheit abgebrochen worden, weil die Untersuchungen zu sehr anstrengten. Von später erstiegener Warte aus mochte ihm die Wendung zur reinen Geisteswissenschaft als höhere Fügung erscheinen. Jedenfalls aber hat das naturwissenschaftliche Denken das geschichtliche, das reine, das künstlerische nach der Richtung der Klarheit wohlthuend beeinflusst; nichts in diesem wohlgebauten Leben war verlorne Mühe, und mancher denkende Schriftsteller gäbe viel darum, Pflanzenkenntnisse wie Chamberlain zu besitzen, Kenntnisse, die ihn besonders an Goethe fesseln mußten. Das Zeichen, unter dem sich die Entwicklung zur Geisteswissenschaft vollzog, war Bayreuth, und hierüber teilen die „Lebenswege“ alles Nötige in einer ergreifend schönen Sprache mit. Dem faustisch Vielseitigen mußte gerade Wagners Geisteswelt die weiten und hohen Räume schaffen, in denen er sich heimisch fühlen konnte. Ins Haus Wahnfried ist Chamberlain zum erstenmal 1884 eingetreten; 1888 wurde er in Dresden der Witwe des Meisters auf ihren eigenen Wunsch vorgestellt. In der Verbindung mit Eva Wagner fand später die Wahlverwandtschaft mit Bayreuth vollends ihren schönsten Ausdruck. Was alles neben Richard Wagner in Chamberlains „Buchgaden“ (so verdeutscht Jakob Grimm: Bibliothek) enthalten ist, das eröffnet der letzte Brief der „Lebenswege“. Bei dem Abschnitte der „bleibenden Lebensgenossen“ möchten wir die französischen Schriftsteller einer Treue gegen die französische Erziehung zuschreiben; in Deutschland aufgewachsen, hätte Chamberlain ähnlich wie etwa Wagner, oder vor ihm Arndt, Fichte, Jahn, Wilhelm von Humboldt, seine Wurzeln noch tiefer ins griechische Altertum eingesenkt. Wer die „Lebenswege“ durch die Erststätt Ich-Schilderung ergänzt haben möchte, dem sei der knappe Abriß (114 Seiten) von Leopold von Schröder empfohlen, der 1918 bei J. F. Lehmann in München erschienen ist, geschmückt mit vier Bildnissen. Im gleichen Verlage ist des berühmten indischen Forschers „Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth“ erschienen. Chamberlain und Schröder waren durch eine weitgehende geistige Übereinstimmung zu edler Freundschaft verbunden.

Wer heute Chamberlains Name nennt, dem stehen wohl am anschaulichsten dessen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ vor Augen (erstmal 1899 bei Bruckmann in München erschienen und seither immer wieder aufgelegt; 1915 erschien die Gedenausgabe des hundertsten Tausends; nach Leopold von Schröders Angabe hat um 1902 ein verständiger Fabrikant eine Stiftung zur Verbreitung dargebracht). Das Werk ist eine der glänzendsten geschichtsphilosophischen Leistungen. In den Vordergrund des Tages wurde es gerückt, weil es von starkem Glauben an die Sendung der Germanen, insbesondere der Deutschen getragen war. Diese Überzeugung hatte sich beim Verfasser zu ähnlicher Kraft entwickelt wie vor hundert Jahren die Predigt aller derer, welche deutschen Sinnes handelten. Eine abgeschwächte oder abgerissene Überlieferung trat mit derselben Ursprünglichkeit wie damals, wie im 16. Jahrhundert, neu hervor. Insofern Wagner zu den Trägern des deutschen Gedankens gehörte, war es natürlich, daß sich Chamberlain vorher mit unserem Meister beschäftigte. Eine angedichtete Abhängigkeit dürfte er jedoch mit vollem Rechte ablehnen (vergl. Vorwort zur dritten Auflage, das 1912 mit dem zur vierten gesondert erschien als „Wehr und Gegenwehr“, mit Ausführungen über Wagner, Rassenfrage, Dilettantismus, Monotheismus, Bekenntnisfrage). Schon aus dem Grunde wußte er sich unabhängig, weil unser Bayreuther Meister eine wissenschaftliche Verantwortung für die Einzelheiten der Geschichtsauffassung nicht beanspruchte. Den Begriff der Rasse hat Wagner von Gobineau. Chamberlain faßt das Wort dann, wie in jenem Vorwort ausgeführt ist (vergl. dazu kritische Urteile über die Grundlagen bei Bruckmann, 2. Auflage 1912) wesentlich anders, nämlich von Seiten

der naturwissenschaftlichen Anschauung, welche den von Gobineau abgelehnten Darwin verworfen und statt der Untersuchung über den Ursprung den Ton auf die Möglichkeit der Veränderung legt. Auf diesen Ruf springen die Fragen der Gegenwart hervor, und Chamberlain wird in sonnensfrischem Heldensinn mit ihnen fertig, sofern er in unserer Brust den Willen hervorruft, unsere Kräfte in ein immer höheres Leben fortzubilden und weiterzupflanzen. Die berechtigte Liebe zur Eigenart schärft ihm den Blick für fremde Art. Äußerungen, die auf bestimmte Art schließen lassen, sucht er hauptsächlich im Seelischen und Geistigen. Keiner vor oder neben ihm hat dieses Ziel der Seelenkunde so klar erschaut, so gut getroffen. Vielleicht gereichte ihm hierin englische Abstammung und französische Erziehung zum Vorteil gegenüber den Deutschstämmigen, denen die Harmlosigkeit die Augen manchmal so trübt, daß sie im Seelenkundigen versagen. Zu dieser Feinheit der Beobachtung kommt aber eine andere, ausschließlich germanische Innenkraft: das Verhältnis zum Göttlichen rein und tief in sich zu erleben. Chamberlain weiß, was Luther ist. Seine Sammlung auf Jesus als den Träger arischen, höchsten Glaubens ist die Grundlage der „Grundlagen“ und verschafft ihm z. B. Gobineau gegenüber, der in diesen Gedanken durch kirchliche Bindung hilflos wird, die schlagende Überlegenheit. Wenn wir Äußerungen Schemanns recht verstehen, so scheidet sich seine Auffassung hier merklich von der Chamberlains, welche ohne das Alte Testament selig werden will und kann. Zu dem Worte Bismarcks, das 1847 im Preussischen Landtage Befreiung der Christen von den Juden forderte, bemerkt Chamberlain (4. Aufl. XLVII) kurz und entschlossen, daß einzig die religiöse Befreiung die endgiltige wäre. „O du armer Christe, wie schlimm wird es dir ergehen, wenn der Jude deine schnurrenden Flügel nach und nach umspinnen haben wird“, schreibt Goethe, indem er vor den jüdischen Pfiffen Moses Mendelssohns warnt (vergl. Max Maurenbrecher, Goethe und die Juden, S. 23). Mit einer, man kann nicht anders sagen, als „genialen“ Bestimmtheit dringt Chamberlain auf die Persönlichkeit Jesu; Luther tat dies auch, ohne wesentlich über Paulus zurückzukommen. In der Befreiung vom Alten, in der Reinigung des Neuen Testaments vom Jüdischen stellt der religiöse Denker Gegenwart und Zukunft Aufgaben, deren Lösung mit der Frage selber verbürgt ist: denn wer Jesu Leben, Lehre, Leiden gegen das Judentum hält, kann nur Eines von beiden erfassen und bewahren wollen. Die ganze völkische Bewegung hat nur dadurch Sinn und richtet nur dadurch etwas aus, daß sie Chamberlains Grundgedanken als Waffe, als Schutz, als Boden, als Ziel nützt. Über vieles Einzelne, was sonst in den „Grundlagen“ steht, dürfen wir vielleicht ein andermal reden. Hier möchten wir nur inbezug auf die Bemerkungen über die Griechen unsere abweichende Meinung vorbringen, hinter der nicht die Lust des Widerspruchs, sondern langes Erleben und Erfahren steht. Eine Ausnahmestellung räumt ja Chamberlain selber z. B. Platon ein, dem er in seinem Kantbuche den Abschnitt über Wissen und Wähen gewidmet hat. Weit liebevoller als mit den Griechen hat sich Chamberlain, der Freund Leopold von Schröders, mit den Indern befaßt. Hierin (nicht in Wertschätzung des Griechischen) setzt Chamberlain die Überlieferung deutscher Lebensforscher wie W. von Humboldts auf herrliche Weise fort. Wer über altindisches Denken unterrichtet sein will (nicht zu verwechseln mit dem Buddhismus!), der findet anregende Wegweisung in Chamberlains Schrift: Arische (= altarische) Weltanschauung; zuerst bei Bard und Marquardt, 1905; 3. und 4. Aufl. 1916 und 1917 bei Bruckmann, München; 94 Seiten. Weiter wäre Leopold von Schröders Arische Religion zu nennen, von der leider der dritte Band noch aussteht; vergl. auch Schröders Aufsatz über die Weltesche, in den Bayr. Bl. 1916. Die Gestalt und Persönlichkeit Jesu hat Chamberlain in seinem lehterschienenen großen Werke

„Mensch und Gott“ aus innerster Erfahrung in den Mittelpunkt unseres Denkens und Fühlens gerückt; wir brauchen hier nicht zu wiederholen, was im Winterstück 1922 über dieses wahrhaft befreiende Buch gesagt worden ist. Eine mächtige, folgenreiche Bewegung, durchaus der Reformation vergleichbar, wächst und schwillt aus dem Gedanken deutschen Christentums. Andersen, der Verfasser des vielgelesenen Buches „Der Deutsche Heiland“ (Deutscher Volksverlag München) hat einen Bund für Deutsche Kirche ins Leben gerufen (Berlin W 15, Kurfürstendamm 225 das Nähere). Wir sind gespannt, welche katholische und evangelische Gottesgelehrte sich die neue Anschauung aneignen werden. An Erkenntnis vom mangelhaften Werte ureigener jüdischer „Religion“ hat es nicht gefehlt. So äußert sich im Programm 1902 des Schönthaler theologischen Seminars Prof. Traub über den Jahwe-Begriff, daß Jahwe in seiner Heiligkeit eine sittlichen Maßstäben nicht zugängliche Seite an sich habe; bei den Erzvätergeschichten findet er unleugbare Nachtseiten; die Rechtlosigkeit des Feindes, der zu Ehren Jahwes ausgeübte „Bann“ (d. h. die blutige Ausrottung), die Beschränkung der Moral auf die Volksgenossen erscheint ihm bedenklich; auch gesteht er, daß der Bestand der Nation Grundvoraussetzung der Frömmigkeit bilde. Dies wollen wir anführen, um zu zeigen, wie die Wahrheit allmählich Boden gewinnt. Jahwe entgegen steht Gott als Vater, wie ihn Jesus vermittelt. Der ungeheure Unterschied, die unüberbrückbare Kluft zwischen jüdischem Gottbedürfnis und christlichem Gottesglauben tut sich vor uns auf, wenn wir Chamberlains 1901 (bei Bruckmann in München) erschienene Sammlung der Worte Christi in uns aufnehmen. Tausenden, die mit der Kirche zerfallen waren und ihre Gleichgiltigkeit auch das Bild des Heilandes — oder, anders gesagt, ihr eigenes Wohl und Heil entgelten ließen, ist die zeitlose Fassung der Worte, wie sie ja auch in der allerersten christlichen Zeit umlief, zum Quell ganz neuer Eindrücke geworden. Die Verwirklichung eines genial einfachen Gedankens hat endlosen Segen gestiftet. Verschlössen blieben nur Überfromme und Spötter, deren Vorwürfe einander gegenseitig aufheben. Auswahl und Fassung der Sprüche traf Chamberlain so, daß die natürliche, menschliche Seite an Jesu aufs schlichteste hervortreten sollte. In der geistvollen „Apologie“, welche der Spruchsammlung vorausgeht, möge der Leser selber nachsehen, warum das Johannesevangelium hier auswich. Anmerkungen geben weitere Rechenschaft und vertiefen das Verständnis. Die kleine Form des Büchleins macht es zum täglichen Genossen, zum Begleiter im Freien, zum Ermahner des Morgens, zum Tröster des Abends oder der schlaflosen Nacht. Als nächstes Ziel schwebt uns vor, die Evangelien in ihre Urbestandteile aufzulösen, daß eine möglichst unanfechtbare zusammenhängende Darstellung von Jesu Erscheinung herausgeholt werde, sodann in zwei weiteren, tunlichst scharf geschiedenen Reihen diesem Bilde das hinzugefügt würde, was griechische Einbildungskraft schöpferisch aus ihm gemacht und andererseits was jüdische Befangenheit an ihm verdorben hat. Übrig blieben dann noch diejenigen Wunder, die uns völlig gleichgiltig sind, weil sie nichts darüber aussagen, wie wir uns zu Gott und zu Jesus verhalten sollen, auch nichts darüber, wie sich die Menschen um ihn seiner Herrlichkeit genähert oder versichert haben. Über Jesu Anwendung von Stellen aus dem Alten Testament handelt in seinem Buche „Deutsches Hoffen — deutscher Glaube“ (Berlin, Verlagsanstalt für vaterländische Geschichte und Kunst) Hans von Wolzogen. Der Aufgaben sind so viele, so große!

Drei große Werke hat er deutschen Meistern im Reiche des Geistes gewidmet. Das früheste galt Richard Wagner. Die bildgeschmückte Ausgabe erschien 1895 bei Bruckmann in München (dann wieder 1912); eine Volksausgabe ohne den Bildstoff zuerst 1901, seither in immer neuen Ausgaben. Das Buch hat sich seinen festen Platz

gewonnen, weil es überall aufs Wesentliche ausgeht, an Wagners Persönlichkeit das wiedergibt, was sie von andern unterscheidet (während der gemeine Sinn nur das sieht, was er mit dem gewöhnlichen Menschen etwa gemein habe), und weil Wagners allseitige Veranlagung, die Schöpferkraft seines umfassenden Geistes tiefdringende Würdigung erfährt. Eine besondere Arbeit hatte Chamberlain schon 1892 dem „Drama Richard Wagners“ bestimmt (Breitkopf und Härtel, Leipzig). Die anregende Art, in der hier des Meisters Werke als Dichtung mit dichterischem Blick erklärt werden, hat ihr Verständnis aufs erfolgreichste gefördert. Zur Beschäftigung mit Wagner gehören weitere Gelegenheitschriften, so die „Zwanzig Jahre Bayreuther Festspiele“ (ursprünglich in den Bayreuther Blättern, 1896) oder die Abfertigung der Pragerschen Erinnerungen („Wagners echte Briefe an Prager“, 1894; das Vorwort ist von Hans von Wolzogen, 2. Aufl. Berlin 1902). Den Wagnerschen Kreis berührt ferner das Buch: „Heinrich von Stein und seine Weltanschauung“, das er in Verbindung mit Friedrich Poske 1903 hinausgehen ließ (Georg Heinrich Meyer, Leipzig und Berlin).

Die zweite große Leistung galt Immanuel Kant: nach vierjähriger Arbeit veröffentlichte Chamberlain wiederum bei Bruckmann in München das Werk über Kant (1905; 1909 kam eine Volksausgabe; die neueste Auflage 1920) mit dem Untertitel: „Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk“; die Widmung an den Grafen Kesslerling ist später aus begreiflichen Gründen weggeblieben. In der Art und Weise, wie der kraftvolle Denker den Fels der Kantischen Philosophie anpackt, um ihn siegreich zu ersteigen, liegt die ganze Ursprünglichkeit Chamberlains beschlossen. Er haut gleichsam Stufen ins spröde Gestein, um Schritt für Schritt sicher zu erkämpfen. Fünf großer Weisen Lebensarbeit läßt er vor unserm Auge so erstehen, daß Kant jedesmal verglichen wird. Zuerst Goethe, den Schauer, dann Leonardo, mehr der Mathematik und erfindungsreichen Erfahrung zugewandt, Descartes, der die Notwendigkeit von Erkenntnistheorie anschaulich machte, Bruno, bei dem der Verfasser die Verzweigungen von Denken und Schauen (nach innen, nach außen) klar vor uns ausbreitet, und endlich Platon, dem als Erkenntnistheoretiker sein volles Recht wird und dessen göttliche Begeisterung mit den seelischen Triebkräften Kants („Niemand ist ohne Enthusiasmus in der Welt etwas Großes ausgerichtet worden“) überraschend zusammenklingt. Dann erst gewinnt der Leser als philosophischer Bergsteiger, vom Führer geleitet, Kant, den Gipfel. Dieser Weg des Hinaufführens eröffnet, sofern er nicht selber die geschichtlichen Pfade nimmt, Ausblick und Fernblick genug auf die gesamte Geschichte der Philosophie. Demokrit, Sokrates, Aristoteles, oder ein Newton, ein Schopenhauer, sie tauchen alle in besonderem Licht und eigenartigem Zusammenhang auf. Prächtig sind die Ausführungen über Spinoza, dessen unursprüngliches Denken mit überzeugenden Gründen nachgewiesen wird. Durch eine zwingende Geistesarbeit und durch die anschauliche Kunst der Darstellung hat Chamberlain, wie Leopold von Schröder andeutet, unserer Zeit, die es brennend nötig hat, das Verständnis für Kant so nachhaltig geweckt, wie man es kaum für möglich gehalten hätte; als eine Folge solchen Wirkens sehen wir z. B. Wilhelm Stapels „Übersetzung“ der Kritik der reinen Vernunft an (Verlag des Deutschen Volkstums, Hamburg). Nicht bloß die Naturwissenschaft bedarf, wenn sie zu uns reden soll, erkenntnistheoretischer Zügelung, sondern es ist namentlich unser religiöses Bewußtsein, das aus Kants unerschrockener Gegnerschaft gegen das Jüdische für alle Zeiten sichere Kraft schöpft.

Wie ein Satyrspiel nach vollem Ernste berührt die Gedankenhumoreske „Herrn Hinkebeins Schädel“, die wohl der Beschäftigung mit Kant ihre Entstehung verdankt, doch erst Weihnachten 1921 (bei Bruckmann in München, geb. 36 M) ver-

öffentlich worden ist. Der gute Hinkelstein beginnt am Biertisch des „Himmelszapfens“ auf eigene Faust zu philosophieren, zunächst scheinbar kraus und quer, aber die Punkte seines Denkens gewinnen eine Gestalt, die uns über das Schelmische hinaus anspricht. Wenn er das Ich in Wollen, Sinn und Schauen gliedert, so weiß er wohl warum. Er vermacht seinen Schädel einer öffentlichen Sammlung, damit er sich nach seinem Tode, wo ihm das Schauen übrig bleibt oder erst recht aufgeht, jederzeit von seinem Gestorbensein überzeugen kann. Der beobachtende Arzt findet, daß Hinkelstein die Anzeichen aller Geisteskrankheiten aufweist und dennoch ein ganz vernünftiger, zurechnungsfähiger Kerl ist

Nach Herausgabe des Kantbuches kehrte Chamberlain zu gewissen Studien zurück, die er schon vor 1900 begonnen hatte, indem er ein Goetheregister in Angriff nahm. Jetzt entstand das Buch über Goethe, das 1912 hinausging, zur hellen Freude derer, die uns endlich von der jüdischen Umklammerung des deutschen Dichters befreit wissen wollen. Die gefährteste Enge hat sich freilich inzwischen mit Schlängendruck verstärkt, und droht Goethe völlig zu umstricken. Geschrieben und geredet wird über ihn fast nur noch von Juden, als sollte er uns verleidet werden; wie sich wohl das Jahr 1932 gestaltet? Nun ist Chamberlains Goethebuch ein „Trost und Troß“, um lutherisch zu reden. „Des Helden Wert kann niemand erkennen, der nicht selbst Hitze und Kälte litt“: dies gilt auch für das Verhältnis Chamberlains zu Goethe. Nur ein Charakter kann das Charaktervolle, nur ein Großer den Großen würdigen. Das Bild Goethes spiegelt sich in reinem Spiegel anders als in trübem, gefälschtem. Nicht mehr der Genußheld und Lebenskünstler, sondern der Weise ist es, in dessen Auge wir blicken dürfen. Die Jahrzehnte des Alters werden nicht mehr ins Absterbende ausgelegt, sondern nach ihrem Ertrage voll aufgenommen. Wie im Wagnerbuche, so tritt auch hier das Einzelgeschichtliche des Lebens zurück gegen seelische Erwägungen, das Erklärerische gegen allgemein auffallendes Licht; statt des Herumtastens mit einzelnen Laternen eine Aufklärung, in deren Schein sich alles von selbst natürlich vor uns ausbreitet. Ganz besonderer Beherzigung empfehlen wir den Schluß des Abschnittes, wo von Natur und Gott geredet wird. In der 1919 erschienenen zweiten Auflage (Bruckmann, München) mußte leider die gewissenhaft geführte Nachweisung der Belege und Quellen aus Papiernot fortfallen; doch sind die Verzeichnisse der Eigennamen und Begriffe, und der Anhang geblieben.

Es liegt nahe, zu fragen, ob ein Mann, der für Wagners und Goethes Dichtkunst ein solch offenes Verständnis bekundete, sich nicht selbst dichterisch betätigte? Weist nicht schon das stäte Bedürfnis der Anschaulichkeit, die Vorliebe für zeichnerische Umrisse oder Einteilungen auf starken Anteil des Künstlerischen hin? Gewiß, im Gleichgewicht der mancherlei Kräfte Chamberlains finden wir auf einer Wagschale frei schwebend auch die Lust am reinen dichterischen Gestalten. Von der Gedankenhumoreske, „Herrn Hinkelsteins Schädel“ war schon anläßlich des Kantbuches die Rede. Zum Wagnerbuch gehören innerlich die drei geistvollen Parsifalmärchen. Vielleicht erinnern sich die älteren Leser ihrer Veröffentlichung in den Bayreuther Blättern; 1900 kamen sie bei Bruckmann in Buchform heraus; (seitdem sind sie mehrmals neu aufgelegt worden). Parsifals Christbesserung, Gebet und Tod werden als Weihnachts-, Oster- und Pfingstmärchen erzählt. Ganz im Geiste des Bühnenweihespiels spricht sich hier Gemüt und Mitleid, Naturfönn und Tierliebe aus. Erstaunlich echt und reif, geschmeidig und gerundet giebt sich die Darstellungsweise zu erkennen. Geht hier die Einbildungskraft aus dem durch Wagner gezogenen Bereiche nicht heraus, so überraschte Chamberlain 1902 mit Werken aus der schwersten Gattung: dem Drama. Im Jahre 1902 erschienen (bei

Bruckmann) drei Bühnendichtungen. (Letzte Auflage: 1915.) Als ich im Begriffe war, mich diesen Dichtungen hinzugeben, wollte mir allerdings eine solche Vielseitigkeit bange machen: je höher seine rein gedanklichen Leistungen, desto vorsichtiger wertet man die dichterischen. Doch als ich mitten im Lesen war, sprangen die Beziehungen um: kein Wunder, dachte ich, daß dieser geborene und geschulte Beobachter auch das Drama meistert! „Antonie oder die Pflicht“ behandelt einen Vorgang, wie er unter Gegenwartsmenschen wohl möglich ist: um die schwer bedrängte Familie zu retten, deren Angelegenheiten durch einen Anwalt geordnet werden, hat Antonie dessen Antrag nachgegeben und ist seine Frau geworden, innerlich unfreu einem Jugendgeliebten, der als Dozent um seinen Aufstieg ringt. Weil der Anwalt aber aus einem Gleichgiltigen zu einem ihrer seelischen und leiblichen Hilfe Tiefbedürftigen wird, so befestigt sie den Verzicht auf die Jugendliebe nach des Mannes Tode durch eine dauernde innere Scheidung vom Geliebten, während dieser immer noch auf eine Vereinigung gehofft hatte. Ergreifend sind die Seelenkämpfe dieser drei Haupthandelnden geschildert. Von den andern Personen fesseln besonders die beherzte und entschlossene Freundin und der arglose Bruder Antonies; durch beide kommt als Gegensatz der Humor zu seinem Recht. Wer sich ein aus dem Leben gegriffenes Bühnenstück wünscht, das die Menschen aus dem Geiste liebender Betrachtung hinstellt, der greife zu Chamberlains Antonie: keine Verzerrung, sondern Wahrheit, keine modische „Richtung“, sondern etwas echt Erlebtes; die Unterredungen oft von bedeutsamem Gehalt, nie unedel, nie auf bloße Wirkung berechnet. Zum Volke wendet sich Chamberlains Beobachtungsgabe im Schauspiel: Der Weinbauer. Es darf im schönsten Sinne als Volksstück gelten. Der Ausgang ist hier bis zum Tode tragisch. Der Held geht zu Grunde, weil er von seiner Scholle, an die ihn seine Arbeit mit allen Fasern des Herzens und Gemütes fesselt, nicht weichen will, noch kann. Die Gegensätze zwischen Land und Stadt, das allmähliche Herabsinken aus den Stimmungen freier Höhe zu Niedrigkeit und Abhängigkeit, das Nachgeben und Schwachwerden, die Unmöglichkeit des Weiterlebens bei dem verlassenen, haltberaubten Bauern, das alles ist höchst lebendig dargestellt. Der Dichter verrät uns, daß bei einer verschollenen Aufführung die bewegte Volksszene des zweiten Aufzuges gut wirkte, so weit sich die sonstige Wiedergabe von seinen Wünschen auch entfernen mochte. Das Volkslied und die Schlussszene hat Friedrich Klose vertont. Ganz für Musik gedacht ist: Der Tod der Antigone. Sophokles' Tragödie findet man hier unter dem Gesichtspunkte dichterisch-musikalischer Stimmung in eine einzige Szene zusammengedrängt, und zwar ist der Schauplatz in die Felsenhöhle selber verlegt, wo Antigone die Leiche ihres Bruders birgt. Die Sprache verzichtet auf die Gebundenheit der Verse, weil die Musik doch ihren eigenen Rhythmus ginge; ein Lirndichter hat sich des Stoffes noch nicht bemächtigt. Der Zug der Zeit führt anderswohin. Übrigens wäre der im Griechischen aufgespeicherte begriffliche Gedankengehalt kein Hindernis für die Vertonung, weil ihn Chamberlain mit Absicht stark vereinfacht: unsere Teilnahme sammelt sich ganz auf Antigone. Sophokles kam es darauf an, sowohl Kreon, der den Staatsbegriff in sich verkörpert (versehlt ist die Auffassung, er sei bloßer Gewalt- und Willkürmensch!) in seinem Rechte zu zeigen, als um unser Mitgefühl für Antigone zu werben. Aischylos hätte sich im Widerstreite zwischen Staatsgedanken und Frömmigkeit wahrscheinlich für einen Ausgleich entschieden: Sophokles zeigt sie unter gewissen Voraussetzungen unvereinbar. In der Belohnung des Dichters mit einem Feldherrnamt müssen wir einen Beweis sehen, daß die Athener der Antigone die Hochachtung vor dem Staatsgedanken entnommen haben: wer eine solche Tragödie schuf, dem konnten sie die Sorge ums Vaterland anvertrauen.

Chamberlains Bühnenwerke sind leider von unserer Öffentlichkeit so gut wie ausgeschlossen worden. Stärker als alle sachlichen Erwägungen walteten an unsern Bühnen jene geheimen Mächte, welche stillschweigend dem ernststen Dichter, vollends wenn er sich der jüdischen Macht nie beugte, das Wort entziehen, und es wäre ja auch eine zweifelhafte Ehre, zusammen mit den Dienern des Niedergangs genannt und bekannt zu werden (ich darf auf meine Arbeit: „Niedergang des Theaters“ im letzten Hefte 1921 von „Deutschlands Erneuerung“ verweisen). Nur ist zu beklagen, daß die Nichtbeachtung hier zugleich eine zweifellos starke Bühnenbegabung in ihrer weiteren Entwicklung gehemmt hat; denn sie konnte nicht Fühlung gewinnen mit ihrem Elemente, nicht von den eigenen Erzeugnissen und ihrem Widerhallen lernen.

Der Gang der öffentlichen Ereignisse gab Chamberlains Schriftstellerei noch eine neue Wendung, nämlich nach der politischen Seite. Er sah einen unvorbereiteten Krieg ohne völkische Führung, mit allen Anzeichen, daß die Feder beharrlich verdarb, was dem Schwert gehörte. Während des Kampfes ist Chamberlain auch staatsrechtlich Deutscher geworden. So fand seine Gesinnung ihren letzten offensten Ausdruck. Zugleich schloß er sich den Alldeutschen an, da er an ihnen und namentlich an ihrem Führer Heinrich Claß die Treue gegen das eigene Volk, die Nichteinmischung ins innerpolitische Parteileben, die erstrebte Zusammenfassung aller Kräfte unter dem Gesichtspunkte des völkischen Wohles als die einzig möglichen, denk- und durchführbaren Grundsätze erkannte. Bekannt ist das Gerichtsverfahren in der Angelegenheit der Frankfurter Zeitung; Claß war Chamberlains Rechtsbeistand. Es waren ausschließlich die Maßnahmen des Gerichts selber, welche einen durchgreifenden Erfolg hemmten. Wer dem Verhalten der fremdkörperlichen Presse nachgehen will, fand planmäßig dargebotenen Stoff neuerdings in der Beilage der Deutschen Zeitung, welche sich „Waffenschmiede“ betitelt. Gleich im Anfang des Krieges ließ Chamberlain seine Kriegsaufsätze erscheinen, denen bald (1915) eine neue Reihe folgte (Bruckmann, München). Die Ausführungen über England und Deutschland, über die Schuldfrage („Wer hat den Krieg verschuldet?“ — die deutsche Regierung stellte eine Erörterung darüber unter Strafe) haben damals bei uns weiteste Einzelverbreitung und in Übertragungen auch den Weg ins Ausland gefunden. Wir erinnern uns gern und ungern der Zeit, da jede neue Kundgebung Chamberlains die Gemüter wachhielt und namentlich auch in die Schulen Eingang fand; so 1915 „Die Zuversicht“ (Bruckmann). Das war die Zeit, als der innere, mit dem äußern verbundene Feind schon die Beendigung des Krieges in dem später verwirklichten Sinne emsig vorbereitete (man sehe: „Geheime Fäden im Weltkrieg“, Heft 2 der Hammer schläge, an denen auch Andersen mitarbeitete; Hamburg, Deutschvölkische Verlagsanstalt). Noch im Jahre 1915 gab Chamberlain in den „Politischen Idealen“ (Bruckmann, 117 S.) seinen Ansichten über den Krieg, seine staatlichen Voraussetzungen und staatsmännischen Ziele eine geschichtswissenschaftliche Begründung. Aus dem Jahre 1916 stammen: Die Kampfschrift gegen England „Hammer oder Amboß“, die auch das deutsche Kriegsziel bespricht, dann als weitere Einzelschrift: „Ideal und Macht“, worin der Krieg als Kampf der Seelen und der Ideale betrachtet wird (beides bei Bruckmann). Ebenso erschienen 1916 ausgewählte Aufsätze mit dem Titel: „Deutsches Wesen“ (Bruckmann; 185 S.). Darin fesseln als Beitrag zur eigenen Lebensgeschichte die Erinnerungen aus dem Jahre 1870: die Fügung wollte es, daß der Knabe in Ems wichtigste Vorgänge aus nächster Nähe sah. Ebenso anziehend sind die Ausführungen über Bismarck; dem Buche ist Staffens Bismarckbild beigegeben. Ferner zeigt er Luther, Kant, Wagner, Goethe und Schiller (der auch in „Mensch und Gott“ liebevoll betrachtet wird)

als unsere Führer, jeden in seinem Sinn und Reich. Über unsere Sprache äußert Chamberlain gelegentlich: „Keine Überzeugung hege ich fester und heiliger als die, daß die höhere Kultur der Menschheit an die Verbreitung der deutschen Sprache geknüpft ist.“ Als dann im Juli 1917 der unselige Kampf um die Rechte des Reichstags entbrannte und dem Volke weißgemacht wurde, es fahre besser, wenn statt der Krone das Parlament die Männer der Regierung stelle, da setzte sich Chamberlain an die Spitze der Verteidiger deutscher Freiheit gegen undeutsche Zersetzung und schrieb „Demokratie und Freiheit“ (Bruckmann; 83 S.). Er beleuchtete die Zustände, die in England, Frankreich und Amerika unter dem vermeintlichen Vorbilde der Demokratie wirklich herrschen. Wir wissen auch aus der griechischen Geschichte, welche Wege der Demos geht: wir brauchen bloß über das Verbot komischer Anspielung nachzudenken, das einem Aristophanes den Mund zuhalten wollte, oder aus der Gegenwart an die Rechtlosigkeit der Vaterlandsfreunde zu erinnern: Verfolgung ihrer Presse, ihrer Versammlungen, Verbot vaterländisch nützlicher Lichtspiele (unter Mißbrauch des Rechtes, unsittliche Stücke zu verbieten) — um die wahrhaft ernüchternden Folgen zu gewahren, welche der Taumel der Freiheit immer wieder im Verlauf der Geschichte heraufführt. Im russischen Freistaate sind nach Berichten der demokratischen Regierung 1917—1921 1 Million und 755 Tausend Untertanen, darunter 430 000 Gebildete, vom Leben zum Tode befördert worden. (Siehe: Pest in Rußland, von Rosenberg, Deutscher Volksverlag, München). Jener demokratische Rausch des Jahres 1917, von dem Deutschland angesteckt war, hat notwendigerweise, was die Fortsetzung des Krieges betraf, die deutsche Zähigkeit arg gelockert, und Chamberlain sah sich veranlaßt, eine Schrift: „Der Wille zum Sieg“ hinauszufenden, die leider, wie alle Mahnung und Warnung des Alldeutschen Verbandes, zur Kassandra-Rolle verurteilt war; auch diese Mahnschrift erschien bei Bruckmann. Inzwischen war Chamberlain noch mit einem anderen Verleger in Verbindung getreten, nämlich mit dem tatkräftigen, für alles, was Volk und Vaterland anging, opferfreudigen J. F. Lehmann in München. Nach Leopold von Schröders Bericht (im Leben Chamberlains, das bei Lehmann erschien) war es der geistvolle Dr. Erich Kühn, der sich schon Anfang 1916 an Chamberlain wandte und um Hilfe bei Schaffung eines geistigen Mittelpunktes bat, dessen Strahlen sich dem ganzen Umkreise völkischer Kräfte mitteilen sollten. Die freudige Zusage und die Begeisterung aller Beteiligten ermöglichte schon 1. April 1917 die Herausgabe der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“, mit der sich der Lehmannsche Verlag ein unvergängliches geschichtliches Verdienst erwarb. Ihre stoffliche Vielseitigkeit, die kein wichtiges Gebiet außer Acht läßt, wird zusammengehalten von einheitlicher Gesinnung, die weiß, was sie will. Gleich zum ersten Hefte steuerte Chamberlain ein Wort über „Deutsche Weltanschauung“ bei. Als Flugblatt erschien dann z. B. der Aufsatz über „Rasse und Nation“. Außer an „Deutschlands Erneuerung“ hat Chamberlain auch an der „Deutschen Zeitung“ mitgearbeitet, die 1917 ihren neuen Aufschwung nahm. Übrigens hatte sich Chamberlain seine Überzeugungen nicht erst während des Krieges gebildet, sondern sie schon vorher gefestigt. Der Krieg und sein verhängnisvoller Ausgang brachte nur vonseiten des Gegenspiels die Bestätigung. Es hat zunächst nicht den Anschein, als werde dem hervorragenden Manne seine Zeit auch helfend, folgend, mitwirkend gerecht. Aber hier, wenn irgendwo, gilt Pindars: „Heute kann es ein Gott hinausführen“. Frohes Hoffen hält der griechische Weise für des Mannes Pflicht, und Chamberlains Werke lehren von früh bis spät die Kunst des Hoffens, die auch Glaube heißt. „So hoff' ich nun, doch bei Gott steht das Ende.“

Besprechungen.

Siegfried Wagner. Erinnerungen.

(Adolf Speemann's „Musikalische Volksbücher“, Stuttgart, Engelhorn's Nachf. 154 S.)

Eine liebenswürdige Weihnachtsgabe war dies Büchlein! Möchten es Viele lesen, die wenig oder Falsches von Bayreuth und Siegfried Wagner wissen! Nicht nur zu Weihnachten. Wann und wo immer, es wird so etwas kindlich Reines, freundlich Wohltuendes, weihnachtlich Erfreuendes mit sich bringen. Da klingt alles so gemächlich, gibt sich so schlicht natürlich, so ganz ohne Pathos, ohne Eitelkeit, ohne Aufdringlichkeit, — und läßt sich doch soviel daraus lernen, wenn man nur recht darauf achtet. Mit Siegfried Wagners Augen ist Alles gesehen, aber diese klaren, ehrlichen Augen haben doch mehr als Andere, haben Vater und Mutter gesehen, haben Bayreuth werden sehen, haben selber als Augen des Führers und Bildners auf Bayreuther Kunst und Künstler geblickt, tief hineingeschaut, und sind klar und rein und wahrhaftig geblieben. Nun dürfen wir mit ihm den Meister, Richard Wagner in seinem Hause, den geliebten und verehrten Großvater Liszt in manchen reizenden Zügen, die geniale Mutter bei ihrem großen Rettungswerke an Bayreuth, endlich Siegfried Wagner selbst dies Werk weiterführen und vollenden sehen, sodaß er nun hoffen und verheißen darf, nach 10 jähriger Pause, es auf gleicher Höhe wieder neu aufleben zu lassen. Und noch mehr erleben wir mit ihm in diesem kleinen Buche: eine jugendliche Reise in den fernen Orient, einfach und anmutig plaudernde Tagebuchblätter, fesselnde farbige Schilderungen großartiger Eindrücke, ganz mit denselben jungen Augen gesehen, ganz Selbst-erlebtes, ganz Siegfried Wagner. Es ist wahrlich eine Wohltat, also mit einem freundlichen, heiteren Führer und Begleiter durch sein Leben und große Stätten zu wandern. Was soll man noch viel dazu sagen? Es spricht für sich selbst und auf seine Weise, an die sich nicht tasten läßt. So wie es ist, ist's und bleibt es recht und gut und dankenswert. Ein liebes Buch!

Hans von Wolzogen.

Adolf Bartels. Die deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart.

(1. Teil: Die Alten. 366 S. 2. Teil: Die Jüngeren. 278 S. 10.—12. Aufl. Leipzig, H. Haessel.)

In einer Gemäldegalerie hängen an den Wänden zahllose Bilder, an denen man vorübergeht, bis ein Meisterbild das Auge fesselt, worein man sich mit Lust und Ehrfurcht versenkt. Die Masse aber ist nach Schulen geordnet und belehrt uns auf diese Weise über die Zeit, aus der die Meister hervorgingen, und die ihnen folgte. Er ist das Verdienst des als vertrauenswürdig vielbewährten Litteraturgelehrten, daß er uns die Massen nicht nur an die Wände hängt, sondern klar „nach Schulen“ ordnet. Inzwischen tauchen dann die litterarischen Meisterbilder, verständnisvoll

ins beste Licht gerückt, bedeutend hervor, sodaß man immer wieder gerne die mehr oder minder vertrauten Physiognomien eines Hebbel, Ludwig, Freytag, Raabe, Storm, Keller, K. F. Meyer, Anzengruber, Rosegger, Fontane, Wildenbruch, Liliencron, Pohlenz, Hauptmann, einer François, Ebner-Eschenbach, Böhlau in scharfer Beleuchtung bequem an sich vorbeiziehen lassen mag. Auch versäumt der wissende Führer nicht, auf gewisse fremdartige Erscheinungen in der Masse hinzudeuten, die nicht nur „in die Schule gepfuscht“, sogar „Schule gemacht“ haben, und oft nur mit einem Wörtchen darauf aufmerksam zu machen: „Der kommt wo anders her“. Darin sind wir ganz einig und wechseln verstehende Blicke. — Es gibt aber da noch ein Seitenkabinett und darinnen ein großes Meisterbild; über dem Kabinett sollte „Musikalisches Drama“ stehen, man liest aber: „Der zunehmende Verfall“, und über dem Bilde steht: „Richard Wagner“. Da wird der sonst so zuverlässige Führer mit einem Male unsicher, und doch ist er zu gewissenhaft, um daran vorbeizugehen. Dieser Meister kommt in einem ganz anderen Sinne auch „von wo anders her“; man darf nur nicht die Herkünfte verwechseln. Immerhin ist es anzuerkennen, wie unser ehrlicher Führer der ihm offenbar so fremden, unverständlichen, ja, im Grunde unsympathischen Erscheinung dennoch einigermaßen gerecht zu werden sucht. Man darf dabei aber nur nicht an Wagner denken, sondern an Bartels, und darnach dessen uns gewiß oft abstoßende Urteile abmessen. Ohne selbst ungerecht zu werden, kann man wohl sagen, daß seine besondere und bedeutende Begabung mehr auf der Seite des Litterarischen liege, als des Reinkünstlerischen, und daß das Musikalische (Musik nicht nur als Kunstart) ihm leider versagt blieb. Eine empfindliche Lücke — nein, vielmehr ein beklagenswerter Verlust! Ein solcher an sich sehr achtbarer, wertvoller und nützlicher Geist hat ein gutes Recht z. B. dramatische Konflikte mehr in den menschlichen Verhältnissen zu suchen als in der metaphysischen Tiefe des Weltwesens, wo Musik und Tragik beide recht eigentlich urheimisch sind. Dann aber kann er mit allem hellen und gesunden Verstande schließlich sogar dahin kommen, „Unheil“ drohende Spuren sogenannter „Dekadenz“ (eine schlimme Schule!) zu entdecken in einem „heiltsatvollen“ tragischen Heroismus, dessen tapfer gläubige Ritter den nichts weniger als dekadenten Heldengesang anstimmen: „Nehmet vom Wein, wandelt ihn neu zu Lebens feurigem Blute: Froh im Verein, brüderlich, zu kämpfen mit seligem Mute!“ Wer dafür das Ohr hat, der hört auch den gewaltigen Posaunenklang des mannhaften Credo: „Der Glaube lebt!“, der fühlt es, wie am Schlusse des Wehespiels der inbrünstige Spruch des göttlichen Liebesopfers zur sieghaft emporsteigenden Fanfare wird, die uns aus dem Heiligtum wiederum in die Welt entläßt, in den Kampf entsendet. — Damit sind wir freilich aus der Galerie heraus, sind in eine Kapelle getreten und schreiben nun gesegnet und ermüdet in das Leben hinaus. Wenn dafür noch das Wort „Dekadenz“ gelten soll, dann wollen wir es doch lieber ableiten von der „Dekade“, der hohen Zehnzahl unserer deutschen Geister- und Seelenhelden, der Meisterbilder, die über alle Massen hinweg durch die Jahrhunderte leuchten: Walthar und Eckhart, Luther und Dürer, Bach und Kant, Goethe und Schiller, Beethoven und Wagner. Bei ihnen ist unsere große geistige Heimat. — Schauen wir zurück auf ein zusammenfassendes Bild: wir stehen mit Bartels auf dem gleichen religiös-völkischen Boden, nur unsere Blicke sind nach verschiedenen Seiten gewandt; blickt er sich um nach der unsern, so sieht er Nebel, wenn wir nach der seinen, erfreuen wir uns des hellen Sonnenscheins, worin unsere gemeinsamen Feinde sich nicht verbergen können. Dieser unser Vorteil soll uns nicht verdrießlich, vielmehr so freundlich stimmen, wie es unserer Gemeinsamkeit entspricht. Da gibt es keinen Gegner,

nur einen Kampfsgehoffen. So durfte denn auch ein echter Bayreuther dem nun Sechzigjährigen zu seinem Festtage, den so viele Tüchtig-Aufrechte feierten, getrost einen dankbaren Gruß christlich-deutscher Kameradschaft senden. Möge er auf seine Weise nur rüstig weiter wirken zum Besten der deutschen Sache. Bayreuth wird auch das Seine dazu tun, und nicht nur in der Kapelle!

Hans von Wolzogen.

Bayreuth und Draußen.

Aus den Vereinen.

Darmstadt. 324. V.-A. 3. 10. 22. Kammermusik. Werke von Händel, Schumann, Ludwig Scriba. Mitwirkende: Frä. Margit Lena aus Wiesbaden (Klavier), Herr Konzertmeister Otto Klinge (Violine), Willy Scriba (Bariton), Otto Schmidt (Klavier), aus Frankfurt a. M. — 325. V.-A. 21. 10. 22. Klavierabend von Frau Ella Pancera aus Berlin. Werke von Chopin, Schumann, Liszt. — 326. V.-A. 8. 11. 22. Liederabend von Frau Gertrude Weinschenk (am Klavier Herr Max Weinschenk). Werke von Schubert, Brahms, Hugo Wolf, Josef Mayr, Max Weinschenk, Gustav Mahler. — 327. V.-A. 12. 12. 22. Frieda Kwast-Hodapp aus Berlin: Werke von Schumann, Beethoven, Chopin, Bohnke, Debussy, Liszt-Busoni. — 328. V.-A. 5. 1. 23. Darmstädter Bläserquintett (Kammermusiker Martin Geißler-Flöte, Georg Kreh-Oboe, Julius Winkler-Klarinette, August Jand-Horn, Emil Wischert-Fagott) mit Kapellmeister Josef Rosenstock-Klavier: Werke von Beethoven, Mozart und Walter Gieseking. — 329. V.-A. 13. 1. 23. Klavierabend von Frau Karoline Lankhout aus Amsterdam: Werke von Bach, Beethoven, Chopin, Chevillard, Pierné, Weiß, Liszt (Rigoletto-Paraphrase).

Hamburg. 115. V.-A. 27. 10. 22. Werke von Mendelssohn (Klavier und Cello), Schubert, Brahms, Bach-Taufsig (Klavier), Mozart, Popper (Cello), Wolf, Söhler, Liszt (Klavier), Bruch, v. Goens (Cello). Ausführende: Prof. Ernst Döring (Cello), Margaret Döring-v. Möllendorf (Klavier), Anna Elisabeth Werner (Gesang), Gerhard Groth (Begleitung). — 116. V.-A. 8. 12. 22. Liszt-Abend: 4 Klavierwerke für Cello und Klavier, 7 Lieder. Ausführende: Wilhelm Schulze (Klavier), Fritz Nische, Zelia Niemeys-Sonne (Gesang), Emil Lehsenring (Cello), Willi Schulz, Hilde Martensen (Begleitung). — 117. V.-A. 12. 1. 23. Bach-Mozart-Abend, veranstaltet von Lina Rosenböcker (Klavier) mit Olga Barkow (Sopran), Erna Schaper (Violine) und kleinem Streichorchester: Werke von Bach (Chromatische Phantasie und Klavierkonzert d-moll, drei Arien), Mozart (3 Arien und Lieder, Trio für Klavier, Violine und Viola-Hr. Gamradt).

Bayreuther Bund. Ortsgruppe München.

Veranstaltungen vom Juni 1922 bis März 1922: 2 Siegfried Wagner-Konzerte, 3 Franz Stassen-Abende, 1 Franz Liszt-Morgenseier, 1 Deutsche Weihnacht, 1 Vortrag über die Kunst Siegfried Wagners (Graf du Moulin-Eckardt), 3 Orchester-Konzerte in Nürnberg, Augsburg, München unter Siegfried Wagner, je 1 Vorlesung eigener Werke von Eberhard König und Josef Stolzinger, 1 Arien-Abend deutscher Meister (Frau Lilly Hafgreen-Dinkela). Außerdem Vorlesungen und Adolf Vogt-Abend in Augsburg.

Bericht der Ortsgruppe Darmstadt im nächsten Stück.

Wiederholte Bitte.

Wenn ein Leser im entbehrlichen Besitze des vergriffenen Stücks 1—4 von 1921 sein sollte, sei er gebeten, es der Geschäftsstelle (Breitkopf & Härtel in Leipzig) unter Nachnahme von M 10 gütigst einzusenden!

An die Leser!

Die nicht absehbare Geldentwertung und Preissteigerung hat auch für unsere Blätter leider harte Bestimmungen notwendig werden lassen. Für den ganzen Jahrgang sowohl wie für die einzelnen Hefte mußten Grundpreise festgesetzt werden, die, mit der jeweilig gültigen Schlüsselzahl des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler multipliziert, den Verkaufspreis ergeben. Die Grundzahl für den ganzen Jahrgang beträgt 0,20 M., die für das Einzelheft 0,06 M. Die augenblicklich gültige Schlüsselzahl ist 600, sodaß der ganze Jahrgang heute 120.— M. kosten würde. Mit der Entrichtung dieser 120.— M. gilt das erste Heft, das einzeln 84.— M. kosten würde, als refflos bezahlt. Die späteren Hefte werden zu den dann jeweilig gültigen Bedingungen ausgeliefert, und der Betrag, um den sich die M. 120.— ev. erhöhen würden, wäre zusammen mit dem Porto für den ganzen Jahrgang nachzuzahlen. Durch Annahme des ersten Heftes verpflichten sich die Bezieher stillschweigend zu dieser Nachzahlung. Die Preise sind einheitlich für Mitglieder und Nichtmitglieder und auch bindend für diejenigen, die bereits im vergangenen Jahre vorausbezahlt haben. Für ältere Jahrgänge ist der gleiche Preis zu entrichten. Als Auslandspreise gelten für den ganzen Jahrgang 5 Goldmark = 5 Schweizer Franken, für das Einzelheft 1,60 Goldmark = 1,60 Schweizer Franken. Allerdings, da uns andere Hilfsquellen nicht fließen, bleiben nach wie vor größere gütige Spenden dazu dringend erwünscht.

Bereits ist die erfreuliche Erfahrung gemacht worden, daß unsere treuen Leser sich nicht abschrecken lassen, auch etwa nötige Nachzahlungen nicht scheuen, um nur den Blättern das Leben und sich ihren Besitz zu sichern. In dieser Zeit, die gerade von uns Bayreuthern soviel Glauben und Vertrauen — nicht ohne Opfer — fordert, darf ich wohl hoffen, unsere Gemeinde werde im gleichen Sinne wie bisher fürderhin zusammenhalten, auf daß mit den Festspielen auch die Zeitschrift des Meisters wie ehemals die edle Sache des deutschen Geistes bis in eine hellere Zukunft fest und rein vertreten möge!

So beginne ich unverzagt den 46. Jahrgang mit dem herzlichen Wunsche:

1923

zum Heile Bayreuths und seiner Bayreuther!

Am Tage der Vollendung des „Parsifal“ 1882.

13. Januar 1923.

Hans von Wolzogen.

Abgeschlossen am 15. Januar 1923.

Im Verlage des Herausgebers.

Druck von der Buch- und Steindruckerei Lorenz Ellwanger
vorm Th Burger, Bayreuth (Zuh.: Albert Ellwanger).

Maienstück 1923.

Ein Leben, in dem es Ideale gibt, die sich verwirklichen lassen, ist wert, gelebt zu werden.

Schiller.

3um 22. Mai 1923.

Fast wäre es unmöglich gewesen, den 110. Geburtstag unseres Meisters durch ein Stück seiner Blätter zu feiern. Ja, sogar für das 1. Stück waren die überaus gesteigerten Kosten noch nicht zu decken. Es mußte ein Wunder geschehen — und es ist geschehen. Ein rechtes Bayreuther Wunder der Liebe und Treue! Eine langjährige innige Verehrerin und Anhängerin der Kunst und des Geistes von Bayreuth hat durch eine reiche Spende unsere Blätter für diesmal geradezu gerettet. Gerührt und erhoben spreche ich hier mein herzliches Dankeswort aus und bin gewiß, alle unsere Leser werden sich lebhaft daran beteiligt fühlen. Wenn nun die Preise nicht wieder unsinnig steigen, wenn die Leser selbst, trotz der notwendigen Bezugsverteuerung, den Blättern treu bleiben, und wenn gar im Laufe des Jahres, dem edlen Vorbild folgend, noch weitere Spenden einlaufen: dann kann auch noch ein Herbststück geliefert werden, wofür die Beiträge geduldiger Mitarbeiter schon druckbereit vorliegen. Wie es im nächsten Jahre wird? Eins darf ich zusagen: sollten die äußeren Verhältnisse auch eine noch so lange Unterbrechung im Erscheinen der Blätter gebieten, ich werde sie aufleben lassen, sobald es wieder möglich ist, und wenn ich selber noch lebe. Der rechte Bayreuther wirft die Flinte nicht ins Korn, er stellt sie nur in den Winkel und holt sie hervor, wenn im Vaterlande wieder geistige Schützenfeste gefeiert werden: dann werden wir uns von Neuem bemühen — wie es in diesem Stücke heißt — „Freitrefser“ in das Schwarze zu tun! So mutig und freudig bin ich heute gestimmt. Die großherzige Gabe der Liebe hat dem gestärkten Glauben neue Hoffnung erweckt. Und das ist wohl auch der schönste Dank, welcher der gütigen Spenderin im Bayreuther Geiste aus dem Bayreuther Geiste entgegenklingen kann. Unsere Leser wird es freuen, daß es mir erlaubt ist den schon von der Mutter her verehrungswürdigen Namen der Frau Minna Voigt-Schirmer zu nennen! Ihrer dankbar zu gedenken, das gehört in diesen lauten, umdunkelten Tagen durchaus zu unserer stillen, erhellten Feier des 22. Mai 1923.

Bayreuth zu Ostern 1923.

Hans von Wolzogen.

Aus dreißig Jahren Briefwechsel

zwischen

Carl Friedrich Glasenapp und Hans von Wolzogen.

4.

(1882, 83.)

22.

Riga, den 25. Februar 82.

. Unser werter Freund Schemann ist so gütig gewesen, mich wegen der Vollendung des „Wagner-Lexikons“ ⁴⁾ mit Oskar Meyer in Verbindung zu setzen, indem er mir einen schönen Brief desselben mittheilte, worin dieser bei aller Zeitbeschränkung durch dienstliche und private Arbeit seine Bereitwilligkeit erklärte, mir in jeder Arbeit beizustehen, die sich, wie diese, gegen das Überhandnehmen des „ästhetischen“ Wagnerianismus richte. Gegen die Form des „Lexikons“ meinte er Einwendungen erheben zu müssen, die er zwar nur andeutet, die ich aber in denselben Schwierigkeiten begründet erkannte, die mir allerdings während meiner bisherigen Arbeit daran entgegengetreten waren. Ich hatte nun hiergegen die Vorzüge hervorzuheben, die anderseits, wie mir scheint, gerade ein „Lexikon“, unter den möglichen Formen der Verarbeitung des in den „Gesammelten Schriften“ niedergelegten Gedankenmaterials, besonders empfehlen. Keineswegs soll es bloß an fertig abgeschlossene Wagnerianer, sondern vielmehr an alle diejenigen gerichtet sein, für welche auch die „Schriften“ selbst bestimmt sind, die sich aber an die 9 Bände wenigstens nicht ohne äußeren Anstoß wagen. Ich denke mir nun, daß eine Arbeit dieser Art, richtig angefaßt und ausgeführt, an ihrem Teile, wenn sie gut gelingt, als ein solcher Anstoß recht wirksam werden könnte. Sie soll weder ein bloßes Register zu den „Gesammelten Schriften“ und den Aufsätzen der „Bayreuther Blätter“ sein, noch auch wieder in dem Grade ein selbständiges Werk erscheinen, daß es nicht beständig zum eigenen Nachlesen in den Schriften anregte. Eben der Umstand, daß der systematische Zusammenhang der Gedanken sich bei alphabetischer Anordnung der Artikel nicht aufdringlich bemerkbar macht (während er natürlich in der Ausführung der einzelnen Artikel streng einzuhalten wäre) scheint mir es unwillkürlich dem Leser an die Hand zu gehen, ihn durch Blättern, Nachschlagen, Vergleichen herauszufinden, auch in den Schriften selbst nachzulesen. Indem der Gegenstand von Hause aus in seine kleinsten Elemente und Bruchteile zerlegt erscheint, müßte er wohl ganz besonders zum

⁴⁾ Das „Wagner-Lexikon“ von C. Fr. Glasenapp und Heinrich von Stein erschien 1883 bei Cotta.

wirklichen Lesen und Eindringen, Vergleichen zwingen, und ist es nicht eben dies, was wir erstreben? Auf die Ausarbeitung müßte eine verschwenderische Sorgfalt verwendet werden; die Auswahl der Artikel, die Formulierung der scharf zu pointierenden, in kurzen Thesen das Wesentliche des Inhaltes vorausstellenden Spezialüberschriften müßte so beschaffen sein, daß die Aufmerksamkeit zunächst gereizt und sodann zur Verfolgung des weiteren Gedankenganges genötigt würde. Die verschiedenen Artikel sollen in ihrer Auswahl die Punkte einer höchst mannigfaltigen Peripherie sein, deren jeder mit dem Mittelpunkt in lebendiger Verbindung steht: zahlreiche Verweisungen müßten von einem Artikel auf den anderen und in mannigfacher Verschlingung durch das ganze Buch leiten. — — — Heute will ich denn auch nicht länger mit der Erklärung der geheimen Arbeit zurückhalten, von der ich Ihnen schrieb, daß sie sich (wenigstens direkt) nicht auf unsere Sache beziehe. Es war ein Versuch, ich kündige gleich an, ein mißlungener, der während der kurzen Weihnachtsferien (um dieselbe Zeit, da Sie etwas für uns Alle Nützliches, den Leitfaden, wirklich zustande brachten) meine Einbildungs- und Arbeitskraft gleich sehr beherrschte: vielleicht habe ich Ihnen schon vor Jahren erzählt, daß ich mir für meinen eigenen Gebrauch ein vollständiges und für manche Partien ziemlich besetztes „Tagebuch“ über des Meisters Leben veranstaltet habe, in welches ich alle mir bekannt gewordenen, auch geringfügigen Ereignisse und Vorfälle einzutragen pflege, und wozu ich mir schon vor Jahren das Formular nach Kalenderart habe drucken lassen. Da sich dieses auch auf die frühesten Jugendjahre des Meisters und (wenn gleich nicht mehr in Tagebuchform, doch in genauer chronologischer Anordnung der Familien- und Zeitereignisse) bis auf das Jahr 1769 (Vermählungsjahr des Kurfürstlichen General-Alkise-Einnehmers am Rannstädter Tor Gottlob Friedrich Wagner) zurückerstreckt und vielfach die Erinnerungen der Autobiographie ergänzt (z. B. weiß ich recht genau, wann und unter welchen Umständen die Lauchstädter Aufführung der „Braut von Messina“ stattfand, u. dgl. mehr) und namentlich vom Geburtsjahr 1813 an die Daten recht zahlreich sind — ich habe für diese Zeit alle minutiösen Daten über das jedesmalige Auftreten Geyer's und der Geschwister (Rosalie, Louise, Clara), außerdem in voller Ausführung die Geburts- und Gedenktage der Familie, die Ereignisse, die sich auf das Dresdener Theaterleben, auf Weber usw. beziehen — so gibt das Alles mir ein äußerst lebendiges Bild der ganzen Zeit, einen reichen Hintergrund, der sich für mich auf das Ausgiebigste durch den Bericht der Autobiographie belebt. Dies hatte mir den Gedanken eingegeben, möglicherweise zum nächsten Geburtstag des Meisters diese Partie aus meinem Tagebuche (von 1769 bis 1813 in den allgemeinsten Daten, von 1813—1853 in eingehender Verfolgung der Einzelheiten) auszu ziehen und dieselbe als Ergänzung zu meiner (und jeder künftigen) Biographie besonders zu veröffentlichen, unter dem Titel: „Annalen zur Jugend-

geschichte R. W.'s. Chronologisch geordnete Daten aus der Familien- und Zeitgeschichte". Nach langer Beschäftigung damit und, wie mir schien, bereits endgültiger Ausführung der meisten Partien habe ich aber doch Alles wieder aufgeben müssen, weil ich daran verzweifelte, dem Ganzen auch für Andere das Leben einzulösen, das es für mich besitz (um so mehr, als ich es natürlich sorgfältigst zu vermeiden hatte, irgend etwas aus der „Autobiographie“ anders als so zu berücksichtigen, daß ich eben meinerseits nur das für den unbeteiligten, fremden Leser räthelhafte nackte Datum hinsetzte; z. B. „Weinberg a. d. Elbe“, „Menschenhaß und Reue“, Grétry's „Blaubart“ u. dgl.). Weniger bei der Ausführung, als nach derselben peinigte mich sogar der Gedanke, ob der Meister selbst nicht eine solche Veröffentlichung für unpassend halten könnte. Ich beklage es überhaupt oft, daß ich meiner ganzen Natur nach so sehr Archivar und Antiquar bin, und mich gerade das Minutiöse so sehr fesselt, als wenn ich wirklich „Biograph“ und nicht „Wagnerianer“ wäre. So scheint es mir auch oft, als wenn die nächste Auflage der Biographie, nämlich der Glasenapp'schen, wenn sie wirklich zustande kommt, eher erweitert als, wozu mich der Meister anregte, verkürzt und zusammengedrängt werden könnte. Oft möchte ich wirklich als „Biograph“ vom Teufel geholt werden! Denn was mich bei meinen Details berauscht, könnte seine Wirkung auf Andere verfehlen und den besten Freunden überflüssig scheinen. Das sollte eigentlich wieder eine Parenthese werden, nehmen Sie, gütiger Freund, nun aber damit fürlieb, daß ich an diese Darstellung innerer Leiden und Zweifel ganz unmittelbar mein aufrichtiges Bedauern anknüpfe, daß ich nicht statt dessen Ihnen in Ihrem schönen Werke, den „Blättern“, ein nützlicher Helfer sein kann, und, wie Sie, in beständiger Tätigkeit, auf eine geglückte Arbeit nach der anderen blicken darf. Fragen Sie mich nicht danach, was aus meinem „Schiller“ geworden ist, ich sehe auf dem Umschlage des Dezemberstückes, daß Sie jetzt Herrn v. Stein damit betraut haben, vor dem ich, angesichts meiner eigenen Unproduktivität, einen gewaltigen Respekt zu bekommen beginne: daß schlosse, wie ich wohl weiß, meine Tätigkeit auf diesem Felde nicht aus; ich muß aber erst warten, ob mich die Töne des „Parsifal“ wieder zu einem neuen Dasein beleben. — — —

Gl.

23.

Bayreuth, 15. 10. 82.

— Man schreibt mir aus Venedig tröstend, es werde Ihnen selber „ein Stein vom Herzen fallen“, wenn Ihre Chronik,⁵⁾ als ein Werk nicht der Lust, sondern der Diplomatie, dem Publikum sich nicht mehr preiszugeben brauchte.

⁵⁾ Gl. hatte übernommen eine „Chronik der Festspiele von 1882“ zu schreiben. Wagner's „Das Bühnenweibfestspiel in Bayreuth 1882“ erschien in den B. Bl. 1882 XI/XII.

Ich weiß nicht, ob dies sich so verhält; vielmehr beschwert mich der Gedanke, daß man doch selbst für das unbequemste Werk seiner eigenen Mühen einige Teilnahme gewinnt, welche schmerzlich zurückgestoßen sich fühlen möchte, wenn das Werk totgeboren bleiben soll. Und so fügt es eine Entscheidung unseres Meisters, der, schon beschäftigt mit Gedanken über eine eigene rückblickende Arbeit von weit höherer als nur chronikalischer Bedeutung, die Überzeugung gewann, daß ein einfaches Gedenkblatt nun zu spät komme, was aber ein Rückblick unseren Lesern noch sagen könne und solle, von ihm selber ihnen gesagt werden müsse. — — — Daß die Betrachtung der Kunstleistungen, so diskret Sie diese der Chronik angeschlossen hatten, nun doch den Meister selber, in anderer, monumentaler sich darstellender Form, überlassen bleibt, das stimmt allerdings mit meiner eignen, schon anfangs geäußerten Empfindung, und wohl auch mit der Ihrigen, ganz überein. Der Meister wollte einen „Gesangskatechismus“ schreiben; und jetzt nennt sich der Titel dieser Arbeit bedeutungsvoll: „An Euch!“ Nun, zwischen diesem „An Euch“ und dem „Von Ihm“ müssen wir stille schweigen und lauschen von Riga über Bayreuth bis Venedig. — — —

W.

Ein Zwischenwort nach vierzig Jahren.

(13. Februar 1923.)

Zu der traurigsten aller Bayreuther Feiern im todesdunkeln Februar 1883 waren Glasenapp's nach Bayreuth gekommen. Nun war man verstummt. Mitgefühlts Unsagbares — was soll man sich noch sagen? Man beschränkt sich auf kleine augenblickliche Notwendigkeiten, die bald ihre Bedeutung verlieren. So sei hier fast mit Scheu nur ein Brief Glasenapps mitgeteilt, der in zartester Weise die Stimmung andeutet. Ein nachfolgender Bericht von den sommerlichen Festspielen bezeuge, wie man unter dem Schatten des Todes sich zu hoffen zwang und doch die wahre lebendige Zukunft noch nicht ahnen konnte!

W.

24.

Riga, 27. April 83 (Charfreitag).

Verehrter lieber Freund!

So lange haben wir geschwiegen, so lange von Ihnen nichts erfahren! Lassen Sie uns Ihnen und Ihrer lieben Frau unseren innigsten Dank für alle Tröstung und freundschaftliche Güte sagen, mit der Sie uns, in den schwersten Tagen unseres Lebens, selbst des Trostes bedürftig, zur Seite standen, — die Dämmerungsstunden jener Tage sind uns für alle Zeit und Ewigkeit fest eingegraben! — Heute traf ein schöner Brief von Schemann ein, unmöglich kann ich ihm antworten, ehe ich Ihnen geschrieben, das gab

meinem herzlichen Verlangen, endlich wieder vor Sie zu treten, den letzten Ausschlag. Soll ich Ihnen von uns erzählen? Das wäre so wenig erzählenswert: es geht uns gut, wir erholen uns körperlich, und meine Frau hat heute mit mir zum ersten Mal einen großen zweistündigen Spaziergang in einem benachbarten Garten gemacht, wozu uns eine schöne helle Frühlingssonne schien. Die Frühlingssonne aber, je heller sie uns leuchtete, desto heißer erweckt sie uns den Wunsch, daß ihre Strahlen tröstend und erhellend in das Zimmer fallen möchten, an dem ich auf dem Wege zu Ihnen nur mit den tiefsten Schauern heiliger Scheu und Ehrfurcht vorüberging, das Zimmer mit dem runden Fenster, das uns jetzt mehr birgt, als alle deutsche Kunst und Kultur, die uns dagegen nur ein leerer Schall dünkt Dahin wenden sich doch immer wieder alle unsere Gedanken, wir bitten Sie, lieber Freund, schreiben Sie uns, wie es dort geht, beschönigen Sie nichts, wir können es ertragen, ja, wir sind ganz darauf gefaßt, wenn wir auch keinen Augenblick die Hoffnung aufgeben. Lassen Sie mich heute hiermit schließen, alles Andere kommt mir so klein vor, viel hätte ich über die Blätter und das Lexikon zu sagen, über die Freude, die wir an beiden haben, aber nicht heute, ich schreibe das wohl morgen an Schemann, und auch für uns wird sich die Zeit dazu wieder finden. Bis dahin drückt Ihnen, mit unser Beider wärmsten Grüßen an Sie beide, fest und herzlich die Hand Ihr treu zugetaner

Glasenapp.

25.

Bayreuth, 3. August 1883.

Wenn es mir auch unmöglich war, während der Festspiele die nötige Ruhe zu einem vernünftig berichterstattenden Briefe an Sie zu finden, so wußte ich Sie doch in Ihren Gedanken diesem ganzen seltsamen Miteinander-erleben unserer verwaisten Genossenschaft so nahe, daß ich selber im Grunde nicht das Gefühl einer Vernachlässigung bei meinem Schweigen empfand. Nun aber ist es Zeit, Ihnen auch schriftlich das von Ihnen geistig in der Ferne Mitgelebte und Vorgeträumte zu verdeutlichen und auszudeuten. Vor vier Wochen standen wir Alle noch vor einer nebelgrauen Zukunft, und es erschreckte uns in den Wolken der Geist des Helden, dem wir Verlassenen den Totendienst mit seinem eigenen Werke weihen sollten. Aber mehr und mehr schienen die Wolken zu schwinden, und die Sonne, an deren Lichte uns eine Gegenwart und Zukunft als ein hoffnungsvolles Ganzes erschien, war selbst das lebendige Auge des verklärten Helden, das über seinem Werke wachte. Es ist nicht zu leugnen, daß die Aufführungen dieses Jahres den vorigen zum Mindesten die Treue hielten; auch gab es dabei szenische und andere Verbesserungen, welche der Meister noch angeordnet hatte, wie u. a. die Verstärkung der oberen Chöre und die endliche Erreichung eines harmonisch klaren Schlußchores. Auf Einzelleistungen der Künstler gehe ich

ungern ein, doch werden Sie auch davon etwas hören mögen. Ohne Jägers ideale Darstellung je vergessen zu können, durfte ich in Winkelmanns diesjähriger Leistung die ernstliche Durcharbeitung aller vom Meister ihm angegebenen Momente als ein liebeswürdiges Werk gewissenhafter Treue bewundern; und wenn Frau Materna stäts die gefangliche Meisterin blieb, so nahm Frä. Malten, nach den kurzen Unterweisungen der Vorjahre, alle ihre reichen Mittel mit Verständnis zusammen, um sich ihr, der Meistbelehrten, wirkungsvoll an die Seite zu stellen. In den letzten Vorstellungen bot sie eine solche dramatische Persönlichkeit dar, daß man es begreifen konnte, wie der Meister in ihr bereits eine zukünftige „Isolde“ sehen konnte. Glaubte Jeder, daß mit dem Wegbleiben Hill's der ganze dämonische Zauber Klingsors verschwunden sein müsse, so wirkte es doch tröstlich, wie die charaktervoll verständige und stillstrenge Darstellung des aufmerksamen Meisterschülers Fuchs immerhin bayreuthisch bestimmt genug wirkte, um Verstimmung zu erregen, wenn der sonst so gerühmte, hier aber noch ganz unbelehrte Dresdner Partner die selbe Rolle in der Großen-Opern-Weis' heruntersang. Als Reichmann sich einmal indisponiert fühlte, übernahm Fuchs sogar hilfsbereit mutig den Amfortas, worauf die Indisposition denn auch schleunig wich, und der berufene Künstler in den letzten Vorstellungen mit seinem Monopol es viel ernster nahm, als zuvor. Auch Siehr gab sich immer größere Mühe neben Scaria zu bestehen, der dagegen in die Gefahr des Talentes geriet, sich etwas in das Genrehafte zu verlieren. — Da Alle der Geist der Pietät beseelte, so theilte sich auch diese moralische Weihe dem Publikum mit, und es benahm sich von Anfang bis zu Ende sehr würdig, obwohl es doch womöglich noch mehr zusammengewürfelt war, als 1882. Trotz der Gewalt des Eindrucks, der unverkennbar war, hielt man den lauten Ausdruck des Dankes doch immer bis zum Schlusse zurück. Am letzten Abende währte der Sturm im Hause dann wohl eine Viertelstunde, obwohl das Bild nur einmal enthüllt ward. Während draußen das Publikum sich noch nicht beruhigte, vollzog sich hinter dem Vorhange die ergreifende Schlußhandlung, indem Siegfried an der Spitze der Kinder auf die Bühne kam um mit schlichten Worten den Künstlern den Dank der Familie in der Form des im Namen seines Vaters ausgesprochenen Wunsches: „Auf Wiedersehen!“ auszudrücken. Daß dieses Wiedersehen uns Allen schon über's Jahr sicher ist, das haben wir neben dem künstlerischen Erfolge als das schönste Ergebnis dieses merkwürdigen Sommers zu verzeichnen. —

Über die Bedeutung Richard Wagners als Ethiker für die Not der Gegenwart.

Von Gustav Wehrt.

I.

Not und Erlösung.

„An Erkaltung wird der Erdball sterben?
Ja, an Wärmeverlust — an Lieblosigkeit.“

Friedrich Lienhard.

Zunächst: Worin besteht die Not der Gegenwart? Und kann denn überhaupt irgendetwas schlechthin die Not der Gegenwart genannt werden? Kann man sie so ohne weiteres in aller Kürze bestimmen und erklären? — Ich möchte meine Überzeugung dahin aussprechen, daß man das sehr wohl vermag. Wir wollen durch alle rein äußeren Erscheinungsformen von Not und Leid dieser Tage hindurch zu ihrem wahren Kern vordringen, ohne uns dabei durch irgendwelche Dinge aufhalten zu lassen, die in Wahrheit doch immer nur Symptome, nie aber letzte Ursachen, nur Anzeichen einer vorhandenen Krankheit, nicht aber die Krankheit selbst sind. Und so gelangen wir bald dahin, festzustellen: Die Not der Gegenwart ist, mag sie sich im Einzelfall der Praxis nun als wirtschaftliche oder politische oder körperliche oder Herzens- und Seelennot, kurz in noch so verschiedenen Erscheinungsformen äußern, letzten Endes doch allein seelischen Ursprungs und allein seelischer Natur. Jene Not ist es, die der Weltweise von Bayreuth kurz aber schlagkräftig bezeichnete, als er schrieb: „Woran geht unsere ganze Zivilisation zugrunde, als an dem Mangel der Liebe?“ Mangel an Liebe — das ist's! Und so sei denn das Ergebnis aller nachfolgenden Untersuchungen hier bereits vorweggenommen:

Unsere Zeit krankt an maßloser brutalster Selbstsucht und an vollständigstem Nichtvorhandensein von Selbstlosigkeit, von Liebe. Das Heute ist wie ein wüstes Fieberdelirium, wie ein trunkenes Bacchanal, wie ein wahnwütiger, dämonischer Taumeltanz des Teufels Egoismus, vor dem längst alle Hemmungen in der Menschenbrust geschwunden sind und der grinsend, hohnlachend seine furchtbare Knute über ein Sklavenheer von ungezählten Tausenden schwingt. — —

Krieg und Revolution sollen der Not der Gegenwart zugrunde liegen — aber nur der alte, überlebte Geist der Gewalt, der Untermenschlich-

keit, des Egoismus, des völligen Liebesmangels, ist es, der das sinnlose Wüten von Gottesgeschöpf gegen Gottesgeschöpf möglich macht.

Falsche Formen des Staats- und Völkerlebens überhaupt sollen der Not der Gegenwart zugrundeliegen — aber das sind nur äußere Einrichtungen, die der Mensch sich schuf. Was an Primärem dahintersteht, dessen jenes Sekundäre nur der Aus-Druck ist, das sind die Gesinnungen der Menschen, und nur die schlechte Gesinnung, der Egoismus, der völlige Mangel an Liebe und Selbstlosigkeit, ist der Vater der schlechten Formen des Staats- und Völkerlebens.

Parteigeist, Parteigezänk sollen der Not der Gegenwart zugrundeliegen — wieder das Nämliche: Die Gesinnung ist ursächlich, das andere nur ihr Ausfluß. Und welche Gesinnung zeitigt würdelosen Parteigeist, widerwärtiges Parteigezänk? Zuviel Egoismus, zu wenig Liebe auch hier!

Eine falsche Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, der Kapitalismus, soll der Not der Gegenwart zugrundeliegen — sicherlich, aber worin besteht denn das diese Not erzeugende Wesen des Kapitalismus, wenn nicht eben darin, daß er die Weltordnung der Goldgier und Machtlüsternheit, der brutalsten Ichsucht, des völligen Nichtvorhandenseins von Liebe und Seele ist, die Weltordnung Alberichs und Fasners, die nicht so furchtbar krasse Gegensätze von Reich und Arm, von tierisch gedankenloser Üppigkeit, Wollust, Schwelgerei und Prasserei — und maßlosem, nacktem Elend zulassen könnte, wenn sie nicht eben gerade die absolute Diktatur des Dämons Egoismus wäre: „Ich lieg' und besitz' — laßt mich schlafen!“ Andererseits eine Weltordnung, die mit ihrem ganzen grausigen Gefolge wie Kriegselend, Wirtschaftszusammenbruch, gewissenloses Schieber- und Gaunertum, wahnsinniger, nervenzerrüttender Vergnügungstäumel der modernen Großstädte, einschließlich auch z. B. so furchtbarer Menschheitsgeißeln wie Alkoholismus und Bodenwucher, unter dem Fluch auf das Furchtbarste leidet, den sie selbst täglich, stündlich, auf sich herabbeschwört — wer wollte z. B. noch entscheiden können, ob die Vergnügungssucht, die im Grunde ja nur eine Betäubungssucht ist, noch unmittelbar den Egoismus an sich zur Ursache hat oder nicht etwa schon seine Folge, seinen Fluch, die innere Ruhe- und Friedlosigkeit, die — Liebelosigkeit. Denn Liebe und Egoismus schließen einander nun einmal gegenseitig aus, müssen einander allewege ausschließen, wie Wagners „Ring des Nibelungen“ uns allen so bedeutsam zeigt, Liebelosigkeit aber ist „der Zustand des Leidens für das menschliche Geschlecht . . . Die Liebe ist die Mutter der Gesellschaft, sie kann somit nur ihr einziges Prinzip sein . . . Die Betätigung der Liebe bewirkt den höchsten Reichtum der Welt, ihr Gegenteil die höchste Armut.“ (Wagner.) Diesem Leiden, dieser höchsten Armut sind wir heute verfallen.

Die Einrichtung des Geldes überhaupt, nicht nur die besondere Wirtschaftsform des Kapitalismus soll der Not der Gegenwart zugrundeliegen, weil das Geld die Menschen schlecht mache und so alle ihre Not in seinem Gefolge heraufbeschwöre — aber Geld und Gold sind an sich harmlose, unschuldige Gegenstände. So kann z. B. das Gold rein als Schmuckgegenstand, als „kindischer Tand“, eine ungetrübte künstlerische Freude im Menschen auslösen. (Spiel der Rheintöchter.) Erst was der Mensch von sich aus dazu trägt und hineinlegt, ist das, was den Fluch daranheftet, und das ist nichts anderes als seine Begierde, sein maßloser Egoismus, sein Mangel an Liebe. Das alles ist ja erst das, was für den Menschen hinter dem reinen Gegenstand des Goldes und Geldes mittels seiner konventionellen, wirtschaftlichen Bedeutung und Geltung steht, weil diese gesellschaftliche Bedeutung des Geldes als Gütertausch-Vermittler dem Menschen Befriedigung seiner Begierden durch das Geld verheißt, denn eben „für Geld ist alles käuflich“!

Die Rassenvermischung soll der Not der Gegenwart zugrundeliegen — was aber den Menschen der sogenannten edlen Rassen bei der Rassenvermischung verloren gehen oder mindest erheblich geschädigt werden soll, ist es nicht vornehmlich ihr innerer Wert, ist es nicht das Göttliche in ihnen, der göttliche Funke in ihrer Brust, ihre Seele, ihre innere Sonne, die Kräfte des Lichts, der — Liebe in ihnen?! Und was man an den sogenannten unedlen Rassen schmäht und tadelt — was sind es anders als in erster Linie wiederum innere Mängel, Mängel an Seelengütern, an Licht- und Liebeskräften?!

Eine gänzlich falsch gerichtete Erziehung soll der Not der Gegenwart zugrundeliegen — was aber ist kurzweg als der eigentliche, der wesentlichste große Schaden am überlebten bisherigen Erziehungssystem zu begreifen, wenn nicht, daß man die jungen werdenden Menschen bislang mehr oder minder eingestandenermaßen der sogenannten „Vorbereitung für das praktische Leben“ zuliebe bloß zu — Berufsmaschinen, zu „brauchbaren“ Gelderwerbs-Automaten, d. h. zu engen kleinen Ichlingen zu machen strebte statt sie wahrhaft zu Menschen zu bilden, d. h. das an ihnen in erster Linie zu pflegen und zu entwickeln, was den Menschen erst zu einem solchen macht, die inneren Kräfte, Kräfte der Seelen, des Göttlichen, der — Liebe?!

Der heutige Materialismus, die Sittenlosigkeit und Unreligiosität soll, ganz allgemein gefaßt, der Not der Gegenwart zugrundeliegen — das ist schon nahe an der Wahrheit, heißt aber doch noch nicht das Kind beim rechten Namen nennen, denn was sind das alles abermals anders als Ausgeburten des krassen Egoismus unserer Zeit, als Folgeerscheinungen des furchtbaren Liebesmangels, der Seelenlosigkeit?

Und solche Beispiele ließen sich leicht noch beliebig vermehren.

Darum nochmals: Die Not unserer Zeit besteht ungeachtet aller Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen, unter denen ihre Gründe und Äußerungen sich darstellen, im tiefsten Grunde nach Ursache und Wirkung in einem furchtbaren Übermaß an Egoismus und einem trostlosen Mangel an Selbstlosigkeit, an Gemeinschaftsgeist, an Liebe in weitestem Sinne. Und so nötig und wichtig und gerechtfertigt ein Bekämpfen zunächst all der genannten Schäden unserer Tage im Einzelnen g o n z o h n e Z w e i f e l auch ist, so wenig kann es daher hierbei sein Bewenden haben, so wenig darf all das als wichtigster oder gar allein selig machender Weg aufwärts aus der Dunkelheit des gegenwärtigen Zustandes der Menschheit ¹⁾ betrachtet werden, wenn anders nicht ein Letztes, wahrhaft Wichtigstes über reinen Vordergrundsziele vergessen werden soll. — — —

• Doch halt! halt! höre ich nun schon längst manche Leser rufen und viel Widerspruch wird laut. Das Leid wird man nie und nimmer aus der Welt schaffen, heißt es, es gehört zum Wesen der Welt und wird immer damit verbunden bleiben. Und wir Menschen sind nun einmal keine Engel, sind nun einmal unvollkommen, sind von Natur egoistische Wesen, uneingeschränkt ein Leben in Liebe zu führen, ist keinem Sterblichen vergönnt, ein „Himmelreich auf Erden“ wird es hienieden nie geben, solche „Liebe“ ist auf Erden unmöglich und darum ist sie auch garnicht das Rechte für den Menschen dieses Erdballs. Der Mensch ist an seinen irdischen Leib, sein kleines, enges, auf sich beschränktes Ich gebunden und deren Gesetzen unterworfen, er ist nicht einfach völlig freier Herr über all sein Tun und Lassen und so kann er auch nicht einfach die Wirklichkeit nach seinen Wünschen und „schönen Träumen“ gestalten, auch die „Verhältnisse“, die gegebenen Tatsachen, „wie sie nun einmal sind“, bestimmen ihn und sein Schicksal mit.

Nun, das Leid etwa ganz aus der Welt zu schaffen, ist allerdings — unmöglich, und wer das wirklich wollte, wäre — kindisch und garnicht ernst zu nehmen. Vor allem wäre das aber herzlich — wenig zu wünschen, denn ein Leben ohne Leid, namentlich ohne seelisches Leid, müßte furchtbar sein! Aber die Notwendigkeit des Leides für das menschliche Leben ist eine so alte Binsenweisheit, daß sie hier keiner weiteren Erörterung mehr bedarf. Von einer solchen Absicht ist ja auch hier im Bisherigen gar keine Rede gewesen. Aber daß es zweierlei ist, ob man etwa von ganzlichem Fortschaffen des Leides aus der Welt phantasiert oder ob man mit ernstem sittlichen Willen an die Arbeit geht, dasjenige Leid gerade der unmittelbaren Gegenwart beseitigen zu helfen, welches unnötig, übermäßig und menschenunwürdig ist, in krassestem Widerspruch zu wirklicher menschlicher Kultur steht, das — bedarf auch wohl keiner weiteren Erörterung mehr!

¹⁾ Hier ist immer nur von Kultur, nie von Zivilisation die Rede!

Und der freie Wille des Menschen? Ich will hier garnicht einmal die Behauptung so Mancher — und wahrlich nicht der Schlechtesten! — vertreten, die den Willen des Menschen in heiligem Eifer der Überzeugung als völlig frei bezeichnet haben und immer wieder bezeichnen — ich nenne da als Beispiel aus neuerer Zeit nur die immer erneuten Aufrufe Cäsar Flaischlens, des Dichterethikers und Wirklichkeitsidealisten, zu Mannhaftigkeit, Selbstzucht und Kampfesfreudigkeit —, ich will garnicht auf eines der beiden Extreme: völlige Willensfreiheit oder -Unfreiheit mich versteifen. Ich meine vielmehr: Selbst wenn man angesichts der Einkerkierung der menschlichen Seele in ihre enge Leiblichkeit und deren Gesetzmäßigkeiten, wie das die Individuation mit sich bringt, eine uneingeschränkte Willensfreiheit des Menschen nicht anerkennen kann und will, so verbleibt dem menschlichen Wollen und Handeln innerhalb dieser Grenzen doch noch ein für gewisse Zwecke völlig ausreichender Spielraum, der aber in Wahrheit viel größer ist, als man gemeinhin zu glauben geneigt ist. Ein Spielraum, der einerseits so groß ist, daß er es im Grunde sein mag, der jenen Glauben an völlige Freiheit erzeugt hat, der andererseits aber doch auch wiederum so unverkennbar begrenzt ist, daß ebenfalls ihm ursprünglich die skeptische Verneinung jeglicher Möglichkeit zu eigenem Handeln zu verdanken sein mag. Wie groß in der Tat dieser Spielraum des Willens ist, zeigen so manche Beispiele der menschlichen Geschichte, zeigt namentlich immer wieder die merkwürdige Erscheinung, wie erstaunlich Großes selbst sonst wenig bedeutende Menschen zu leisten vermögen, wenn ein anderer Mensch, der an seine eigene Kraft glaubt, ihnen von diesem Glauben mitteilt, sie anfeuert und mit sich fortreißt. Den Menschen aber, die von vorn herein einen solchen Glauben an eigene Kraft und eigenes Vermögen nicht haben oder gar vom Gegenteil fest überzeugt sind, wird alles Wollenkönnen gelähmt und so selbst die Bedingtheit jenes „Spielraumes“ noch (durch sich selbst!) genommen. Unzweifelhaft bleibt aber immer, daß das tatsächliche Wollenkönnen des Menschen auch innerhalb der bestehenden Begrenztheit ihrer Entschluß- und Handelns-Freiheit durch die Materie, die „Verhältnisse“, das „Milieu“, den Charakter, das Temperament, die Naturanlagen usw., viel, viel größer ist als die Menschen selbst glauben, daß es ihnen mithin in weit größerem Maße praktisch möglich ist, frei zu handeln und zu wollen, als geschieht, wenn sie selbst nur den Glauben daran hätten und eben entsprechend sich verhalten, volkstümlich ausgedrückt, „sich mehr Mühe geben“ würden, daß bei mehr „gutem Willen“ weit mehr aus ihnen „herauszuholen“ sein würde, als nun der Fall ist.

Ist aber Liebe, ist Menschlichkeit in jenem weitesten Sinne auf Erden zu verwirklichen? Ist es das „Rechte“ für den Menschen, selbst wenn der menschliche Wille in diesem durchaus nur bedingten Maße frei ist? — Das ist schließlich die Kernfrage! Daß dies aber mehr eine Angelegenheit des

Gefühls, des Glaubens ist, als des Verstandes, der abstrakten Erkenntnis, genau wie 3. B. der Verstand mit rein religiösen Fragen absolut nichts zu schaffen, so 3. B. garnicht zu entscheiden hat, ob es einen Gott gäbe oder nicht, — das soll hier von vornherein offen ausgesprochen sein.

Denn jene Frage zu bejahen gelingt nicht dem Verstande, sondern nur dem Glauben, dem nicht so sehr an „Beweisen“, an realen Greisbarkeiten im Sinne materialistischen Weltschauens, gelegen ist als am eigenen Fühlen. Das eigene starke Fühlen sagt aber dem, der einmal gläubig ist, sehr viel Bejahendes zu dieser Frage, ungeachtet aller wenn auch scheinbar noch so beweiskräftigen Gegenargumente des kritischen und skeptischen Verstandes, die aus der realen Erfahrung genommen sind.

Einen (gefühlsmäßigen) Beweis von (in intellektuellen Sinne) Unbeweisbarem hat man oft durch Rückschluß von der Wirkung auf die Ursache zu erbringen gesucht. So schließt man am einfachsten, selbst dem allernähesten Gefühl verständlich, vom Vorhandensein überhaupt des Alls in seiner Größe, Herrlichkeit und ungeheuren Erhabenheit auf einen Gott zurück, der alles dies erschuf, erhält und weise lenkt. Ähnlich einfach ist der bekannte Versuch eines „Gottesbeweises“, indem man von der Erscheinung so vieler Zwecksetzungen, so vieler oft verblüffend zweckmäßigen Einrichtungen im Naturleben, nun auch auf ein als Urheber wirkendes zwecksetzendes Wesen zurückzufolgern suchte. Bekannt ist ja auch Goethes

„Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken.
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?“

Da ist nun die „Umkehrung“ naheliegend, etwa so: Könnten wir Menschen wohl Göttliches erleben (Wirkung) durch das Medium der einzelnen Künstlerpersönlichkeit, Göttliches schaffen, Göttliches überhaupt empfinden, überhaupt über unser irdisches, in enge Leibes- und Ich-Fesseln gebanntes kleines Sein im Geiste hinausgelangen, — wenn nicht eben Göttliches wirklich vorhanden wäre (Ursache)?!

In ähnlichem Sinne, durch gefühlsmäßigen „Rückschluß“, können erschütternd tiefe Eindrücke von Schönheiten und Erhabenheiten der Natur und der Kunst in einer derartigen Weise auf das menschliche Gemüt wirken, daß es, obgleich auch dieser Vorgang wieder ganz offensichtlich in keinerlei Weise ein „Beweis“ in intellektuellem Sinne ist, mit ungeheurer Sicherheit von der Überzeugung durchdrungen wird: Eine Welt, in der es 3. B. so etwas wie Musik überhaupt geben kann, in der so etwas wie die Symphonie Beethovens und Bruckners (Beethovens Neunte!! Das Finale von Bruckners Fünfter!!), wie der „Tristan“ und „Parsifal“, — wie

der nächtliche Sternenhimmel, wie diese Gebirgslandschaft, dieser flammende Abendhimmel dort, jener kerzenübersäte Kastanienblütenbaum, jene zartgrüne, im Frühlingswinde schwankende Birke und die liebliche Blumenau da und die Herrlichkeit eines gesunden, starken, reinen menschlichen Leibes überhaupt möglich ist — eine solche Welt kann nicht schlecht, kann nicht ungöttlich, kann nicht sinnlos, sie muß gut, muß göttlich, muß sinnvoll sein! . . . Und die Wahrheit von Richard Wagners bedeutsamen Ausspruch, die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt sei die Krone aller Erkenntnis, wird diesem Gemüt in solchen Augenblicken zu unererschütterlich ruhiger Gewißheit — ein Punkt übrigens, auf dessen ganz außerordentliche Wichtigkeit hier noch in Kürze zurückzukommen sein wird. Es ist eine Gewißheit, in der aller Unglaube, nach dem wundervollen Ausdruck wiederum Richard Wagners, „als nur durch ein seliges Lächeln beantwortet“ erkannt wird; eine Erkenntnis von der Beschaffenheit wie die, auf welche Schopenhauer abzielt, wenn er schreibt, reine Seelengüter wie Güte, Uneigennützigkeit und Edelmut gingen nicht aus von „abstrakter Erkenntnis, aber doch von Erkenntnis: nämlich von einer unmittelbaren und intuitiven, die nicht wegzuräsonnieren und nicht anzuräsonnieren ist, von einer Erkenntnis, die eben, weil sie nicht abstrakt ist, sich auch nicht mitteilen läßt, sondern jedem selbst aufgehen muß.“

Von Richard Wagner — und damit kommen wir unserem Ausgangspunkt: dem gesuchten Beweis für Bedeutung und Möglichkeit der Liebe auf Erden, wieder näher — von Richard Wagner, auf dessen sittlich begründeten „Vegetarismus“ (verabscheuter Tiermord aus Tierliebe und Sicheinsfühlen mit allem Lebenden) noch zurückzukommen sein wird, erzählt sein Biograph Glasenapp, daß ihm bei Betrachtung einer Nummer der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ beinahe mit Entsetzen die Abbildung einer Fisch-Ausstellung aufgefallen sei: „Wir würden dieses Grausen nicht empfinden, wenn der Mensch nicht zu etwas Höherem bestimmt gewesen wäre, als zu diesem gegenseitigen Sich-Auffressen“. Was aber, fragen wir nun weiter, sollte dieses Höhere als das heute noch herrschende „gegenseitige Sich-Auffressen“ (in bildlichem Sinne, versteht sich) nun anders sein wenn nicht das Gegenteil davon, wenn nicht — ein Leben in Liebe und gegenseitiger Hilfe?!

Der Gedankengang des oben an die „Umkehrung“ von Goethes „Wär nicht das Auge sonnenhaft . . .“ angeknüpften „Gottesbeweises“ kam dem Verfasser einmal in der Ergriffenheit durch die „Parsifal“-Musik an, die ihn weiterhin — ich wage zu sagen: „gefühlslologisch“ — folgern ließ: Die erschütternde Weise des „Charfreitagszaubers“, der „Blumenaue“ im 3. Akt ist z. B. eine Melodie, die gar nicht geschrieben werden konnte, ehe der Mensch nicht erkannt und erlebt hatte: „Gott ist die Liebe“ und die Liebe ist Gott, das Göttliche besteht in der Liebe und Liebe ist göttlich, bezw. die

garnicht geschrieben werden konnte ohne die Existenz der Tatsachen „Gott“ und „Liebe“ und „Gott ist die Liebe“. (Beweis durch Rückschluß!)

Ist Liebe aber, müßte es da in unserem Zusammenhang nun — immer „gefühlslologisch“ — weiterheißen, ist Liebe in weitestem Sinne göttlich, ist sie „gut“ und „recht“, so muß auch die Welt so beschaffen sein, daß Liebe in diesem Sinne sich in ihr auswirken kann, daß Liebe „möglich“, daß Liebe „brauchbar“ und „recht“ ist auf Erden, wenn anders eben der Glaube zu Recht bestehen soll, daß die Welt sinnvoll sei und die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt die Krone aller Erkenntnis.

Die enge Verquicktheit des Glaubens an die irdische Möglichkeit und Bedeutsamkeit der Liebe mit dem Glauben an eine endgültige Aufwärtsentwicklung der Menschheit im Ganzen²⁾ ist, wie auch aus dem Vorangegangenen bereits zu ersehen, so unverkennbar und offensichtlich, daß eine besondere Betrachtung des letzteren im Zusammenhang dieser Ausführungen an dieser Stelle nicht fehlen darf.

Es sind mit die Besten unter den Menschen aller Zeiten gewesen, die von je einen solchen Glauben gehegt haben, daß es ein endgültiges Vorwärts und Aufwärts in seelischer, in sittlicher, in kultureller Beziehung für das Menschengeschlecht gäbe, geben müsse. Ein Vorwärts, das sich keineswegs etwa in schnurgerade aufwärts verlaufender Linie bewegt — eine naive Vorstellung, die schon ein flüchtiger Blick auf die menschliche Geschichte widerlegt! —, sondern sich im Einzelnen als ein Auf- und Abspringen, An- und Abswellen, als eine ganz allmähliche, zeitweise stockende, ja wieder zurückbiegende Entwicklung, als eine ausgeprägte Zickzack- oder Wellenlinie darstellt, die bald steiler, bald sanfter ansteigt, bisweilen geradewegs wieder umkehrt und zurückgeht, um dann schließlich doch wieder aufzusteigen, somit eine Wellenlinie, die, als Ganzes betrachtet, nicht in einer ebenso sinnlosen wie trostlosen Horizontale, sondern letzten Endes doch aufwärts gerichtet verläuft, eine Linie, die, trotz der Mannigfaltigkeit der vielfachen Aufeinanderfolge von Wellenberg und Wellental, von sich ablösenden, kommenden und gehenden Kulturen und Kulturstufen, ganzer Völker und Völkergruppen, bei alledem in ihrer Gesamtheit dennoch aufsteigt.

Daß auch dieser ganze Fragenkomplex ausgesprochenermaßen ein reines Gebiet des Gefühls und des Glaubens ist, mit Verstand, Verstandesgründen

²⁾ Bei dieser Gelegenheit sei nochmals ausdrücklich betont, daß hier ausschließlich von Kultur die Rede ist, mit keinem Worte aber von Zivilisation, welche beiden sich wie die Gegensätze von Innen und Außen zueinander verhalten. Im Kulturellen steht die Gegenwart auf einem Tiefpunkt, im Zivilisatorischen auf einem Höchstpunkt.

und Verstandesbeweisen somit im Wesentlichen nichts zu tun hat, vielmehr in diesem Sinne ganz ohne Zweifel völlig „unbeweisbar“ ist, — mit der Überzeugung soll auch hier wiederum keineswegs zurückgehalten werden, wie zuvor das selbe schon anlässlich des „Glaubens an die Liebe“ geschah. Und so mußte es denn natürlich auch von vorn herein mit Notwendigkeit vergeblich bleiben, daß Menschen so vieler Jahrhunderte sich über das Für und Wider der Entwicklungsfrage die Köpfe heiß redeten, wenn nicht gar schlugen: zu beweisen, in abstrakt-logischem Sinne des Wortes, war eben doch ein für allemal weder ein endgültiges Für noch ein endgültiges Wider! Das Herz allein, der Glaube allein, gewissermaßen ein intellekt-freies Wissen nur, das „nicht anzuräsonnieren und nicht wegzuräsonnieren“ ist, kann das allerletzte Wort sprechen in den Fragen: Gott? Liebe? Aufwärts?

Einige wenn auch mehr an den Verstand sich wendende Gedankengänge mit der Absicht, dem Glauben an das allmähliche Aufsteigen des Menschen Unterstützung zu bringen, sollen darum nicht überflüssig geheißen werden, sondern hier auch ihren Platz finden.

Eine Anknüpfung gewährt wieder Goethes:

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib' im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.“

Unsere Blicke, um dreitausend Jahre zurückschweifend, bleiben ehrfurchtsvoll auf der alten hohen, wirklichen Kultur Indiens haften. O wie müssen wir heute bescheiden werden, kommt es uns in den Sinn, einmal unsere gegenwärtige Kultur, die nur eine sehr fragwürdige, nur eine „Kultur“ ist, mit derjenigen der alten Inder zu vergleichen, die eben eine echte Kultur ist! (Diesen Abstand näher zu bezeichnen, erübrigt sich wohl!) Tausende von Jahren liegt das alles nun zurück — und da reden wir nun dennoch von „Aufwärtsbewegung der Menschheit im Ganzen“?! Fast möchte uns jetzt aber doch ein leiser Zweifel beschleichen. Aber da kommt uns ein Wort Herders zu rechter Zeit zur Hilfe und weist uns den Weg: „Alle Zweifel und Klagen der Menschen über die Verwirrung und den wenig merklichen Fortschritt des Guten in der Geschichte rühren daher, daß der traurige Wanderer auf eine zu kleine Strecke seines Weges sieht.“ Das ist es! Hier liegt der Fehler! Zudem ein Fehler, der immer und immer wieder gemacht wird, ein außerordentlich wichtiger Punkt bei dieser ganzen Frage! Der skeptische Zweifler gegenüber der Entwicklungsfrage breitet wohl selten die Schwingen seines Geistesfluges durch die Vergangenheiten menschlicher Geschichte und Entwicklung so weit aus, wie es unbedingt er-

forderlich ist, soll ein Horizont von der umfassenden Ausdehnung und Größigkeit erreicht werden, die erst das bejahende Ergebnis ermöglicht. Denn hier genügen nicht einmal mehr die dreitausend Jahre der Goetheschen Mahnung, noch weiter muß der suchende Blick sich spannen. Erinnern müssen wir uns des Wagnerwortes: „Stellen wir uns immer auf die Bergesspitze, um klare Übersicht und tiefe Einsicht zu gewinnen!“, erinnern daran, daß z. B. die Astronomie und Geologie uns mit Zahlen rechnen lehren, die von noch ganz anderen Ausmaßen sind. Jahrzehntausende, Jahrhunderttausende, Jahrmillionen werden dadurch auch unserer Betrachtung sowohl nach rückwärts wie nach vorwärts sozusagen frei zur Verfügung gestellt. Ein Vergleich der heutigen Kulturstufe mit der der Inder unter Berücksichtigung so mancher noch dazwischen liegender Stufen ergibt freilich eine Wellenlinie, die gewiß nicht aufwärts gerichtet ist, zumindest aber horizontal verläuft. Schrauben wir aber unseren Ausgangspunkt noch um einige Jahrzehntausende oder Hunderttausende weiter zurück und vergleichen das Heute mit der Stufe des Ur-, des Tiermenschen, wieder unter Berücksichtigung aller dazwischen liegenden weiteren Stufen innerhalb der eigentlichen menschlichen Entwicklung, so ist in der Tat das Ergebnis eine Wellenlinie, die als Ganzes aufwärts gerichtet ist. Denn selbst der größte Skeptiker und Pessimist muß doch wohl zugeben, daß, will er nun einmal das Wort „Entwicklung“ oder „Fortschritt“ nicht gern in den Mund nehmen, so doch in dem Zeitraum zwischen jenen beiden äußersten Polen zumindest immerhin eine gewisse — Wandlung erfolgt ist! Sollte denn die Menschheit aber wohl wirklich, nachdem sie das völlige Dunkel der Tierheit einmal überwunden hat, nun ewig im Halbdunkel des heutigen Zwitterzustands — nicht reine Natur, nicht wahre Kultur — umherzutappen bestimmt, fast möchte man sagen: verdammt sein? Undenkbarer Gedanke! Liegen doch auch Jahrtausende und mehr noch vor uns. Das gerade wäre namentlich denen entgegenzuhalten, welche diese Gedanken „törichte Illusionen“, „Wolkenkuckucksheimtheorien“, „phantastische Schwärmereien“ usw. schelten. Zumal wird nichts von Torheit und Überspanntem und „keinen Boden unter den Füßen haben“ bei alledem finden, wer glaubt, daß es sehr wohl gestattet ist, das physikalische Gesetz von der Erhaltung der Kräfte, wenn auch nicht in vollem Maße, so doch prinzipiell, auf Geistiges, Seelisches zu übertragen. (Ausbreitung der Wellenringe des Geistes, Verlauf der Einflüsse und Ergebnisse ethischer, erzieherischer, kultureller Wirksamkeit, Wirksamkeit der Ausstrahlkräfte der einzelnen Persönlichkeit usw.) Ein sicheres Wissen bezw. zumindest Überzeugtsein hiervon, wonach also letzten Endes von diesen Dingen, diesen Kräften, nichts eigentlich „verloren“ geht, mag es auch unsichtbare, völlig unkontrollierbare Wege wandeln, muß für jeden Strebenden, jeden Kulturkämpfer, insbesondere aber für den jungen Suchenden und noch Unfertigen von mächtigster „flügelstärkender“ Wirkung sein.

Jahrtausende liegen auch vor uns noch — „da der Mensch aus dem Wolfe den Hund sich gewann, warum sollte nicht aus dem Menschen selbst das rechte Wesen erst noch hervorgehen können?“ Diese, vielleicht auch in gewissem Grade „gefühlslagige“ Folgerung Richard Wagners ist sehr beachtenswert. Ist es doch wirklich so sehr naheliegend, nicht zu fragen, ob wohl aus dem Menschen noch ein höheres, besseres Wesen sich einmal entwickeln könne, sondern vielmehr: Warum sollte das denn nicht möglich sein?!

Nachdem die Erkenntnisfähigkeit für die Unzulänglichkeit und grobe Unvollkommenheit z. B. unseres allgemeinen heutigen Kulturzustandes, nebst einer entsprechenden Erlösungssehnsucht, Sehnsucht nach einem Besseren, doch unzweifelhaft in uns gelegt ist, — wie anders sollte die Welt da sinnvoll sein können, als indem wir bestimmt sind, diesen besseren Zustand nun auch wirklich noch einmal zu erreichen?! Einen Zustand, den wir also in unserer Sehnsucht ebenso klar zu erfassen befähigt wurden, wie in unserer Erkenntnis zuvor sein Gegenteil, den heutigen schlechteren Zustand! Oder sollte das Bessere uns immer nur als Fata morgana, als Spuk- und Spiegelbild der Sehnsucht und Hoffnung vorgegaukelt werden? Wir müssen gestehen, daß uns dann die Welt wirr wird und nur Eines noch ganz klar ist, nämlich, daß sie keinen Sinn hat, wie denn hier zuvor ja auch schon ausgesprochen ward, daß die Vorstellung des Verlaufs der menschlichen Kultur als wellenförmige Horizontale, also, im Ganzen betrachtet, im Grunde ewig auf gleicher Stufe verharrend, ebenso sehr trostlos wie auch gerade sinnlos anmutet. Daß aber die Welt in Wahrheit sinnvoll ist — das eben war ja eine bereits gefühlsmäßig (nicht intellektuell!) schlechthin unwiderleglich bewiesene Haupt- und Grundwahrheit und Haupt- und Grundvoraussetzung, von der hier zuvor beim Ausgangspunkt, dem „Glauben an die Liebe“, schon gehandelt ward. Der Glaube an die Liebe ist nicht möglich ohne den Glauben, daß die Welt Sinn habe, zeigte sich — der Glaube an den Sinn der Welt aber besteht nicht ohne den Glauben an die Möglichkeit eines Höherhinauf des Menschen, zeigt sich nun. Ist der erstere (für das Gefühl) einwandfrei bewiesen (und er ist es!), — so ist es auch der letztere!

Schlagen wir nun die Brücke zurück zum Ausgangspunkt, dem Glauben an Bedeutung und Möglichkeit der Liebe in weitestem Sinne auf Erden, so ist nunmehr auch das Zusammenfallen des Glaubens an das Aufwärts des Menschen mit dem „Glauben an die Liebe“ klar. Worin sollte denn auch, nachdem einmal (unserem Gefühl) bewiesen ward, daß die Liebe göttlich und daß sie auf Erden zu verwirklichen, daß sie „brauchbar“ und „richtig“ ist, das Wesen des kulturellen Aufstiegs der Menschen anders bestehen als in dem allmählichen Lebendigwerden der Liebe hienieden?

Endlich gibt es zwar auch Meinungen, die dahin gehen, die Liebe bezw., näher gefaßt, das Christentum, sei an sich zwar auf Erden möglich und lebensfähig, aber die eigentliche Zeit der Herrschaft des Christentums, der Liebe, auf Erden bezw. im Abendland, sei bereits vorüber, eine Rückkehr aber zu früheren Verhältnissen gibt es bekanntlich in der Entwicklung nicht. Und dabei verweist man dann auf das Zeitalter der Gotik, der unumschränkten Vorherrschaft der Kirche auf allen Lebensgebieten, auf das Mittelalter mit seiner von kirchlich-christlichem Geiste durchtränkten Kultur. War aber das Mittelalter wirklich das Zeitalter der Liebe? Wohl mag es das Zeitalter der Kirche und Kirchenherrschaft genannt werden können, aber der Liebe? Das ist schwerlich zu bejahen, weil Kirche einerseits, Christentum und Liebe andererseits keineswegs gleichbedeutend sind.

Stehen wir davon ab, die verschiedenen Verkörperungen der Liebe in all den Religionen, Philosophieen und Sittenlehren, die auf Liebe aufgebaut sind, einzeln untereinander zu vergleichen, so muß hier doch der gewaltige Abstand zwischen dem, was jene einzelne, sich Christentum nennende Liebesreligion ursprünglich sein wollte und sein sollte, und dem, was die — Kirche daraus gemacht hat, bezeichnet werden: Eine nicht durch den Buchstaben, durch den Geist lebendig machende, dogmenfreie und tatkräftige, praktisch ernst machende reine Religion der Liebe in weitestem Sinne: der Herzengüte, der Barmherzigkeit, des Mitleids, der Menschlichkeit, verkörpert das Jesusleben mit seinem seelischen Heldentum — in der alten Kirche ward daraus einerseits eine weltliche Despotie, von einer aller Menschenwürde baren fanatischen Unduldsamkeit und Engherzigkeit, grausam, gewalttätig und machtgerig, somit jeglicher Liebe Hohn sprechend, andererseits ein Mönchtum, asketisch, weltflüchtig, Welt und Leben, d. h. Gottes Werke verachtend. Das sind Unterschiede, größer, krasser noch als Tag und Nacht, Himmel und Hölle! Nicht aber das Christentum in irgend einem kirchlich-dogmatischen Sinne, sondern der Jesusgeist reiner Liebe und Menschlichkeit war gemeint. wenn hier von Aufwärtsentwicklung der Menschheit im Sinne allmählichen Lebendigwerdens der Liebe auf Erden die Rede war. Der Unterschied einer diesen wahren Jesusgeist wirklich verkörpernden Kultur gegenüber der Kultur des Mittelalters würde aber so gewaltig sein, daß wahrlich nicht abzusehen ist, inwiefern die erstere eine Rückkehr zu schon Gewesenem bedeuten sollte, so gewaltig, daß sie vielmehr, zumindest für das Abendland, etwas noch nie Dagewesenes darstellen würde.

Der Frei- und Haupttreffer Primavista.

Eine nach Grundsätzen der Gedächtnislehre verfaßte Einleitung zum schnellen Erlernen der Kunst sicher und gewandt vom Blatte zu lesen von **Ferdinand Graf Spork.**

Gelcitwort:

Mechanisch handelt nur das Tier,
Der Mensch verfährt nach Gründen;
Wo ist nach diesem Maßstab nun
Eu'r Singervolk zu finden?
Die einz'ge Ehre, die ihm bleibt,
Sind ein Paar gute Lungen;
Gleich Gimpeln lernet es, was man
Ihm zehnmal vorgesungen.

Guido von Arezzo (1020.)

Der Leiter einer größeren Liedertafel, — Kantor Sephel mochte er heißen — forderte einen seiner musikliebenden Freunde auf, der Einübung eines neuen Chores beizuwohnen, damit auch er die Kehrseite eines s. g. idealen Berufes aus dem ff kennen lerne.

Man kann wohl sagen: die Absicht war vollauf erreicht.

Nach beendeter Übung, glaubte der Eingeladene seine Anerkennung der allerdings herkulischen Leistung des Kantors nicht sinniger zum Ausdrucke zu bringen, als mit dem Freischütz Worte:

„Sechse treffen,
Sieben äffen!“

Allein damit kam er übel an. „Sieben äffen und einer trifft“, herrschte ihn der von seiner Arbeit noch erregte Mann an und selbst dann dürfe man — um bei Freischützen zu bleiben — fragen:

„Was traf er denn, he, he, he?“

Das gab zu denken.

Ist nicht der hohe Stand deutschen Musiklebens allgemein anerkannt? Gilt das deutsche Volk nicht für eines der sangesfreudigsten? Besteht nicht ein Scherzwort zurecht, wonach der einzige, aus dem Schiffbruche gerettete, auf eine unbewohnte Insel verschlagene Deutsche, für's Allererste einen Gesangsverein gründet?

Und ein anderes:

„Liegt wo ein Wald in süßer Ruh',
gleich singt's Quartett: „Wer hat dich du?“

Doch ernsthaft gesprochen.

Schon die Tatsache, daß es in Deutschland allein über 120 000 Liedertafelsänger giebt, dürfte den wohlverdienten Ruf rechtfertigen.

Fürwahr! Welchen Drang, welche Hingabe und Begeisterung muß ein Volk für den von ihm so heiß geliebten Gesang besitzen, wenn es unter

großen Opfern an Geduld, Mühe und Fleiß, die oft nur karg zugemessene Erholungszeit in den Dienst einer rein idealen Aufgabe zu stellen weiß. Es tut dies, offenbar aus dem richtigen Gefühle für das, was der Gesang seiner Stimmung und seinem Gedeihen bedeutet.

Und doch ist die, unter den eingangs erwähnten, schwierigen Umständen an diese Beschäftigung gewendete Mühe um nichts geringer, als wenn etwa Analphabeten zu einem Lesekränzchen sich verbänden, in der Absicht, Dramen mit verteilten Rollen vorzutragen. Jeder Einzelne müßte wie ein Blinder seine Rolle sich vorsprechen und einlernen lassen.

Zugegeben, daß die meisten Sangesfreunde wenigstens die nötige Bekanntschaft mit den Tonzeichen gemacht haben, was nicht selten mit dem Treffen verwechselt wird.

Beim Freitreffen, oder vom Blatte lesen, ohne Unterstützung eines Instrumentes aber, handelt es sich vielmehr um die genaue Kenntniss der Tonentfernungen, Stimmsschritte, oder Intervalle.

So wenig jemand im Stande ist ein Buch zu lesen, der nur die Schriftzeichen kennt, ebensowenig vermag ein bloß Notenkundiger zu treffen.

Wie der Bücherleser des Syllabirens mächtig ist, so muß der Treffer die Kenntnisse der Stimmsschritte besitzen u. z. dem Namen, wie dem Klange nach.

Sollte man es nun für möglich halten, daß der bei weitem größere Teil unserer Sänger dieses A B C ihrer so geliebten Kunst bloß vom Hören-Einsagen kennt.

Mit Ausnahme der Wenigen, Glücklichen, die mit dem angeborenen, absoluten Tonsinne begabt sind, (man kann sie an den Fingern abzählen), sowie jener, die von frühester Jugend an die gründlichste Musikpflege genossen haben, einiger Fachmusiker (beileibe nicht aller) und der eigens hierfür in jahrelanger Übung geschulten Kirchenchorsänger, blicken alle nach dem Lande der Verheißung, ohne es jemals mit eigenen Füßen betreten zu haben.

Darüber führt u. a. auch Hector Berlioz laute Klage, für den es sich von selbst versteht, daß der Sänger ebenso gut, wie der Instrumentalist vom Blatte, ja wie jeder des Lesens Kundige seine Zeitung lese. Berlioz fragt: „Wo ist der Sänger, der gleich dem Sprecher eines ihm unbekannten Gedichtes, auf den ersten Blick hin sich getraute einen Gesang technisch und ästhetisch tadellos zu Gehör zu bringen?“

Das einzig Zutreffende, was der Nichttreffer diesem Vorwurfe gegenüber ins Treffen zu führen vermag, ist, daß schon das Instrument dem Spieler einen festen und bestimmten Anhalt zum Erfassen der Töne darbiete, wogegen der Sänger eines solchen entbehre.

So viel ist sicher! Der Weg, der bisher in das gelobte Land des Freitreffens führen sollte, scheint zweifellos etwas beschwerliches, abschreckendes, entmutigendes an sich zu haben; andernfalls erhielte man, auf die Auforde-

rung hin die Bildungslücke bald möglichst auszufüllen, nicht so oft zur Er-
widerung:

„Schießen ist eine Kunst,
Treffen Gottesgunst.“

In der Zeit, in der ich das Treffen erlerne, pauke ich mir alle Musik
der Welt ein, oder ich lasse sie mir einpauken“.

Als wenn das Ergebnis sich gleich bliebe. Dieser Ausweg, oder um es
gleich heraus zu sagen, dieser Holzweg ist vielmehr der eigentliche Zeit-,
Stimm- und Kraftvergeuder; er ist obendrein unverhältnismäßig kostspielig,
denn er führt in stäte Abhängigkeit und Unfreiheit.

Auf ihm dehnen sich die Proben ins Zahl- und Endlose aus, bis zur
Erschöpfung der an den unausgesetzten Wiederholungen abgestumpften
Sänger, wodurch die Aufführung aller Frische beraubt wird.

Nicht das Chorsingen, wie so mancher fälschlich annimmt, verdirbt die
Stimmen, sondern die vielen, anstrengenden Proben nützen sie ab.

Die Kirchenchorsänger, die alle treffsicher sein müssen, weil sie in der
Regel ohne Probe vom Blatte zu singen haben, erhalten ihre Stimmen häufig
bis ins hohe Alter.

Und welch ein Armutszeugnis stellt der Berufssänger sich aus, der be-
kennen muß, daß er nicht frei treffen könne. In welche demütigende Ver-
legenheit gerät er dann allenthalben.

Dieser unwürdige Zustand schließt ihn von der Mitwirkung und Be-
teiligung an den schönsten Aufgaben seiner Kunst aus, überhaupt von der
freien, freudigen, genussreichen Ausübung seines Berufes.

Überdies stellen die neuesten Tonschöpfungen, insonderheit die Bühnen-
werke so außerordentliche Anforderungen an den Sänger, daß deren Be-
wältigung ohne bewußte Beherrschung der Tonentfernungen kaum denkbar
ist. Davon wissen die Übungsmeister mehr als ein trauriges Lied zu singen.

Bei dem Wagnisse, solche Untiefen ohne Steuer und Kompaß zu be-
fahren, sieht man nur zu häufig das Fahrzeug unfreiwillig an dem entgegen-
gesetzten Ufer landen.

Überschätzt nun der Berufssänger die Schwierigkeiten des Treffens, so
unterschätzt sie hinwiederum der Laie, der den Vorgang sich etwa so ausmalt:

„Eine Note steht höher, oder tiefer, als die andere, mithin brauche ich
die Stimme bloß zu erheben, oder zu senken, oder ich bediene mich der
Zwischenstufen, Hilfsnoten und Sprünge als Maßstab und Gradmesser beim
Ausrechnen der Stimmsschritte und — probatum est.“

Jawohl!

„So Gott will,

trifft auch der Besenstiel!“

Über das wie, wann und wo, schweigt freilich des Sängers Höflichkeit,
denn dieser mehr als kinderselige Glaube, der mit der hundertjährigen

Wettervorhersage und dem Lottospiele an Unzuverlässigkeit wetteifern kann, würde schon an dem kleinsten Stimmschritte scheitern, von größeren und den größten Tonentfernungen zu geschweigen.

Vergebens bemühte man sich auf diese Art „den spröden Fisch im Sprunge zu fangen“, d. h. die Tonentfernungen bloß zu erraten.

Je nachdem man Halbe — oder Ganzetöne zum Maßstabe nähme, der ohne Sicherheit stets nur ein willkürlicher sein kann, langte man bei dem Bestreben z. B. eine Quinte anzustimmen, statt bei dieser, bald bei der Terz, bald bei der Sexte an.

„Aus dem Prima wißt, wird ein Prima hott!“ würde Kantor Sephel sagen.

Nein: Zufall, Geratewohl, gutes Glück und Berechnung sind hier ein für allemal ausgeschlossen. Vielmehr will hier alles mit vollem Bewußtsein angestimmt, wie vom Kunstschützen, mit scharf eingestelltem Visire auf den Notenkopf getroffen sein. Von diesem Bilde rührt auch der bezeichnende Ausdruck „treffen“ her.

Wie ist nun dieses Ziel, diese Treffsicherheit auf dem kürzern, müheloserem und vor allem sichereren Wege, als auf dem — wie es scheint — bislang doch recht beschwerlichen und unzuverlässigen zu erlangen, auf dem man mit der nun einmal doch nicht zu entratenden Flinke das Intervall aufs Korn nehmen könnte, statt sie, wie so oft, voll Enttäuschung wieder ins Korn zu werfen.

Allen die so fragen — und es ist, wie gesagt, leider eine ansehnliche Schar — sei zum Troste gesagt, daß es zur Erreichung des so heiß erstrebten Zieles, weder „des im Dunkeln wachenden Schützen“, noch eines seiner „Freikugeln“ bedarf.

Unsere lieben Sänger sollen zu ihrer Verwunderung, aber auch zu ihrem Heile wissen, daß sie alle ausnahmslos schon von Hause aus Treffer sind, freilich ohne sichs bewußt zu sein.

Wie so?

Das aufhorchende Ohr erfahre:

Jeder Musikliebende, gleichviel, ob er spiele, singe, pfeife, oder auch nur Musik anhöre, hat im Laufe der Zeit eine erkleckliche Anzahl von Weisen im Gedächtnisse aufgespeichert, die insgesamt mit einem bestimmten Stimmschritte anheben und anheben müssen.

Sagt man ihm nun: Dein Leiblied x beginnt mit dem Intervalle y, so ist er damit einer wichtigen Erkenntnis auf die Spur gekommen; denn er hat so die Richtschnur, die Grundgestalt, das Ur- und Vorbild, kurz das Klangmuster, oder wie man den Intervall-Typus nennen will, für die Tonentfernung y ein für allemal gewonnen.

Auf die Frage, wie klingt das Intervall y, pfeift oder fängt er nun ohne weiteres die zwei ersten Töne seines Liebledes x von jedem beliebigen Tone aus und zwar unfehlbar, weil er gar nicht anders kann.

Diesen felsenfesten Anhaltspunkt und Ankergrund, diesen ruhenden Pol in der Erscheinung Flucht gewonnen zu haben, ist von unschätzbarem Vorteile.

Mit ihm ist an Stelle des fäselnden Herumratens und zwecklosen Ausrechnens das unerlässlich sichere Bewußtsein getreten.

Erst auf Grundlage eines solchen, unveräußerlichen, sozusagen mündelsicheren Besitzes der allzeit zuverlässigen Klangmuster, oder Intervalltypen, wird der Sänger für immer von dem „qualvollen Längen und Bangen in schwebender Pein“ befreit.

Nun vermag er, ohne ein Instrument in Anspruch zu nehmen (zum Angedenken des Anfangstones genügt ein Stimmpfeifchen), sich selbst zu beaufsichtigen, zu prüfen, und zurecht zu weisen, weil er für die Richtigkeit des angestimmten Stimmschrittes jederzeit einzustehen, sozusagen einen Schein, ein Pfand auszustellen vermag.

Da es, nach dem hier vereinfachten Verfahren — auf- und abwärts gerechnet — nur 22 Stimmschritte der Tonleiter gibt (Prim, Oktave, als leichtest zu treffende Tonentfernungen und die mehrdeutigen Intervalle mit Ausnahme des Tritonus, sind nicht einbezogen ¹⁾), so müßte es mit unrichten Dingen zugehen, wenn man unter dem reichen Schatze der gehörten Kinder-, Schul-, Kirchen-, Studenten-, Soldaten-, Volks-, Kunstliedern u. s. w. die genannte Anzahl von Klangbeispielen nicht fände.

Es erübrigt nur noch ein Wort über den einzuschlagenden Lehrgang zu sagen. Nach dem Voraufgegangenen dürfte er in aller Kürze sich so gestalten:

1. Man lerne das Verzeichnis ²⁾ der nach 11 Gruppen eingeteilten Stimmschritte auswendig.
2. Man bestimme, d. h. spreche die Stimmschritte an der Hand eines Gesangstückes.
3. Man treffe die Auswahl der 22 Intervalltypen, die man am sichersten beherrscht, und schreibe sie nach dem Muster des Verzeichnisses für Liederanfänge auf ein Notenblatt, um sie dem Gedächtnisse einzuprägen.
4. Man übe sich auf Grund der ausgewählten Klangmuster im Anstimmen der Stimmschritte von jedem beliebigen Tone aus.

¹⁾ Die mehrdeutigen Stimmschritte scheinen auf den ersten Blick das Lesen zu erschweren, was jedoch nur ein Schreckschuß ist. Mögen sie noch so sehr sich verkleiden, ihre Grundintervalle blicken immer doch hindurch. Wer diese beherrscht, dem bereiten die verminderten und übermäßigen keine Mühe.

²⁾ Das Verzeichnis an dieser Stelle mit abdrucken verbietet leider der Raum-mangel; es bleibt einer späteren Veröffentlichung vorbehalten.

Erläuterungen.

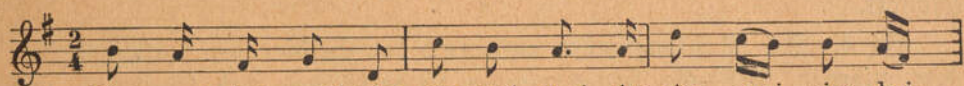
Zu 1. Hier handelt es sich darum, die Intervalle dem Gedächtnisse so gründlich einzuprägen, daß sie ein unverlierbares Eigentum des Sängers werden. Das Erlernen hat gruppenweise zu geschehen. Eine neue Gruppe darf nicht früher gelernt werden, ehe nicht die vorausgegangene fest sitzt, d. h. fließend und geläufig hergesagt werden kann.

Zu 2. Um die Tonentfernungen zu bestimmen, d. h. zu sprechen und später zu singen, wende man ja keine andern an, als die Zahlennamen der Intervalle selbst, also entweder die üblichen lateinischen Ordnungszahlen:

Prim, scand, terz, quart, quint, sext, sept, act (scand statt scund, wegen der bessern Sangbarkeit des am öftesten vorkommenden Stimmstufes und act statt oct zur Vermeidung des Lautwiderstreites), oder noch weit vorteilhafter, die hiefür besonders geeigneten deutschen Grundzahlen:

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sim, acht, (sim Abkürzung für sieben).

Unter gebalkten Noten wird, wie auch sonst, die Silbe gedehnt. Für sie gilt die Zahl, die der zweiten Intervallnote zukommt. Als Beispiel diene Fr. Schuberts Lied: „Mit dem grünen Lautenbände“.



Eins zwei drei zwei vier sim zwei zwei, eins vier zwei eins drei
Prim scand terz scand quart sept scand scand, prim quart scand prim terz



zwei zwei zwei, eins zwei eins zwei zwei drei drei, eins
scand scand scand, p im scand prim scand scand terz terz, prim



sim eins sechs zwei zwei, Drei zwei fünf acht sechs
sept prim sext scand scand. Terz scand quint act sext



zwei zwei zwei, drei acht zwei zwei zwei zwei sechs zwei, Eins
scand scand scand, terz act scand scand scand scand sext scand. Prim



fünf eins zwei zwei drei drei, eins sim eins sechs zwei zwei.
quint prim scand scand terz terz, prim sept prim sext scand scand.

Man bediene sich der Zahlennamen vorerst ohne Rücksicht auf abgeleitete Stimmstufes. Später können behufs genauer Bezeichnung beide Arten

der Zahlenbenennung gemischt angewendet werden. Die großen und reinen Intervalle erhalten die deutschen, die kleinen die lateinischen Namen. Bei den verminderten verändert man die Vokale des Grundintervalles in o, bei den übermäßigen in ö. Die Sekunden werden auch mit Vorteil auf die Worte „halb“ und „ganz“ gesungen.

Stimmbildner werden diese Maßregel mit Freuden begrüßen.

Beim bloßen bestimmen d. h. sprechen der Stimmschritte, sind die Beinamen: klein, groß, rein, mitzulesen und das zweite Intervall zu wiederholen. Der Beiname des übermäßigen Stimmschrittes heißt „hoch“, der des verminderten „tief“.

Der große Vorteil, den die Zahlenbenennung vor den Aretinischen Sylben: „do, re, mi“ besitzt, springt in die Augen, da der Zahlennamen hier nicht bloß Text- und Wortunterlage ist, sondern Angabe der Tonentfernung zugleich. Das Kind wird sofort beim richtigen Namen genannt, der Sänger, und das ist von der allergrößten Wichtigkeit, genötigt und gewöhnt in den Noten Intervalle zu sehen. Bild und Klang fließen zusammen. Eines ruft das andere hervor. Schon hierdurch wird der Denkvorgang wesentlich erleichtert.

Zu 3. Die 22 Klangmuster entnimmt der Schüler am vorteilhaftesten dem eisernen Bestande seines eigenen Liederschazes und Vorrates, und wären es zunächst nur Gassenhauer und Bänkelsänge.

Die Hauptsache ist, daß das Vorbild ohne langes Besinnen jederzeit gegenwärtig sei und zugebote stehe, um bei der geringsten Unsicherheit und dem leisesten Zweifel das Klangmuster befragen und so sich zurechtweisen zu können, andernfalls wähle man gleich lieber ein anderes, vertrauterer, oder mache sich ein geeigneteres zueigen.

Anfangs begnüge man sich mit je einem Typus, später sind mehrere von größtem Vorteile.

Ist das Klangmuster etwa der Instrumentalmusik entnommen, z. B. Tanzweisen, Märschen, Signalen, Unterrichtswerken, so lege man — wie es scherzweise oft geschieht —, einen bezeichnenden Text unter.

Man beachte auch das Lehrmittel, das besonders denen zu gute kommt, die ein größeres Rollenverzeichnis zwar schon besitzen, aber darum noch keine Freitreffer sind. Gerade sie verfügen über einen reichen Vorrat an fest sitzenden Klangmustern, der sie instand setzt die Lücke um so leichter auszufüllen.

Zu 4. Das Anstimmen von jedem beliebigem Tone aus geschieht:

- a) mit dem, den beiden Anfangsnoten des Klangmusters unterlegten Worten,
- b) mit dem Zahlennamen, wobei nur mehr an das Klangmuster gedacht wird,

- c) mit den deutschen Notennamen (Buchstabenbenennung) c, d, e, f, g, a, b,
d) mit dem Liedertexte selbst, um frühzeitig an die gleichzeitige Übersicht von Noten- und Textreihe sich zu gewöhnen.

Man versäume es nie vor dem Treffen, den Dreiklang (Akkoord) der Tonart anzustimmen, in der das zu singende Tonstück geht, um ihm den Ton zu entnehmen, mit dem man einzusetzen hat. Zu diesem Zwecke übe man sich fleißig: aus dem angeschlagenen Dur- und Molldreiklange den Grundton sofort herauszuhören und angeben zu können. Es ist auch das sicherste Mittel im Tone zu bleiben.

Hiermit ist der Sänger, früher als er glaubte, am Ziele seiner Wünsche angelangt. War er, dank den Klangmustern, gleich zu Anfang befähigt, die Tonhöhe einer Huppe, Glocke oder Tierstimme anzugeben, woran er früher nicht zu denken wagte, so ist er, — will er noch ein übriges tun — erst jetzt imstande, den in den zahlreichen Chorschulen niedergelegten Treff- und Gehörübungen so wie Musikediktaten mit Leichtigkeit und bestem Erfolge zu obliegen.

Er wird die früher viel gefürchteten Unter- und Mittelstimmen geläufig vom Blatte lesen und finden, daß sie dem Freitrefser, wegen der kleineren Stimmsschritte, leichter fallen, als die melodischen Oberstimmen, kurz er wird die Prüfung mit guter Note bestehen.

Mochte das Festkonzert zu Beginn der Übungen in einem noch recht „zurückhaltendem Zeitmaße“, erst von Stimmsschrift zu Stimmsschrift tastend vor sich gehen, auch noch ohne viel Rücksicht auf Takt und Text, so geschah es doch immer — man kann es nicht oft genug betonen — im Bewußtsein, von jeder Note Rechenschaft ablegen, für die Richtigkeit des Gesungenen sich verbürgen zu können.

Der Schütze übt vorerst auf der Scheibe, dann „trifft er im Fluge, was fliegt“.

Erst auf Grund der Richtigkeit kann die „Fizigkeit“, die sehr wohl dazu gehört, sich einstellen und die nur im Kreuz- und Be-Feuer erworben wird.

Erfahrung und Übung führen zur Kunst, wenn das Beispiel den Weg zeigt.

Darum halte man die Typen als unverrückbare Stützen und Teile fest in der Hand, das geistige Band wird dann sicher nicht fehlen.

So einfach und einleuchtend ist das dargebotene Lehrmittel, daß man annehmen könnte, es wäre schon diesem oder jenem eingefallen; gleichwohl ist auch der leiseste Hinweis darauf weder in der einschlägigen Litteratur noch sonst wo zu finden.³⁾ Auf alle Fälle ist es nicht so bekannt, oder nach Gebühr im Gebrauche, daß man es der Öffentlichkeit länger vorenthalten dürfte.

³⁾ Während der Drucklegung dieser Schrift erfahre ich, daß Herr Musikdirektor Otto Fiebach in Königsberg i. P. eine auf ähnlichen Grundfäßen beruhende Trefflehre verfaßt habe. Ich begrüße sie als Helferin und freue mich auf sie aufmerksam zu machen.

Es ist aber zu hoffen, daß das praktische und wohlerprobte Hilfsmittel nach dem Kriege, in welchem das Bedürfnis, ja die Notwendigkeit und Nützlichkeit des erfrischenden und ermutigenden Gesanges zu Tage trat, eine planmäßige Verwendung finde.

Besonders den Lehrern sei wärmstens an das Herz gelegt, bei jeglichem Übungsstoffe die Aufmerksamkeit der Schüler auf die Wichtigkeit der Klangmuster rechtzeitig zu lenken, ja den Übungsstoff mit Rücksicht darauf nachgerade auszuwählen, um, was in schwankender Erscheinung schwebt, zu befestigen in dauernden Gedanken. Wem das Lehrmittel zu einfach dünkt, der bedenke, daß der Sänger rechtschaffen musikalisch, aber kein Musikgelehrter zu sein braucht.

Wie verschieden auch die Lehrmeinungen sein mögen, die den gleichen Zweck verfolgen, soviel ist sicher, der Weg, dem die Gedächtnisstütze zu Grunde liegt, muß zu einem befriedigenden Ergebnisse führen. Mit Recht sagt Schopenhauer, Parerga, zweiter Teil S. 641: „Man suche das, was man dem Gedächtnisse einverleiben will, soviel als möglich auf ein anschauliches Bild (hier Tonbild) zurückzuführen, sei es nun unmittelbar, oder als Beispiel der Sache, oder als Gleichnis, oder wie sonst, weil alles Anschauliche (hier Gehörte) viel fester haftet, als das bloß in abstracto Gedachte. Daher lernen phantasiebegabte Köpfe die Sprachen leichter als andere, denn sie verknüpfen mit dem neuen Worte sogleich das anschauliche Bild der Sache.“

Diese, der Gedächtnisstütze gezollte Wertschätzung wird genügen, um sie vor dem Vorwurfe der „Spielerei“ zu schützen. Im übrigen könnte sie den sich ruhig gefallen lassen, um den Preis Schwierigstes „spielend“ beigebracht zu haben.

So klopfte denn auch „Primavista“, als bescheidener Versuch die Treffsicherheit zu heben, an den Türen unserer lieben Sänger an, mit der Bitte um freundliche Aufnahme und der Versicherung, daß es für keinen zu spät sei, das Versäumte nachzuholen. Er widme nur mit Zuversicht und Vertrauen eine ganz kurze Zeit seiner Muße dem reizvollen, anregenden, nie ermüdenden und dankbaren Studium und er darf des Erfolges sicher sein.

Sollte „Primavista“ diese Aufnahme finden und unsere Apollonjünger von dem auf ihnen lastenden Alldrucke befreien, so würde ihm das Lohn sein, der reichlich lohnet.

Glück auf denn zum frisch, froh, fröhlichen Freisingen! Zielt aufs Blatt, trifft vom Blatte und trifft ins Schwarze! Manch einer hat schon, weil er ein Freitreffer war, den Haupttreffer gewonnen.

Vor allen wird — um auch mit dem Freischützen zu schließen — Kantor Sephel, der bis jetzt schwer an seiner großen Scheibe zu tragen hatte, des Meisterschusses sich baß erfreuen.

Mit ihm sei gesungen:

„Viktoria! Der Meister soll leben!“

Ein überflüssiges Wörtchen.

Überflüssig, mein' ich, für uns. Mir aber kommt's nur eben aus dem Überflusse der Erlebnisse und Erfahrungen, die sich seit bald 50 Jahren in mir angesammelt haben. Das Erlebnis Bayreuth und die Erfahrung Welt. Damit ist schon angedeutet, daß hier Welt-Anschauungen aufeinander stoßen. Heißt das: wenn man sich das fragliche Vergnügen macht, mitzustößen! In der Jugend hält man das für Pflicht; und das ist schön. Im Alter erkennt man: das Balgen zwischen Weltanschauungen ist ein Unsinn; und das ist wahr. Aber es ist leider das Grundgesetz der Weltgeschichte. Der Sinn liegt tiefer; die Erkenntnis muß ihn beleuchten. Es ist der Sinn des Ewigkeitwertes. Es gibt Dinge, die Ewigkeitswert haben. Sie sind, was sie sind, und nichts Anderes. Sie sind nur einmal da, einzigartig, einsam. Oft bleiben sie unsichtbar; man träumt sie wohl, oder man hört sie tönen. In seltenen, glücklichen Fällen treten sie auch in die Erscheinung, also: in die Welt der Erscheinungen, des immer Wechselnden, Vergänglichen, in die Unrast der Zeit, in den „Prozeß“ der Entwicklung, der gern „Fortschritt“ genannt wird, aber auch Kreislauf heißen könnte. Da tut's denn noth, um des Glückes wert zu sein, daß man wenigstens das Einmalige, Einzigartige, Eine in seiner Erscheinung, als Symbol seiner selbst, ganz rein und echt erhält, solange es Leben hat. Dann genügt's, daß es wirklich einmal da war. Indem es sich als Ewigkeitwert über die Zeit erhebt, ist es auch dann noch, wenn es schon war. Es ist das Dauernde, auch wenn es vergeht. Es ist und bleibt: als Idee.

Solch eine erschienene Idee, solch eine „Verwirklichung des Ideales“, wie Schiller sagt, solch ein Symbol des Ewigkeitwertes ist Bayreuth. Wer das nicht versteht, nicht erkannt hat, oder grundsätzlich verwirft, der kann garnicht mitreden. Darum redet er erst recht und kann nur reden — nicht mit, aber dagegen. Das sind Die, welche die andere Weltanschauung, die Anschauung der Welt vertreten. Das sind Die, welche ein Ding erst gelten lassen, wenn es im sogenannten Strom der Entwicklung schwimmt, wenn es sich den unendlichen Vergänglichkeiten gesellt hat. Die möchten gar zu gern auch Bayreuth in diesen Strom werfen; dann wär's erst etwas nach ihrem Sinn: ein Wandelbares, immer wieder Anderes, mit der Mode des Tages — meinetwegen des Jahres, des Jahrzehnts, wenn's hoch kommt — „Fortschreitendes“. Fort, immer mehr fort von seinem Einzigsein, seinem Ewigkeitwerte, seinem „Stil“! (Jene sagen: es hat keinen, weil sie an eine Mode wie andere denken, die heute stumpf und streng innegehalten wird, und morgen nimmer gilt; daß aber ein lebendiger Stil in sich stets technisch vervollkommnet wird, versteht sich von selbst!) Wenn Bayreuth nicht mehr steht, sondern schwimmt, ja, dann ist's erst etwas für sie — ich glaube

beinahe — wenn ich mich irre, um so besser, ich glaube gern an guten Willen! — also: dann ist es erst etwas für die Schwimmer, die irgendwie mittun möchten, die ein Feld haben möchten, ein recht flüssiges, für ihre Schwimmkünste, ihre Experimente nach der Mode, dem „Strom der Entwicklung“, der ihrer Weltanschauung entspricht. Es ist überflüssig, von diesen Fließenden mehr zu sagen. Wir halten am Dauernden fest.

Das Überflüssige zieht das Nebensächliche nach sich, wenn's schon einmal in's Überlaufen kommt. Anderen sei es erlaubt, es für die Hauptsache zu halten. — Immer wieder läßt sich der Wunsch, ja, die Forderung, geradezu das „Ideal“, vernehmen: im Bühnenfestspielhause solle der „Figaro“ oder der „Freischütz“, womöglich auch der „Wallenstein“, doch gewiß auch der „Nathan“, aufgeführt werden. Dann sei die Aufgabe Bayreuths erfüllt, dann habe es einen Sinn und eine Zukunft und dann sei es „wahrhaft national“. — Man stelle sich's nur einmal recht deutlich vor! Wenn schon von Stil die Rede ist (oder vom mangelhaften Bayreuther Stile) wenn schon! Der zierliche „Figaro“ im weihervollen Raum des Festspielhauses, zwischen „Tristan“ und „Parsifal“! Ist das Stil? Das Haus bleibt stehen, aber das Werk hat den Schaden: Mozart will zart behandelt sein.

Schwimmt doch nur ein bißchen weiter mainaufwärts, dann kommt ihr vorüber hinter dem wunderschönen alten markgräflichen Opernhause. Dort steigt an Land, führt den „Figaro“ im köstlichen Barockraum auf! Das ist Stil. Vorausgesetzt, daß der Stil Mozarts euch gelingt. Und wer weiß? Warum sollte am Ende nicht auch ein „Wallenstein“, warum nicht ein — ich sage nicht „Nathan“, aber etwa „Prinz von Homburg“ — dort im kleinen, feinen Hause, wo man jedes Wort versteht und jede Geste und Miene sieht, sich recht wohl und am Platze fühlen? Wenn der Stil dafür gefunden und getroffen ist. Vollendete Aufführungen müßten es freilich sein, und sprechen gelernt müßten die Schauspieler haben, und Experimente dürften die Spielleiter nicht machen wollen; es wäre denn die Stilsuche selber das Experiment. Jedenfalls verböte schon der Stil des Hauses eine „ausgesprochene Architektur“, wie bei dem neu inszenierten „Don Juan“ der Berliner „Staatsoper“. — Und es ließe sich immerhin denken, daß nicht nur Festspielbesucher sich gerne einmal solch einen Mozart oder Schiller im alten Markgrafenhause anhören und anschauen möchten. Ob aber just Viele um des „Figaro“ oder des „Wallenstein“ willen das Festspielhaus besuchen würden? Einige würden sie etwa „mitnehmen“, wenn sie den „Ring“ zu erleben kamen, — und zum „Mitnehmen“ ist Mozart und Schiller, mein' ich, zu schade, viel zu schade!

„Gut, aber wo machen wir dann noch unsere Experimente? Wo schwimmen wir?“ — Nur munter wieder hineingesprungen in den kleinen roten Main und weiter „stromaufwärts“ bis an die elegante Windung um die romantische „Eremitage“! Da ist der schönste Platz für etwas Schönes:

ein Naturtheater. Das ist doch das große Experiment der Zukunft. Und was das Schönste daran ist: daß die Natur mitspricht, mehr mitspricht, als der schlaueste Mensch und Regisseur mitsprechen könnte. Die gute Mutter Natur hält die künstlerischen Experimente in gar heilsamen, gesunden Maßen. Da gibt es kein Überlaufen und Ausprägen. Da muß auch die Kunst — natürlich sein. Ja, die Natur fordert sogar eine eigene Dichtung, einen natürlichen „Stil“, der vielleicht garnicht danach aussieht. Eine Aufgabe, etwas Lebendiges, Belebendes! Neue Möglichkeiten! „Auf, ledig' Mann! Jetzt macht euch dran!“ (Ledig, weil durch keine „Häuslichkeit“ beengt und bedingt.)

Jedem das Seine! Ein echter Hohenzollernspruch aus nächster Verwandtschaft des Bayreuther Markgrafentums. Gleich drei Möglichkeiten hätten wir da nebeneinander im Gebiete des trauten deutschen Winkels Bayreuth: das Festspielhaus für das musikalische Ideal drama, das keiner Stilmodernisierer bedarf — das Opernhaus für klassisch-romantische Kunst, das erst nach der Stilschule verlangt — das Naturtheater, das noch eine Zukunft hat — — —

Halt! ruf' ich mir selber zu. Ich bin in's Schwimmen und Schwagen geraten. Dafür ist jetzt nicht die Zeit, in keinem Sinne. Kein Wörtchen mehr! Hinter dem nun begonnenen Jahre taucht leise, ferne eine schöne Aussicht auf: die erwachende Kunst auf unserem geweihten Hügel. Das mag es wohl sein, was den Überfluß meines beglückenden Gedankens eben heute noch einmal also überfließen ließ. Verstehst es nur recht! Nicht etwa als eine noch überflüssigere Erwiderung auf zufällige Stimmen aus der Welt. Vielmehr als einen unwillkürlichen Wiederhall auf den uns wieder aufklingenden Zauberklang des lieben Wortes: — nein: der tönenden Idee Bayreuth.

13. Februar 1923.

Hans von Wolzogen.

Besprechungen.

In Richard Wagners Geiste.

Es ist zweifellos ein höchst erfreuliches Anzeichen für die Erstarkung des Bewußtseins unserer völkischen Eigenart, daß in letzter Zeit, namentlich seit dem Zusammenbruch, sich die Aufmerksamkeit der Wissenschaft mit ganz besonderer Eindringlichkeit der Erforschung der Geistesform germanischen Seelentums, wie es in Kunst und Dichtung als dem Niederschlag seiner Weltanschauung den reinsten Ausdruck findet, zugewendet hat. „Erkenne dich selbst!“ Als bedeutsame, leider viel zu wenig beachtete Mahnung hat Richard Wagner in treuester Absicht dies Wort seinem Volke zugerufen, und darum muß es uns mit ganz besonderer Genugtuung erfüllen, wenn wir sie in irgend welchem Betracht befolgt sehen, zumal in einer Weise, an der unser Meister selbst seine herzliche Freude gehabt haben

würde. Und das ist der Fall in zwei trotz der Verschiedenheit des behandelten Gegenstandes eng zu einander gehörenden Werken, die darum auch hier nebeneinander besprochen werden sollen: 1. Erich Jung, *Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit.*¹⁾ Wie alles Tiefe und Echtes wirkt dies Buch, an dem Keiner, der sich im Ernste mit Deutschkunde beschäftigt, wird vorübergehen können, ergreifend, um so mehr als in ihm die ganze seelische Erschütterung ob des Ausgangs des Weltkriegs nachzittert. Das aber hängt mit dem Grundgedanken dieser ganzen Schrift zusammen, daß nämlich uralte Vergangenheit unseres Volkstums noch weit wirksamer und lebendiger in Gegenwart hineinragt und wirkt, als man gemeinhin weiß! Und dieser Grundgedanke wird an der Hand eines riesigen, mit unendlicher Sorgfalt von überall her zusammengefragten und von ganz neuen Gesichtspunkten aus durchleuchteten Materials aus Überlieferung, Brauch und Sitte, Archäologie und Kunst erhärtet. Unter der Wucht seiner Beweiskraft gewinnt somit Unzählliches, was man bisher für Spiel künstlerischer Phantasie oder abergläubischer Einbildung zu halten geneigt war, eine höchst transzendente Bedeutung, und die Frage nicht so wohl nur nach dem germanischen Mythos als ganz besonders nach einer uns fast mit Grauen erfüllenden Vorbestimmung unseres Geschichtsverlaufs rückt in den Vordergrund des historischen Interesses. „Uralte Schicksale vollziehen sich aufs neue; weil das deutsche Volk das gleiche geblieben ist; in seiner ungeheueren Stärke, so lange es mit seinem Gewissen eins ist; in seiner unglaublichen Schwäche, wenn ihm sein Inneres gestört ist. Uralte Geschehnisse vollenden sich; weil das deutsche Volk dasselbe geblieben ist und seine Lage in der Herzgegend Europas, die nach allen Seiten offen liegt.“ Wie sehr das deutsche Volk das gleiche geblieben ist, das zeigt der Verfasser an dem so zu sagen unterirdischen Leben, das die germanischen Götter und Helden, umgedeutet freilich meist bis zur Unkenntlichkeit in Dämonen oder Heilige, bis in unsere Tage fortleben, an der uns geradezu unheimlich anmutenden Fähigkeit einer Überlieferung durch Jahrhunderte und Jahrtausende und mehrfach wechselnde Bevölkerungsschichten hin, die m. A. n. der schlagendste Beweis dafür ist, daß das Christentum nicht einen vor Alter kraftlos gewordenen Mythos verdrängt, sondern vielmehr die Entstehung eines — nach der gotischen Architektur zu schließen — geradezu gigantischen Mythos verhindert habe, der sich bei ungestörter Entwicklung aus der formlosen, unpersönlichen Bewegtheit gleichsam abstrakter Kräfte, die nur vorübergehend und dann eine täuschende, rätselhafte irritierende Gestalt annehmen (wie die heftige Aktualität abstrakter Linien in der Ornamentik auch mit Wirklichkeitsandeutungen durchsetzt wird)²⁾, ergeben haben müßte.³⁾ Kann sich

¹⁾ Erschienen 1922 in dem tapfern völkischen Verlage von J. F. Lehmann, München. Preis geb. 420 M., geb. 600 M., in Hbl. 720 M. (Sept. 22).

²⁾ Wilhelm Worringer, *Formprobleme der Gotik.* München 1922. (S. 54 ff.)

³⁾ Das soll natürlich nicht heißen, daß das Christentum die germanische Seele erstickt habe. Im Gegenteil! Mit der gleichen Kraft, wie sie die Ansätze zum Mythos offenbaren, hat das Christentum diese in sich aufgenommen, allmählich umprägt aus der altchristlichen leidenden Weltverneinung zu einer bei aller Jenseitigkeit weltdurchdringenden Religion, zu jenem insonderheit „deutschen Christentum“, das als wirkende Kraft unserer ganzen Kulturentwicklung ihren eigenartigen Charakter verliehen hat. Wenn auf der einen Seite u. a. der Marienglaube der Aufnahme des Christentums günstig sein mochte, so sind auf der anderen zweifellos zahlreiche mythologische Elemente in das Christentum übergegangen. Jung verweist daher z. B. auf das eine Auge in dem Dreieck über dem Altar, die (germanische) Form des christlichen Kreuzes u. a. m.

Der Verfasser.

Aller fernere Aufwuchs romantischer Kunst im weitesten Sinne ist nicht anders zu verstehen, als unter dem schöpferisch bildenden Segen, den die Seele des Christentums dem deutschen Geiste zu seiner Vollendung verliehen hat. Vom Parzival bis zum Parsifal!

S. v. W.

aber wohl von Grund aus ein Volk von seiner angestammten Religion, seinem tiefsten seelischen Eigengute scheiden? Auch das Werk von Jung gibt die Antwort darauf. Oder gefühlsmäßig ausgedrückt: es ist, als ob das ganze reiche Leben, das hier zum Licht drängte, nicht zur Ruhe kommen könne, weil es, unausgetragen, schon bei seiner Entstehung zum Erstarren verdammt ward.⁴⁾ Das spürt man auf jeder Seite dieses Buches, das zugleich für den Sagenforscher eine eindringliche Mahnung zur größten Vorsicht bedeutet, da die Sage, was jetzt sicher ist, „ursprünglich Tatsachenbericht und keineswegs Erdichtung sein will.“ Ein gut Teil dieser reizvollen „Schliemannaufgabe“, den tatsächlich geschichtlichen Kern aus den Sagen herauszuschälen oder zahlreiche christliche und heraldische Symbole, heute nicht mehr vorhandene Bräuche u. s. w. in ihren ursprünglichen, mythischen Beziehungen zu deuten, hat der Verfasser bereits selbst gelöst. Durchaus berechtigt ist auch der der Deutkunde und der Geschichtsforschung gemachte Vorwurf der Vernachlässigung der in Sitten, Sagen und Bräuchen lebenden Überlieferung gegenüber der schriftlichen sowie der unsachmännischen Benützung der Realalferfümer, was zu oft ganz falschen Bildern von der Urzeitgeschichte unseres Volkes geführt hat.⁵⁾ — Nimmt man nun noch den hohen sittlichen Standpunkt dieser von leidenschaftlichster Vaterlandsliebe durchglühten Buches hinzu, jenen tiefernstesten Antisemitismus, der eine scharfe Scheidung macht zwischen der semitisierenden mittelmeerischen Sinnenkultur und der nordischen Gesinnungskultur, der im Vertrauen auf unsere „germanischen Götter und Helden“ der festen Überzeugung lebt, daß eines Tages ausgekämpft wird „ob der deutsche Gott der wahre Gott ist oder der Baal Mammon der Feinde“ —, so kann man nur sagen, daß das Werk trotz der erfreulichen und dabei keineswegs störenden Beigabe des wissenschaftlichen Rüstzeugs wie wenige berufen ist ein echtes deutsches Hausbuch zu werden.

2. Ein Hausbuch und zwar ein besonders liebliches und sinniges bietet auch der Verlag von L. Ehlermann-Dresden⁶⁾ in Relling-Brohmer, Unsere Pflanzen in Sage, Dichtung und Geschichte. Das reizvoll Eigenartige dieses Werkes, das so recht den ganzen Reichtum deutschen Gemütslebens in seinen Beziehungen zu Wald und Haide, Feld und Garten offenbart, liegt in

⁴⁾ Der ganze Weltaspekt wird ein anderer, sobald man nicht nach dem Was und Wie der Erscheinungen sondern nach ihrer Bedeutung fragt. Man stelle einmal nicht bloß das was an Sagen und Märchen noch wirklich im Volke lebt, sondern auch die ganze phantastische Gestaltenwelt der Romantik, unsere liebliche Märchenoper von Hoffmanns „Undine“ bis zu Siegfried Wagners „Bärenhäuter“ und Eberhard Königs (Hans Sommers) „Rübezahl“ und „Waldschraff“, Werner Jansens wunderbares „Buch Treue“ und vor allem Richard Wagners „Ring“-Dichtung unter diese Frage — und plötzlich erscheint alles, was man einfach als kausal bedingt, aus individuellem Interesse und künstlerischer Hinneigung genügsam zu erklären geglaubt hat, im Lichte höchster Transzendenz, von welchem auch auf die Spielerei der Wiederbelebung der Wodanreligion ein verklärender Schimmer fällt: es sind die Sehnsuchts träume der germanischen Seele von fernem traumschweren Jugendtagen, es ist das geheimnisvolle, unausgereifte, aber in tiefsten, jedweder Forschung unzugänglichen Seelenschichten fortzitternde Leben uralter mythischer Vorstellungen selbst, was immer von neuem nach Gestaltwerdung ringt. Und daraus erklärt sich die immer ergreifende Wirkung solcher Gestaltwerdung im Kunstwerk auf diese wie umgekehrt der Schiffbruch, den alle Versuche, einen uns wegensfremden Mythos, etwa den antiken — man denke z. B. an August Bungerts „Homerische Welt“ — erlitten haben.

⁵⁾ Wie sie Otto Seeck, der Judenfreund, in seiner Geschichte des Untergangs der antiken Welt gezeichnet hat, dem übrigens schon Niese bei der Besprechung des ersten Bandes (in Sybels historischer Zeitschrift) den Vorwurf machte, daß er in weissen Strecken seines Werkes „ohne Gepäck“ reise, d. h. sich der Subjektivität seiner Phantasie überlasse.

⁶⁾ Beiläufig bemerkt hat dieser Verlag als der einzige sämtliche Bühnendichtungen R. Wagners in trefflichen Schulausgaben mit Einleitung und Motivafeln herausgegeben.

der überaus glücklichen Verbindung von Wissenschaft, Sage und Dichtung. Die biologischen Bemerkungen, durch treffliche Abbildungen unterstützt, fügen sich in ihrem zwanglosen Plauderton so harmonisch in den Rahmen des Ganzen, daß man die lehrhafte Absicht überhaupt nicht merkt. Trotzdem ist das Buch außerordentlich lehrreich, mehr als jede einseitig wissenschaftliche Botanik: da werden unverständlich gewordene Pflanzennamen etymologisch erklärt oder gedeutet, da erfahren wir manche heut wohl längst vergessene Verwendung einzelner Pflanzen und vor allem in welchen Beziehungen sie zu dem Seelenleben, der Phantasie unseres Volkes, ja auch der alten Kulturvölker, gestanden haben und noch stehen. Und das eben ist was dem Buche seinen besonderen Reiz gibt. Auch in diesem unsagbar holden Gerank und Gewirr von Märchen und Sagen, Bräuchen und Sitten, die sich efenugleich an unsere Waldbäume und Pflanzen klammern, spüren wir das Erzittern jenes geheimnisvollen Lebens, dessen Hauch uns aus dem Buch von Jung ergreifend anwehte. Indem es uns deutsches Seelentum von einer seiner liebenswertesten Seiten zeigt, in seinem innigen Verhältnis zur heimischen Landschaft, die ihm letzten Endes die Form seines Wesens gegeben hat, in dem es ihm auch hier den Reichtum eines von ihm selbstgeschaffenen Kulturgutes vor Augen führt, dient auch dies Buch der Forderung des „Erkenne dich selbst“, ein gewichtiger Baustein zu der Mauer, die wir zwischen deutschem und undeutschem Wesen zu errichten bestrebt sind, ein wertvoller Beitrag zum sittlichen Aufbau unseres Volkes, der nur denkbar ist, wenn es sich als untrennbare Einheit mit seinem Lande begriffen hat, dessen Boden auch die Bäume und Pflanzen entsprossen sind, an denen es, ein richtiges Waldvolk, mit einer seit Jahrtausenden sich gleichgebliebenen Liebe noch heute hängt. Diese Liebe zu pflegen ist dies Buch also hervorragend geeignet, und da wohl anzunehmen ist, daß es ein Lieblingsbuch namentlich der Jugend werden wird, mögen für eine Neuauflage hier noch einige Anregungen folgen, zumal bei dem weit verstreuten Material dem Herausgeber begreiflich manches entgangen sein konnte. So vermißt man z. B. bei der Birke den Hinweis auf die übrigens heut noch im Volke lebende Sage⁷⁾ von der Schlacht unter dem Birkenbaum — eine Erinnerung an die Schlacht im Teutoburger Walde, die die Phantasie der Franzosen vor und im Weltkriege so lebhaft beschäftigt hat (vgl. Jung a. a. O. S. 6 23), G. Falke's Gedicht „Birkenbäumchen“, bei der Tanne das wortschöne von Scheuerlin, beim Buchweizen, Wegwart und Weide die sinnigen Märchen von Andersen bezw. Holde Kurz bezw. J. Avenarius („Der Armseelchenbaum“), bei Ginster und Schlüsselblume die lieblichen Gedichte von dem leider immer noch viel zu wenig bekannten Peter Cornelius, bei dem sich übrigens noch andere reizende Blumengedichte finden lassen. Auch Christian Wagners freundlicher „Blumenstrauß“ hätte manchen Beitrag liefern können. Auf R. Gerolds „allerliebsten“ Schlüsselblumentee aber möchte man lieber verzichten, noch mehr auf die Begegnung mit Chaim Bückeburg alias Heinrich Heine, sitemalen doch gar zu belanglos ist, was er hier zu sagen weiß. Aber Eichendorfs wundervolle Waldpoesie⁸⁾ und Hermann Löns mit seinen stimmungsvollen Naturschilderungen hätte vielleicht noch etwas mehr herangezogen werden können. Natürlich spielen bei einer solchen „Blumenlese“ Geschmack und Gefühl

⁷⁾ Fern von ihrer Heimat, im schlesischen Gebirgslande traf sie mir während des Weltkrieges in der Erzählung eines einfachen, aber sehr nachdenklichen Mannes wieder entgegen, in zwar etwas verschwommener, aber unter den obwaltenden Verhältnissen um so unheimlicher wirkender Fassung. Näheres darüber vielleicht später.

⁸⁾ Gedichte wie „Nacht“ und „Waldeinsamkeit“ dürften m. A. n. unter keinen Umständen fehlen.

des Auswählenden eine Hauptrolle, und der sonst in jeder Hinsicht glücklichen Durchführung des Ganzen soll durch diese kleinen Ausstellungen nicht der mindeste Eintrag geschehen, vielmehr würden wir es als ein Zeichen beginnender Gesundung der deutschen Volksseele erachten, wenn dies Buch wie das von Jung zu den meist begehrten gehören würde.

Dr. Hermann Seeliger.

Bayreuth und Draußen.

Der Raum in den B. Bl. ist so kostbar geworden, daß nur noch solche Veranstaltungen in Vereinen hier angezeigt werden können, welche dem strengeren Begriffe eines Wagnervereins entsprechend dem Geiste Wagnerischer Kunstanschauung irgendwie bewußten Ausdruck geben.

Darmstadt. Der Verein hielt am 27. April seine ordentliche Hauptversammlung für das Jahr 1923 ab. Nach dem von dem Vorsitzenden Herrn Rat Sonne über das abgelaufene Vereinsjahr erstatteten Jahresbericht stieg die Mitgliederzahl bis zum Ende des Jahres auf 914. Bei der Neuwahl des Vorstandes wurden sämtliche seitherigen Vorstandsmitglieder wiedergewählt.

Kopenhagen. Herr K.-M. E. Mörike aus Charlottenburg hielt 2 Vorträge über „Rheingold“ und „Walküre“, am Klavier mit Gesang der Frau Ellen Ovengaard und des Herrn P. Cornelius. Herr Walter Gieseking trug Franz Liszts H-moll-Sonate vor, nebst eigener Bearbeitung des Meisterfinger-Vorspiels, begleitete auch Bertha Morena Liszt-Lieder und Isoldens Verklärung.

Hamburg. 118. Ver.-Abd. 9. 2. Vortrag des Herrn Gustav Wehrh über „Die sittlichen Grundideen im Wagnerischen Musikdrama und ihre Bedeutung für die Gegenwart“. — 119. Ver.-Abd. 9. 3. Romantisch-deutsche Lyrik. (Schubert-Lieder, gesungen von Frau Ida Seelig, danach Schumann, der Rose Pilgerfahrt.)

Wien. Der Akademische Wagnerverein feierte das 50. Jahr seines Bestehens am 9. März, wiederholt am 16.; die Vortragsfolge bestand aus: Vorspiel und Wahnmonolog-„Meisterfinger“ (Staatsopermitglied Josef Manowarda, Kammerfänger Rich. Mayr), Vorspiel „Liebestod“ und Isoldens Verklärung-„Tristan und Isolde“ (Frau Gertr. Kappel-Staatsoper), Leitung Herr Ferdinand Löwe; Vorspiel und Quellszene-„Parsifal“ Kammerfänger Erik Schmides), Brünnhildens Scheidegesang (Frau G. Kappel), Leitung Herr Franz Schalk. Erik Schmides ward zum Ehrenmitglied ernannt. Nach dem Festkonzert gesellige Zusammenkunft im Wagnersaal des Musikvereinsgebäudes. — Am 6. 4. fand ein Vereinsabend statt. Mitwirkende: Frau Erne Alberdind-Walter, Frau Emilie Rutschka, die Herren Domorganist Karl Walter, Prof. Friedrich Wührer, Dr. Hans Koppensteiner und Friß Smola. Vortragsfolge: J. S. Bach: Violinkonzert A-moll; M. Reger: Romanze für Violine; F. Liszt: Sonate H-moll; Lieder von M. Reger, F. Pfleger, F. Liszt, R. Strauß. — Unser Ehrenmitglied Franz Schalk, Direktor der Staatsoper, hat die ihm aus Anlaß der Wiederholung des Festkonzertes zugedachte Ehrengabe von Kr. 2000 000. — dem Verein gespendet. Das weitgehende dankenswerte Entgegenkommen der Konzerthausgesellschaft und der künstlerische Erfolg des Festkonzertes haben den Verein in die Lage versetzt, seine Tätigkeit in größerem Rahmen aufzunehmen. Es ist geplant, nunmehr wieder wie früher vier Interne Abende im Jahr zu veranstalten.

Breslau. 11. 2. Musikalischer Wohltätigkeits-Abend des Landwehr-Offizier-Kasinos zum Besten der Ruhrdeutschen und zur Feier von Richard Wagners 40. Todestage: Einführung und Vortrag Wagnerischer Kompositionen für Klavier, Gesang und Violine aus den Jahren 1832—1876. Einführung, Major a. L. Prof. Dr. Max Koch. Menuett aus der C-dur-Sonate (Leipzig 1832), Lied ohne Worte (Paris 1840), Vielliebchenwalzer (Zürich 1853), Lt. d. R. a. D. Heckel. Der Tannenbaum (Riga 1839), Schlaf ein, Die Rose, Erwartung (Paris 1839/40), Schmerzen (Zürich 1857), Frau Else Jaehn, am Klavier Generaloberarzt a. D. Jaehn). Zwei Albumblätter (Paris 1861, Bayreuth 1875), Träume (Zürich 1857, für Violine Bayreuth 1876), Lt. d. R. a. D. Witt, am Klavier Lt. d. R. a. D. Heckel. Ankunft bei den schwarzen Schwänen (Paris 1861), Album-Sonate (Zürich 1853), Lt. d. R. a. D. Heckel.

München. 14. 2. Gedenkfeier der Vereinigung dem Andenken König Ludwigs II.". Orgeleinleitung (Frl. Eugenia Ebner, Frl. Olga Aigner-Weiß), Weiheworte (Herr Ludwig Berg-Bauer), Träume, Schmerzen, Elisabeth "Dich teure Halle" (Kammerfängerin Nellu Merz), Rezitation: Hebbel "Requiem", Wagner "An meinen königlichen Freund" (Frl. Emma Hennies), "Feuerzauber" (Herr Georg Ebner).

Bayreuther Bund Ortsgruppe Darmstadt. Die im Frühjahr 1921 gegründete Ortsgruppe (Oberpostlat Prehsh 1. Vors., Bergrat Hundt 2. Vors., Christian Arnold Geschäftsstelle) beann ihre öffentliche Tätigkeit mit zwei Vortragsabenden, in denen Hans Schüler-Berlin die Rheingold- und Walküre-Mappen Franz Staffens im Lichtbild vorführte. An weiteren öffentlichen Veranstaltungen fanden bisher folgende statt. 1922: Einführungen in Anton Bruckners Streichquintett, VI. und IV. Symphonie mit vierhändigem Vortrag jedes Werks am Klavier (Prehsh und Frau); ein Dichterabend, an dem Eberhard König aus seiner "Raben Schlacht" las. An einem Abend sprach Professor Sternfeld-Berlin über Wagners "Faustouvertüre". 1923: Gemeinsame Morgenfeier mit der Ortsgruppe des R. Wagner-Frauenverbandes Bruckners V. Symphonie mit vierhändigem Vortrag des Werks (Prehsh und Frau). Außerdem wurden bisher 18 regelmäßige Bundesabende abgehalten. Dabei wurde H. St. Chamberlains "Das Drama R. Wagners" gelesen, ferner Szenen aus Heinrich von Steins "Helden und Welt" u. a. Ein Abend diente der Einführung in das Schaffen Eberhard Königs, zwei waren den sagengeschichtlichen Grundlagen und der Entstehung des "Parsifal", fünf seiner musikalischen Erläuterung (I. Akt durch Hundt, II. und III. Akt durch Prehsh) gewidmet. 3. Zt. wird S. Wagners "Sternengebot" nach einführendem Vortrag (Prehsh) an drei Abenden erläutert. Franz Staffens Parsifal- und Rheingold-Mappen wurden gezeigt und besprochen. Kammermusik, Lieder und Klaviervorträge wurden vielfach von Mitgliedern dargeboten, darunter Werke von Bach, Beethoven, R. und S. Wagner, Bruckner, Hugo Wolf, Camillo Horn. Die Mitgliederzahl wächst stetig.

Richard Wagner-Verband deutscher Frauen. Ortsgruppe Berlin. Jahresbericht über 1922: Der geschäftsführende Vorstand setzt sich danach zur Zeit wie folgt zusammen: Frau von Chelius, Erzellenz, Ehrenvorsitzende, Frau Gräfin von Schlippenbach, 1. Vorsitzende, Frau Geheimrat Sternfeld, stellv. Vorsitzende, Frau Oberstleutnant v. Rodenberg, 1. Schriftführerin, Frau Direktor Witte, stellv. Schriftführerin, Herr Hauptmann a. D. Walter, Schachmeister. Dem erweiterten Vorstand gehören an: Frau von Dirksen, Frau Baronin von Essen, Frau Geheimrat Frank, Frau Hagren-Dinkela, Frau von Heyden-Rynsch, Frau von der Heydt, Frau Charlotte Jaeger, Frau Hans Kirchhoff, Frau Dr. Nonkel, Frau Nauck, Fräulein Nauck, Frau Reuß-Belce, Fräulein Ribbeck, Frau Dr. Schmoller, Frau Elly von Siemens, Frau Geh. Rat Steinthal, Frau Dr. Sturm. Dank der eifrig betriebenen Werbefähigkeit ist es gelungen, dem Verein neue Kräfte zuzuführen und dadurch die Zahl der ordentlichen Mitglieder auf 96 zu erhöhen. Weiter war es möglich, der deutschen Festspiel-Stiftung Bayreuth durch den Bayreuther Bund eine beträchtliche Anzahl gezeichneter Patronatscheine zuzuführen. Für unsere Mitglieder und Freunde veranstalteten wir mehrere zahlreich besuchte Vorträge über deutsche Männer in der Not der Zeit; es sprachen u. a. die Herren Pfarrer Graf Lüttichau über Luther, Geh. Rat Prof. Dr. Roethe über Goethe, Gesandter a. D. Raschdau über Bismarck und Geh. Rat Prof. Dr. Sternfeld über Wagner. Unsere Kassenverhältnisse sind etwas günstiger als im Vorjahr. Von angekauften nom. 10 000 M Effekten wurden der Stipendiamsammlung (außer den fahungsgemäßen M 2000) nom. 5000 M überwiesen.

Abgeschlossen am 15. April 1923.

Im Verlage des Herausgebers.

Druck von der Buch- und Steindruckerei Lorenz Ellwanger vorm. Th. Bürger, Bayreuth (Zuh.: Albert Ellwanger).

Sommerstück 1923.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe; Verzeihung ist das Wiederfinden eines verloren gegangenen Eigentums, Menschenhaß ist ein verlängerter Selbstmord, Egoismus die höchste Armut eines geschaffenen Wesens.

Schiller.

Aus dreißig Jahren Briefwechsel

zwischen

Carl Friedrich Glasenapp und Hans von Wolzogen.

5.

(1883.)

26.

Riga, 16. September 1883.

..... Hier kommt endlich meine Besprechung von Desterlein's Katalog.¹⁾ — Nachdem ich aber nun dies, das mir sehr schwer abging, hinter mir habe, bin ich für meine wenige freie Zeit doch nun wieder des besten Nutes voll, und will nun erst eigentlich zu arbeiten anfangen: wissen Sie, daß ich es jetzt doch wieder über mich gewonnen habe, die Biographie vorzunehmen, die nun erst etwas Eigentliches werden soll, da die erste Ausgabe sich doch schon so sehr überlebt hat. Wenigstens fünf Jahre will ich mir dafür Zeit nehmen. Dazwischen könnte ich sehr gut zu kleineren Arbeiten kommen, weiß aber nur nicht recht, wozu? Ich muß wohl auf die innere Stimme warten, und meine, das Lexikon soll dazu verhelfen. Dunkel schwebt mir auch schon etwas vor. Sind Sie mit den „Blättern“ so zufrieden, wie Ihre Leser, wenigstens die hiesigen? Wir erfreuen uns der von ihnen behaupteten Würde, noch im letzten Stücke ist Förster's herrlicher Aufbau uns wie ein Werkstück vorgekommen, worauf wir stolz sein dürfen. Daß Sie auch Anfechtungen von außen erfahren, davon habe ich in der Lehmann'schen Zeitung ein Beispiel mit Erstaunen gefunden, als ich, vom Strande zurückkehrend, das aufgesammelte Paket von Zeitschriftennummern durchsah. Gerade aus der Haltung dieser für befreundet geltenden Blätter dürfen wir uns wohl mit erhebendem Bewußtsein zu unseren so von allem draußen Liegenden weit entfernten „Blättern“ zurückwenden. Was herrscht da doch überall für ein entsetzlicher Berliner Literatenton, und ganz unzerstörbar selbst durch das Ernste. Ich hoffe, so etwas erreicht Sie nie,

¹⁾ B. Bl. 1874, I.

und macht Ihnen nie auch nur einen traurigen Augenblick, kann es mir aber doch auch nie recht vorstellen, in wie weit Sie nicht etwa auch brieflich solchen Invektiven ausgesetzt sind. Wüßten Sie aber nur auch, wie glücklich Sie z. B. uns, und hier bei uns Manchen machen und gemacht haben, so neuerdings wieder durch Ihre uns so teuren „Erinnerungen“ — — —. Warum haben Sie diese nicht den „Blättern“ anvertraut? Sie hätten doch sehr gut außerdem als Broschüre erscheinen können. Welche Empfindung in Ihnen hat wohl dagegen gesprochen? — — —

Am Ende taugt aber meine Oesterlein-Besprechung wirklich nichts? Ist das der Fall, und kann sie nicht mehr in diesem Jahrgang, so weiß ich nicht zu raten. Denn verbesserungsfähig ist sie wohl jetzt nicht, nur entweder gut oder schlecht! Ach Sie Armer, daß meine Beiträge Ihnen immer Qualen bereiten müssen! Und Sie sind immer noch so nachsichtig und gütig, daß Sie mich unermüdet zur Mitarbeiterschaft auffordern! Das dank ich Ihnen wahrlich von Herzen! — — Wann werden Sie nur denn wieder etwas von Stein bringen? War nichts in diesem Jahr außer den Besprechungen? Er ist nun doch auch vom Lexikon frei. — — — Daß ich Ihnen noch gar nichts über die „Religion des Mitleidens“ geschrieben,²⁾ daraus mögen Sie nur das Eine schließen, wie tief davon der Eindruck auf mich war. Kürzlich habe ich sie zum dritten Male gelesen, jedes Mal hat sie mir mehr und Liefereß geboten. D a n k dafür, verehrter Freund!

Gl.

27.

Bayreuth, 9. 10. 83.

— — Stein habe ich wieder entdeckt; er hatte allerdings meinen Brief erhalten, stand aber damals ganz unter dem Zauberzwange der militärischen Tarnkappe. Er klagt, von „Bayreuth“ aus noch gar nichts über sein „Lexikon“ gehört zu haben, was mir ganz rätselhaft ist. — — Jedenfalls werden die treuen Arbeiter eine solche Erwähnung ihres Werkes, wie sie für „uns“ sich geziemt, im nächsten Heft der Blätter als Einleitung zu Stein's Aufsatz finden.³⁾ Nämlich darüber zu sagen haben wir den Unserigen eigentlich nichts, aber wie wir alle es brauchen können und müssen, das galt es alsobald zu zeigen, und das habe ich dort getan. Hier ist der Wert die Verwertbarkeit. Jetzt bin ich gespannt, was mit dem Jahreswechsel von unseren alten Abonnenten übrig bleiben wird. Wer dann noch aushält, der muß es wohl ehrlich meinen; oder er müßte aus reiner Dummheit so gescheidt sein weiter zu abonnieren. — — Ich habe jetzt drei Besprechungen erledigt, über E. Schläger's Vortrag: Entstehung des Altkristentums, über P. Hermanns von mir einigermaßen abgeschriebene Lauffymbolik: „R. W.

²⁾ B. Bl. 1882, VIII. 1883, IV—VI. Auch als Sonderdruck. Später in „Zum deutschen Glauben“, Leipzig, Tenien-Verlag, 1913.

³⁾ „Die Sprache Luthers in Wagners Kunst“. B. Bl. 1883, X—XII.

und der Stabreim", und über K. Abel's „Gegensinn der Urworte".⁴⁾ Solche Arbeit ist ganz amüsant, und ich möchte sie auch Ihnen empfehlen; eine bunte Menge von Referaten, die alle natürlich den Geist unserer Sache atmen müssen, macht auch den Lesern einen anregend-interessanten Eindruck, und manchen Gedanken kann man ihnen auf diesem Wege leicht zuführen, der ihnen sonst, in großen Aufsätzen, unverdaulich erscheint. Jetzt arbeite ich an einem Vortrag für München, wobei ich mich im Stile des Gespräches gehen lasse, um allerhand Dinge, die mir im Kopfe liegen, miteinander los zu werden. Das Grundthema ist etwa als „Mode und Stil im Theater" zu bezeichnen, obwohl auch dies viel zu anmaßend systematisch-theoretisch klingt.⁵⁾
W.

28.

Riga, 18. November 1883.

Teuerster Freund!

Wie, mit welchen armen Worten kann ich Ihnen den ergriffensten Dank für alles herrliche, überschwänglich Reiche und Große sagen, was Sie uns in der Überfülle der letzten Blätter wieder bieten!⁶⁾ Ich bin dadurch tief ergriffen, zu Tränen gerührt und entzückt, und kann — mitten unter dem Lesen — nicht anders, als das erste Stück Papier ergreifen, um es Ihnen zu sagen!

(Und welches Bewußtsein, solche Worte selbst hier in Riga nicht allein, sondern in einer uns hochbeglückenden Gemeinschaft mit teuren Freunden lesen zu dürfen! Denn eine solche besteht hier, und ich weiß jetzt, während ich diese Blätter lese, wie sie zu gleicher Zeit auf andere wirken!)

Wahrlich, von diesen unseren Blättern aus, durch sie und in ihnen beginnt die neue Welt, sie muß sich leuchtend und herrlichst ausbreiten!

Wir grüßen Sie und — d a n k e n !

Ihr

Glasenapp.

29.

Riga, 2. Dezember 1883.

Haben Sie schon daran gedacht, daß der nächste Sommer für uns die fünfzigjährige Wiederkehr des ersten Eintretens unseres geliebten Meisters in seine Wirksamkeit für unser Theater bezeichnet? Welches er erst durch unmittelbare Wirksamkeit an demselben als Musikdirektor, Kapellmeister, zu veredeln, zu regenerieren versuchen mußte, um sich dann, zum Heile des-

⁴⁾ B. Bl. 1884, IV. 1890, IV/V (über Lautsymbolik und Stabreim). 1884, I.

⁵⁾ Hieraus entstanden die Aufsätze „Die Idealisierung des Theaters", B. Bl. 1884, V—XII. 1885, V—VIII. Auch als Sonderdruck im Blätterverlag erschienen.

⁶⁾ B. Bl. 1883, X—XII. H. v. Stein, Luther. C. Franz, Die Märtyrer von Kostniz. H. v. W., Die Sprache Luthers in Wagners Kunst. H. v. Stein, Die Beziehungen der Sprache zum philosophischen Erkennen. Th. Fontane, Wilibald Alexis. H. v. W., Alte und neue Aesthetiker. (Herder. Schasler.)

selben, ganz von seinem Boden loszusagen, und sich den Boden für eine mögliche Wirksamkeit durchaus außerhalb desselben und außerhalb seiner verderblichen Gewohnheiten zu begründen? Haben Sie daran gedacht, und daß es die Aufgabe der Blätter ist, dieser Epoche würdig zu gedenken? Ich weiß keine würdigere Art als die folgende: Soeben habe ich für das Haus zwei ältere Aufsätze aus der Neuen Zeitschrift für Musik (d. h. der eine aus der „Eleg. Welt“) kopiert, aus meinen dürftigen Sammlungen, die ich überglücklich bin, abschreiben zu dürfen. Zwei ältere Aufsätze, beide aus dem Sommer 1834, die „deutsche Oper“ der eine, Ihnen aus der Erwähnung in der Autobiographie bekannt (mir allerdings schon vor dieser Erwähnung, da ich ihn sicher erkannt und auch schon in meiner „Biographie“ 1876 zitiert habe), der Vorbote des späteren „Judentums in der Musik“, welcher die künstlerische Stagnation in der Musik, die unaufrichtige „Rückkehr zum fugierten Stile Bach's“ (IV, 234) noch unter dem Titel der „deutschen Gelehrsamkeit“ bekämpft und ihr den Fehdehandschuh hinwirft. Der andere unter barockem Titel (Pasticcio von Canto Spianato) eine Art von Katechismus für Sänger und Gesangskomponisten, feurig, wuchtig, herrlich, der Keim von „Oper und Drama“, das hier schon in nuce vorhanden, am Schlusse zu erhabener Herrlichkeit sich erhebend — verzeihen Sie den schlechten Ausdruck — bereits das menschliche Kunstwerk der Zukunft und seinen Meister prophetisch ankündigend. Sie müssen, lieber Freund, sich das für die Blätter erbitten, und man wird es Ihnen nicht abschlagen. Welche Einführung in die für die nächste Zeit vorgesehene Aufgabe der Behandlung vorwiegend „künstlerischer“ Themata! Mit jenen Gefinnungen, ging Er, das „Liebesverbot“ feurig brennend im Herzen, an die erste Tätigkeit: es ist gleichsam das Programm für alles Folgende. — — Niemand auf der Welt weiß etwas von diesen Aufsätzen; sie sind so gut wie ungedruckt, neu, die Chefredakteure der verschiedenen Berliner Musik-journale haben zwar wohlausgebildete lange Ohren, aber keine Augen, um das Vorhandene zu sehen und zu erkennen. — — Was meine etwaige spätere Mitwirkung an den Blättern anbetrifft, so schweben mir verschiedene Themata vor, wenn zwar auch nicht eigentlich „künstlerische“, auf die ich mich gar nicht verstehe. Etwa höchstens über den Reim in den „Dichtungen“ mit Einschluß einer historischen Betrachtung desselben, die ihn als uraltes deutsches Volksgut reklamiert, im Gegensatz zu der Ansicht seiner Entstehung aus den leoninischen Hexametern oder denjenigen, welche die alten „Reimpaare“ für eine Erfindung Otfried's ausgiebt, und unter unseren Gelehrten noch herrschend ist, da er vielmehr dem lyrischen Volksliede angehört, wie der Stabreim dem Epos. Sonst aber beschäftigt mich sehr (aber immer vorausgeschickt, ich weiß nicht, mit welchem Erfolge, da ich so maßlos wenig frei bin) eine Folge von Artikeln „Volksanschauung und Volksdichtung“, mit mehreren Ausführungen 1. Das tat twam asi in seiner Aus-

prägung im deutschen Volksmärchen — die zahlreichen „Verwandlungen in Tiere“ durch Verwünschung zc., der indischen Seelenwanderung analog, 2. das Männliche und Weibliche in der deutschen, beziehungsweise in den indogermanischen Sprachen, wohinein ich längst überlegtes und auch schon einmal in einer früheren Arbeit (1873) vorläufig Niedergelegtes weiter auszuführen und zu begründen versuchen möchte. (D. h. also in sprachwissenschaftlicher Formulierung war es eine Abhandlung über das „sprachliche Geschlecht“.) Endlich schwebt mir schon seit lange vor eine Abhandlung über „Wahrnehmung“ mit Beziehung auf das „Kunstwerk der Zukunft“ und den Lexikon-Ausdruck „Sinnlichkeit“, und Hervorhebung der Intellektualität der Anschauung. Grundgedanke: Das Kunstwerk, indem es sich an den „ganzen Menschen“ wendet (Lex. 404, wo es seltsamerweise unter „Länge“ steht) erweitert das Wahrnehmungsvermögen: es wendet sich an die gesamte intellektuale Tätigkeit, nicht an den Menschen, der sonst durch die einzelnen Sinne, gleichsam wie durch kleine Fenster in einem dunklen Gefängnisse hinausblickt und die Gegenstände unvollkommen wahrnimmt: dadurch wird es die Offenbarung ihres innersten Wesens. —

Gl.

30.

Bayreuth, 27. 12. 83.

— — — Von sämtlichen alten Aufsätzen sollen nur zwei wieder veröffentlicht werden; in den anderen seien doch Urteile ausgesprochen, welche der Meister selbst lieber der Vergessenheit verfallen gesehen habe. Als einzig verwendbar erschien das „Pasticcio“⁷⁾ und der kleine Artikel über Bellini.⁸⁾ Als eigentliches Gedankenblatt könnte also nur das Erstere (1834 verfaßte) betrachtet werden. Gerade dieses aber bedürfte wohl einiger Erläuterungen in der Einführung; es könnte sonst leicht zu argen Mißverständnissen und Mißverwendungen führen, z. B., wenn einmal dort der verzierte Gesang verteidigt und dem Gesangskünstler die schmuck- und kunstvolle Form des Gesangs entsprechen soll. Auch der Satz: „Keine Schule, keine Sekte mag sich das Prädikat der allein seligmachenden an“ ist wie geschrieben, damit die Gegner ihn uns an die Türen des Festspielhauses nageln. Dies wäre nun zwar ganz einerlei; aber so etwas wirkt doch immer verwirrend auf die Menge der Gedankenschwachen, deren es nirgends so viele gibt, als in der Sphäre des Musik-Enthusiasmus. Man müßte also wohl eine ganz kleine Richtungstafel aufstellen, damit die Verwirrung nicht zu groß wird. So auch das Wort: „Der wird Meister sein, der weder italienisch, französisch, noch auch deutsch schreibt“ — darin birgt sich ein gewaltiges Thema: „Nationale Kunst“, welches hier nicht zu behandeln ist; aber es müßte doch irgend ein gutes Wort gefunden

⁷⁾ Mit Nachwort von Gl. 1884, XI.

⁸⁾ Mit Nachwort von H. v. W. 1885, XII.

werden, wodurch wenigstens der größte Schade des Mißverstehens einigermaßen abgewendet werden könnte. Wagners Kunst ist ja auch nicht nur „deutscher Musikstil“, sondern Welt-Kunst, die aber nur ein Deutscher schaffen konnte; und so ist das „Deutsche“ hier nicht eine Schranke für die Kunst, sondern eine Ehre für unser Volk. Übrigens scheint mir damals der Begriff „Gesang“ für Wagner noch den unbestimmten Charakter eines durch die Sinne vermittelten Gefühlsausdrucks getragen zu haben; die große Entwicklung zum Meister des musikalischen Dramas tritt bei ihm erst ein, als er in dem Gesang durchaus Sprache fand und in demselben Moment in der Sprache selbst den Gesang. Dies aber entsprang ihm wohl aus den dichterischen Gestalten, die er ersah, und die seinem Schauen alsbald auf ihre eigene Weise erklangen. Als der große Mythos zu ihm sprach, da sang ihm die Welt der Helden das neue Hohelied, als dessen Meister er nun vor die Welt der Nichthelden trat, die selbst ganz gesangmelodielos, ja selbst sprachlos, nun ihm den Ruf nach „Melodie“ entgegenschrie. — — — Doch noch inniger möchte ich Sie an Ihr anderes Thema („Volksanschauung und Volksdichtung“) fesseln, das selber so viele höchstbedeutende Betrachtungen in sich schließt; Sie nennen als Erste das „tattwamasi“ in seiner Ausprägung im deutschen Volksmärchen, und diese besonders würde wohl für uns passend sein, indem sie zwischen Philosophie und Kunst eine volkstümliche Brücke aufweisen würde. — Bei der Abhandlung über „Wahrnehmung“ denke ich noch weiter: es ist bei uns noch nicht klar und entschieden genug ausgesprochen, daß den drei geistigen Welten: Religion — Kunst — Wissenschaft auch drei verschiedene geistige Vermögen im Menschen entsprechen müssen. Der Religion gibt man das Glaubensvermögen wohl zu, aber die Kunst soll sich dem selben Erkenntnisvermögen fügen, welches der Wissenschaft zu entsprechen hat, und im Grunde doch immer durch das menschliche Urtheil zu erfassen, zu begründen, zu erklären und zu regeln sein. Das Vermögen die Ideen zu schauen wird einfach ignoriert, als womit der gesunde Menschenverstand doch nicht viel anfangen könne. Die Musik aber hat diese Ideen-Schau zu einer selbst beseelten, wirklich lebendigen Welt werden lassen, und nun steht die Kritik da und weiß nicht, was sie sagen soll; entweder rettet sie sich hinter die „tönend bewegte Form“ oder sie schreit mit der melodielosen Masse nach Melodie! — — — Doch sei's für dieses Jahr genug! Möge das nächste uns freundlich gesonnen sein; es hat es ja leicht, da unsere gewaltigsten Ansprüche, Hoffnungen, Wünsche und Erhebungen von dem jezt vergangenen Jahre alle auf einmal durchstrichen worden sind, und wir nun nur noch auf der flachen Wiese uns die Blumen des glücklichen Augenblicks suchen. Ich wünsche Ihnen in der Arbeit und im Leben recht schöne Blumen-Ernte, und uns davon auch einen Teil. — —

Über die Bedeutung Richard Wagners als Ethiker für die Not der Gegenwart.

Von Gustav Wehr.

II.

Wagners Bedeutung für Not und Erlösung.

„Ich erkenne als die wahre göttliche Lehre nur die Anleitung zur Befreiung vom persönlichen Egoismus durch die Liebe.“

Richard Wagner.

Eines breiten Unterbaues bedurfte es vor der endlichen Hinwendung zum eigentlichen Thema, sollte es überhaupt möglich werden, die ungewöhnliche und selten wichtige Bedeutung gerade Richard Wagners für die besondere Not unserer Zeit und für ihre Erlösungsmöglichkeit in dem gewünschten Maße klar und scharf umrissen hervortreten zu lassen.

Diese Bedeutung, wie nunmehr mit aller Kürze erklärt werden kann, besteht eben darin, daß Wagner in seiner Eigenschaft als Ethiker, namentlich naturgemäß als Schöpfer einer im tiefsten Grunde durchaus ethischen Kunst, in einem Maße wie selten ein Mensch von solchem Weltruf in neuerer Zeit immer und immer wieder auf das Eindringlichste und Vielseitigste unsere so alte wie allzeit zeitgemäße Grundwahrheit vom Fluch des Egoismus und der Liebelosigkeit und der Erlösung von diesem Leid durch Liebe ausgesprochen und durch höchste Heilstaten bekräftigt und verkörpert hat.

Diese erhabene Mission vollbringt der Weltweise von Bayreuth und geniale Schöpfer des deutschen Musikdramas, einer der gewaltigsten Kunsttaten der ganzen menschlichen Geschichte, auf mancherlei Weise: Im Kunstwerk, als ethischer, philosophischer, religiöser, kulturpolitischer und Kunst-Schriftsteller, mit zahlreichen, oft gleich wundervollen Sentenzen erscheinenden Stellen seiner umfangreichen Briefwechsel, nicht zu vergessen endlich die zahllosen Beweise tiefer Herzensgüte, Herzensgenialität und spontaner Menschenliebe im eigenen Leben.

Zunächst: Eine Betrachtung des ideellen und ethischen Grundgehalts der Wagnerschen Bühnenschöpfungen weist in den innersten Tiefen eine bezeichnende Verwandtschaft zwischen den einzelnen Werken auf:

Typisches Loß des an der „praktischen“ Welt scheiternden Idealisten (Rienzi);

Erlösung aus Ruhelosigkeit, Friedlosigkeit, durch barmherzige, opfermutige, treue Liebe (Holländer);

Erlösung aus Sinnlichkeitsbanden und Zwiespältigkeit durch vergeistigte, entlagende Liebe (Tannhäuser);

Tragisch vergebliches Sehnen des einzelnen gottgeweihten Edel-Menschen nach Verstandensein durch fraglos glaubende, schlichte Liebe (Lohengrin);

Erlösung vom Fluch der Selbstsucht, des Goldes, durch sich selbst überwindende, freiwillig opfernde, selbstlose Liebe (Ring des Nibelungen);

Verzicht der Liebenden auf das irdische Dasein, nicht nur äußerlicher irdischer Hindernisse ihres Glücks zufolge, sondern mehr noch aus dem Bewußtsein der lebenslang durch das Gesetz der Individuation bedingten furchtbaren inneren Einsamkeit des Menschen heraus, um in einem höheren jenseitigen Sein ein mystisches Ineinanderfließen und völliges Einswerden der Seelen zu erlangen (Tristan und Isolde);

Verstandenwerden des auf neuen Bahnen wandelnden Genius nur durch Liebe, Kampf dagegen mit Philistertum und Spießbürgerlichkeit, sowie Erringung erhabener menschlicher Seelengröße, zugleich auch wahren Glückes, durch herzensgütige, edle Resignation (Meistersinger);

Wissendwerden gegenüber dem Leiden der Welt durch intensivstes Mit-Leiden und damit auch Fähigwerden zu höchsten Opfer-Taten in praktischem Liebesgeist (Parsifal).

Liebe in mancherlei Formen, so namentlich in der des Mitleids und mit erlösender Wirkung, fehlt als Hauptfaktor kaum in einer einzigen dieser Deutungen. „Erlösung durch Liebe“ kann ganz allgemein geltend (typisch) als das Wagnerthema überhaupt gekennzeichnet werden. Erlösung durch eine Liebe aber, die weit mehr ist als nur sexuell begründete Liebe, die in den verschiedenen Werken zwar meist mehr oder minder stark erotische bezw., enger gefaßt, sexuelle Färbung zeigt, im Grunde aber stets in ihrer höchsten Gipfelung zur reinen caritas, zur reinen selbstverleugnenden Barmherzigkeit, Nächstenliebe, Menschenliebe — Christusliebe wird — nur im Parsifal ist die endlich erlösende Liebe von vorn herein reine caritas („Mitleid“) — also kurz, die gerade eben jene Liebe ist, die hier zuvor als Ziel der Menschheit in höchstem Sinne dargelegt ward.

Die Erlösungsbedürftigkeit der allesamt sehnächtigen, suchenden Gestalten Wagners mit der eigenen Erlösungsbedürftigkeit des Menschen Wagner zu identifizieren, diese aber, als nicht nur subjektive Äußerung eines weltumspannenden Genies, wieder nur als individuellen Abglanz des typischen Erlösungssehns der modernen Menschheit überhaupt zu erkennen, lag nahe genug. Es liegt namentlich nahe genug für jeden, der mit den vorstehenden Ausführungen über Not und Erlösung in Gegenwart und Zukunft der selben Überzeugung ist.

Auch die Charaktere der Wagnerischen Gestalten im Einzelnen zeigen naturgemäß als Folge der gemeinsamen Liebes- und Mitleidsgrundlage all dieser Dramen die selbe Verwandtschaft im Tiefsten, Wertvollsten miteinander wie schon die „Grundideen“ im Allgemeinen sie zeigten: So die opfermutigen, opferstarken, aus Liebe und Mitleid die Kräfte zu ihrem seelischen Heldentum schöpfenden Gestalten der Irene, Senta, Elisabeth und Brünnhilde; die sich selbst und das eigene Begehren in gütiger Liebe überwindenden Charaktere Wolframs und König Marke, welsch letzteren man einen Vorläufer Hans Sachsens genannt hat; Tristan und Isolde, durch Liebe und um Liebe über die Materie hinauswachsend; Hans Sachs selber, eine leuchtende Mannesgestalt tiefer, hinreißender Herzensgüte und abgeklärter Menschlichkeit, in „ruhig lächelnder“ Resignation sich selbst bezwingend, voll der heiteren Ruhe innerer, aus reinen Seelen-, reinen Liebeskräften quellender Harmonie; Parsifal, durch alle Irrungen und Wirrnisse des ichtgeesselten, sinnengebundenen Erdenlebens heldenhaft sich hindurchkämpfend bis zur ätherklaren Höhe reinsten, mitleidender Christusliebe; und auf der anderen Seite: der von Ruhelosigkeit, von Friedlosigkeit gejagte, weil Liebe, Treue und Opfersinn nicht findende Holländer; Ortrud, dämonisch, verdammt, „das Weib, das die Liebe nicht kennt“ (Wagner); Lohengrin und Siegmund, nach Liebe sich sehnend, durch Unverstandensein ¹⁾ tiefstes Leid erdulnd; Wotan, dem Fluch des Goldes, des Egoismus verfallen, der Liebelosigkeit, aber endlich sich selbst überwindend und dadurch und durch Brünnhildens Opfertod, die Tat der Liebe, erlöst; Siegfried, auch allzusehr noch, allein in der Sinnenwelt lebend, verrät blind die reine Liebe und geht daran zugrunde; Amfortas und Kundry, vom Fluch falsch verstandener „Liebe“: reiner Sinnlichkeit, verfolgt, aber endlich durch rechte reine Liebe erlöst; Klingsor, rettungslos dem Dämon der Sinnengier, des tierischen Egoismus, verfallen, usw.

Nachdem die Liebeserlösungstendenz des Wagnerschen Kunstwerks bereits zuvor im „Ring“, der erschütternden Welttragödie vom Fluch des Goldes, des Egoismus, und der Erlösung durch die den Egoismus überwindende Liebe, sich mit der sich selbst zum Opfer bringenden Brünnhilde einen erhabenen Höhepunkt erschwungen hatte, erreicht sie ihren alles Vorherige noch hell überstrahlenden Gipfel im „Parsifal“ mit seinem „Durch Mitleid wissend“. Hier ist das ganze Werk von vorn herein auf diesem einen großen ehernen Gedanken aufgebaut. Einer der tiefbewegenden Angelpunkte des Mitleids- und Liebesmotivs im „Parsifal“ ist die nach Dichtung, Gedankengehalt und Musik gleichermaßen krönende Szene des Churfreitagzaubers, der Blumenau, im 3. Akt, wo die hehre Kette der das

¹⁾ Siegmund: „Was Rechtes je ich rief, andern dünkte es arg, was schlimm immer mir schien, andere gaben ihm Günst.“

ganze Sein umschlingenden kosmischen Allverbundenheit — „tat twam asi“ — auch Tier und Pflanze in ihren heiligen Kreis miteinbezieht.

Die Mitleidsethik im „Parsifal“ quillt aus uralter indischer Weltweisheit. Es ist die Lehre von der allem Augenschein der Sinnenwelt entgegen in Wahrheit bestehenden Einheit alles Seienden, trotz aller Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. „Mein wahres, inneres Wesen existiert in jedem Lebenden so unmittelbar, wie es in meinem Selbstbewußtsein nur mir selber sich kundgibt.“ (Schopenhauer.) „Tat twam asi“, sagte der alte Inder, „das bist du“ und — deutete auf die Außenwelt, die von dieser Lehre aus dem Ich, nach den treffenden Worten wiederum Schopenhauers, nicht mehr als absolutes „Nicht-Ich“ sondern nun vielmehr als „Ich noch ein Mal“ sich darstellt. Wer aber die Abgesondertheit des eigenen Ichs von anderen Wesen so als Trug der Sinne und garnicht wahrhaft bestehend erkannt hat, der wird auch ihr Leid gleichsam als eigenes Leid empfinden.

Der „Parsifal“ und das heutige „Opernpublikum“ — welche Ironie des Schicksals! Wenn sie endlich einmal das rechte Verhältnis, die rechte Einstellung zu diesem Werke gewonnen hat, zu diesen Werken überhaupt, nämlich endlich einmal sie nicht mehr als „Vergnügen“, als „Luzus“, als „Kunst der Kunst“, sondern als das ansieht, was sie wirklich sind: als Offenbarungen höchster, in garnicht unmittelbar genug zu nehmendem Sinne für das Leben bestimmter Wahrheiten — wie beschämt und erschrocken muß dann unsere Zeit vor der unermesslich weiten Kluft stehen, die zwischen dieser verklärten, erhabenen, aber einzig dem Göttlichen im Menschen wahrhaft würdigen Lebensanschauung und ihr selbst gähnt, ihr selbst, dieser Zeit, die sich in wettkampferndem, erbarmungslosem Hinschlachten und raffiniert systematischem Massenmorden von Menschen wie Tieren zugunsten rohen Begehrens und Machtwillens garnicht genug tun kann, die alles versteht, nur nicht Mitleid und Liebe wirklich lebendig werden zu lassen, die vor nichts rat- und hilflos ist, nur, wenn es einmal gilt, in freiwilliger Selbstüberwindung zu opfern und zu verzichten, die neid- und gier- und haßerfüllt im Mitmenschen immer und immer nur den „Konkurrenten“, den „Nebenbuhler“ im „Kampf ums Dasein“, im „Kampf um den Futtertrog“, kurz: eben den — „Andern“ sieht, das absolute „Nicht-Ich“, — ihn aber etwa gar als „Ich noch ein Mal“ anzusehen, ist ihr eine kindisch-lächerliche Zumutung, erscheint ihr als blöder Torenwitz und krankhafte Schwärmerei

Und noch einen wichtigen Beitrag liefert das Ethos des Wagnerschen Musikdramas zu unserem Thema des „Glaubens an die Liebe“:

Einer der häufigsten Einwände gegen Liebe im praktischen Leben ist bekanntlich unter den Schlagworten „Schlappheit“, „Weichlichkeit“, „Unmännlichkeit“, „Sentimentalität“ usw. zusammenzufassen, womit man namentlich auch die praktische Lebensunmöglichkeit der „Liebe im Alltag“ dartun will. Diese — einerlei ob gewollten oder ungewollten — Miß-

verständnisse hilft auch und gerade das Ethos der Wagnerschen Dramen bekämpfen, indem es zeigt, wie die zu einer wirklichen praktischen Erlösungsmacht für die Menschen auf Erden berufene Liebe in Wahrheit beschaffen sein muß, nämlich keineswegs weichlich und sentimental und auch keineswegs lebensfremd und weltunerfahren, oder gar lebensfeindlich, sondern von alledem das gerade Gegenteil. Der Glaube an die Macht und Bedeutung der Liebe als bestimmender Lebensgrundzug ist nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit Weichlichkeit und Schwäche, so oft das auch denen entgegengehalten werden mag, die für Liebe, Güte und Menschlichkeit im praktischen Leben einzutreten wagen. „Daß Güte nicht Schwäche sein könne, behauptet niemand, daß sie es (ohne weiteres) sei, nur ein Tor.“ (Christian Morgenstern.) Liebe, in unserem Sinne, kann vielmehr sehr wohl mit Herbheit und selbst Härte vereinbar sein, ja, sie muß das sogar, dort nämlich, wo es am Plage ist, in Fällen, in denen Güte, Nachgiebigkeit, Mitleid in der Tat — Schwäche wäre. (Vgl. z. B. Parsifals harte, aller etwaigen Gemütschwäche bare Abweisung von Kundrys Bitten, doch auch mit ihr Mitleid zu haben und sie zu erlösen, durch die nach ihrer Meinung so wirkende sinnliche Liebe!) Aber allzu weichliche Menschenliebe ist eben schließlich, recht verstanden, gar keine wahre Liebe mehr! Jedenfalls nicht Liebe, die in weitestem Sinne erlösend wirken könnte. Wie oft gilt nicht im Leben das Wort Goethes im „Tasso“: „Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen“, leider nicht ebenso oft wird das auch ausgeführt.

Die herrische Isolde, die stolze Brünnhilde, der ganz wirklichkeitsrechte, derbdraftische Hans Sachs — sie alle sind weit entfernt von jeglicher Weichlichkeit und Sentimentalität. Und Parsifal, den man — wie geschmackvoll und feinsüßig — sogar einen „impotenten Betbruder“ zu nennen beliebte, dürfte mit mehr Recht (ganz entsprechend seinem bezeichnend kraftvollen, selbstbewußten, siegfriedhaften Ritterthema in der Musik!) ein „Herrenmensch in edelstem Sinne des Wortes“ (Max Seiling) genannt werden: herzensgenial, gütig und in denkbar intensivstem Grade mitleidend, aber auch, wenn es gilt, heldisch-herb, sittlich streng, namentlich auch gegen sich selbst, kurz: bar aller tatsächlichen Weichlichkeit und Unmännlichkeit, vielmehr gerade von edelster, menschlicher Männlichkeit. (Nur eben nicht im Sinne derer, für die nur der brutal egoistische, gewalttätige Tiermensch — einerlei ob in körperlichem oder geistigem, seelischem Sinne das Ideal der Männlichkeit ist!)

Innerliches, seelisches Helden_tum und Christentum vereint — das ist das Parsifalideal, das Wagnerideal, das Ideal der — Zukunft! Wie sollte es denn auch anders sein können, wie sollte auch anders je die Liebe zur Herrschaft in dieser Welt gelangen? Wie sollte sie tausendfache Widerstände besiegen, wenn sie etwa aus Angst, bei der Durchsetzung ihrer reinen

Wahrheit sich Feinde und Mißgünstige zu machen und bei Kleinkalibrigen, Verständnislosen „anzustoßen“ und „Unwillen zu erregen“, immer wieder nachgeben und so sich selbst veraten wollte? Sie würde sich eben nicht durchsetzen! „Es ist unmöglich, die Fackel der Wahrheit durchs Gedränge zu tragen, ohne jemandem den Bart zu versengen“, sagt Lichtenberg schön und treffend. Es geht eben nicht an, für das Gute, Echte, Wahre einzutreten, ohne damit nicht auch gleichzeitig ganz ohne weiteres dem Schlechten, Unechten, Unwahren den Fehdehandschuh hinzuwerfen, wie Hebbel schreibt: „Wie soll die Liebe zum Echten sich äußern, wenn nicht im Haß gegen das Schlechte?“ Und Hans von Wolzogen betont, in aller Kürze sehr vielsagend, daß die Gralsritter eben — Gralsritter seien!

Hier klingt schon die zweite Seite jener Einwände gegen den „Glauben an die Liebe“ an: Ebenso wenig wie weichlich will sie auch lebensfremd oder gar lebensfeindlich, weltabgewandt, weltverachtend, mönchisch-asketisch sein. Sie will sich nicht außerhalb des Lebens stellen, will nicht das Leben fliehen, innerhalb des Lebens vielmehr will sie Herr darüber werden, es besiegen und beherrschen und emporführen. Das kann sie nicht, wenn sie das Leben flieht und meidet wie ein mittelalterlicher Einsiedler oder ein buddhistischer Heiliger. Sie will, mit einem Worte, nicht Lebensverneinung, sondern durchaus, aber eben in edelstem Sinne, Lebensbejahung sein, nicht passiv, sondern aktiv, nicht eine absolut gegen das Leben gerichtete, daher auch auf die Dauer garnicht wirklich lebbare Wolkenkuckucksheimtheorie, sondern ein mit beiden Füßen auf festem Boden stehender praktischer Wirklichkeits- oder Diesseits-Idealismus. Und eben dafür finden sich nun gerade im Wagnerischen Kunstwerk so manche wichtigen Beispiele. Ich nenne nur das Tannhäuserdrama, die Sachsgehalt und „Parsifal“.

Im „Tannhäuser“ trifft zum erstenmal dieser wichtige, soeben als „Wirklichkeits-Idealismus“, genauer: ein zu verwirklichender, ein lebensfähiger, lebensmöglicher Idealismus, bezeichnete Grundzug des Wagnerischen Denkens, Fühlens und Strebens bezw. der das Evangelium der Zukunft bedeutenden „Liebe“ hervor. Es ist die Synthese von Erotik und Religion, wie man sagen könnte, von einseitig diesseitigem Materialismus und einseitig jenseitigem Idealismus, von einseitiger Diesseitsbejahung und Jenseitsverneinung und einseitiger Diesseitsverneinung und Jenseitsbejahung, oder, um mit Schillers Worten zu sprechen, von „Sinnenglück und Seelenfrieden“, der Mittelweg zwischen den beiden äußersten Polen, ihre Verschmelzung zu neuer, höherer, die Gegensätze harmonisch in sich aufhebender Einheit. Denn Tannhäusers Hin- und Herschwanken²⁾ hat seinen Grund eben darin, daß er nicht die rechte Mitte zu finden vermag zwischen jenen Extremen. Dem

²⁾ Ich folge hier den vortrefflichen Ausführungen in Rudolf Louis' „Rich. Wagners Weltanschauung“, Breitkopf & Härtel, 1898.

Charakter des harmonischen Vollmenschen, den Tannhäuser zumindest in der Anlage, als Sehnsucht, in sich trägt, entsprechen sinnlicher und geistiger Trieb gleichermaßen, er muß gleichermaßen abgestoßen werden von einem Zustand, der nur dem einen dieser beiden Grundtriebe auf Kosten des anderen gerecht wird, weil eben beide zusammen erst in einem harmonischen Zusammenklang den eigentlichen, unverkennbar synthetisch beschaffenen Vollmenschen ausmachen. Die Wartburg mit ihrer zwar rein geistigen, aber kalten, farblosen, auf die Dauer lebensunfähigen, weil naturwidrigen Sittlichkeit muß ihn schließlich genau so unbefriedigt lassen, ja anwidern, wie andererseits der Venusberg allein als Prinzip der reinen Sinnlichkeit. Kurz: unausgesprochen, aber für den Tieferblickenden dennoch mit Händen greifbar liegt der Tannhäuserdichtung als höchstes Ideal der synthetische Wirklichkeits-Idealismus zugrunde. In dieser Beziehung ist zu betonen, daß Elisabeth mehr ist als ihre Umwelt, mehr als bloße Vertreterin der „Wartburg-Moralität“, sie ist nicht nur reine Jungfrau, sondern auch durchaus liebendes Weib. — Am Schluß der Tannhäuser-Ouvertüre findet sich die synthetische Verschmelzung der Gegensätze in Tönen ausgedrückt durch die Kombination der feindlichen Motive, der Pilgerchor wird umrankt von jubelnden Geigenfiguren aus der Venusbergmusik: „Es ist der Jubel des aus dem Fluche der Unheiligkeit erlösten Venusberges selbst, den wir zu dem Gottesliede vernehmen. So wallen und springen alle Pulse des Lebens zu dem Gesange der Erlösung; und beide getrennten Elemente, Geist und Sinne, Gott und Natur, umschlingen sich zum heilig einenden Kusse der Liebe.“ (Richard Wagner, Programmatistische Erläuterung der Ouvertüre.)

Hans Sachs weiter ist zweifellos von allen ethisch bedeutsamen, idealistischen Gestalten Wagners diejenige, die, fern aller ekstatischen Entzücktheit und übersinnlichen Erhabenheit, gerade für den praktischen Idealisten die sympathischste, die vorbildlichste, ganz nüchtern ausgedrückt: die brauchbarste Gestalt ist, Wagners Gestalt von greifbarem Idealgehalt. So: Ohne eigentliche Weltflucht und Weltverachtung, vielmehr ganz auf der Erde stehend, ganz im praktischen Leben daheim, aber ohne Verbitterung entsagend, verzichtend, wo es not tut, mit einem leisen, gütigen Lächeln, über den Dingen stehend, in tatkräftiger Liebe und zupackendem Opfer Sinn — ist es nicht das Mannes-, das Menschenideal, insbesondere das des nicht mit bloßen Schwärmereien, bloßen schönen Theorien sich begnügenden, sondern auf lebensfähige, lebbare, zu verwirklichende Ideale ausgehenden praktischen Idealisten?! Hier wird nicht eine an indische Büßer und mittelalterliche Mönche gemahnende, asketenhaft anmutende, lebensmüde, weltfliehende Verneinung des Willens zum Leben erstrebt, hier geht es um Bändigung, Bezwingung und — Höherführung des Lebenstriebs, hier enden wir nicht in Weltflucht und Weltverachtung, sondern in einem positiven

Altruismus, in werktätiger Nächstenliebe und hilfreicher Menschenfreundschaft, in sozialem Opfer- und Gemeinschaftsgeist. Wie tief läßt den Wissenden allein jenes „programmatische“ Wort Hans Sachsens blicken: „Den Wahn fein lenken, ein edler Werk zu tun“. Der Wahn — nämlich: Glück sei befriedigte Selbstsucht, oder auch: die Selbstsucht schlechtthin — wird hier nicht unbedingt verneint, unterdrückt (Askese), ebenso wenig aber wird ihm freier Lauf gelassen (Materialismus- Egoismus), sondern er wird „gelenkt“, „besänftigt“, wie Wagner später sagte, „gelenkt“, ein edleres Werk zu verrichten, d. h. unter Anerkennung seiner Existenzberechtigung wird er veredelt, geläutert, und das ist eben nichts anderes als synthetischer Wirklichkeits-Idealismus.

Und endlich auch und gerade das Parsifaldrama kündigt trotz aller schroffen Gegnerschaft zu dem brutalen, tierischen, urzuständlichen Egoismus und Materialismus, der platten Nur-Diesseitigkeit unserer Tage doch ebenso wenig eine Lehre von weltabgewandtem Asketentum, lebensverneinenden Mönchsidealen, nein, es vertritt ein kraftvolles, tatkräftiges Tat-Christentum, einen oft heldenhaft herben religiösen Tat-Idealismus, eben im Sinne jener Betonung des Rittertums, d. h. des Diesseitig-Tatkräftigen und Kampfstrohen der heiligen Brüder von der Gralsgemeinde. Ihre Liebe ist eine Bejahung! Wolzogen sagt: „So wenig ist Passivität die Lehre der Gralsritterschaft, daß gerade sie ja ihr schwerstes Leiden ist: ‚Nie kommt uns Botschaft mehr noch Ruf zu heiligen Kämpfen aus der Ferne‘, klagt Gurnemanz. Die ganze Handlung des Parsifal dringt auf die Ermöglichung reiner, idealer Heldentaten. Und so strömen auch von einem Werk wie „Parsifal“, in dessen reinem Erlebnisse als Kunstwerk wiederum ideale Kräfte — Tatkräfte! — aus in viele, unzählige, empfängnisfähige Seelen,“ — aktive Tatkräfte! — Die synthetische Weltanschauung tritt im „Parsifal“ namentlich auch in der Art und Weise zutage, wie Parsifal selbst sich zum Weibe stellt: Weder absolut asketisch, noch absolut triebhaft, sondern eben synthetisch: im Sinne einer Beherrschung, Zügelung, Höherführung der natürlichen Triebe, die von Gott gegeben sind und daher nicht absolut „schlecht“ sein können.³⁾ Diese Einstellung entspricht somit nicht einem reinen, moralisch indifferenten Natur-, d. h. Tierheitszustand, aber auch nicht der Unnatur, der Widernatur der Askese, sondern der Kultur, d. h. veredelter Natur. — —

Die Rolle des Liebesevangeliums im Wagnerschen Schrifttum ferner ist ebenfalls erheblich. Auf die Quintessenz „Woran geht unsere ganze

³⁾ Diesen so sehr wichtigen, dabei aber leider immer wieder so sehr, eben im Sinne absoluter Askese und vorzugsweise von radikalen Schopenhauerjüngern, mißverstandenen Zug hat meines Wissens zum erstenmal Dr. Otto Mensendieck in seinen garnicht nachdrücklich genug anzuerkennenden vortrefflichen Schriften „Der Gral-Parzival-Mythos und Richard Wagners Parsifal“ (1915) und „Vom Ring des Nibelungen zum „Parsifal“ (1916), Breitkopf & Härtel, auf das Gründlichste und Klarste nachgewiesen.

Zivilisation zugrunde als an dem Mangel der Liebe?" läuft hier so Manches, wenn auch nicht immer so deutlich und mit solchen Worten ausgesprochen, doch schließlich hinaus. Die allmähliche Entwicklung der Weltanschauung Wagners spiegelt sich leicht erkennbar in der gewichtigen Reihe seiner Prosaschriften vielseitigen Inhalts ab. Und diese Entwicklung bedeutet nichts anderes als den allmählichen Vollzug der Synthese des Wirklichkeits-Idealismus. Ausgehend von einer gleichsam als *T h e s e* anzuprehenden, rein diesseitsfreundlichen und recht jenseitsverneinenden, in philosophischer Beziehung durch den Namen Ludwig Feuerbach gekennzeichneten Periode um die Revolutionszeit 1849, von der die unbekümmert lebensfrohe Siegfriedgestalt und die großen Züricher Kunstschriften Zeugnis ablegen, gelangt Wagner nach Überwindung bezw. Verarbeitung der *Antithese Schopenhauer*: radikaler Lebensverneinung und Lebensabgewandtheit (*Wotan! Tristan und Isolde! „Über Staat und Religion“!*) endlich zu der *synthetischen* Einstellung, zu der sein Tannhäuser sich nicht hatte durchfinden können. Dieser letzten, reifsten, namentlich in ethischer Beziehung wertvollsten Periode entstammen die „Meistersinger“ und „Parsifal“ — deren synthetisch wirklichkeits-idealistischer Gehalt nun verständlich wird! — und die unter dem Oberbegriff „Religion und Kunst“ bekannte letzte Schriftengruppe, die, weil namentlich sie die sogenannte *Regenerationslehre* Wagners enthält, unter den ethischen Schriften Wagners an allererster Stelle zu nennen ist.

Bei all diesen verschiedenen Teilen der inneren Entwicklung Wagners aber läßt sich immer wieder in dem Wörtlein „Liebe“ seine ganze Ethik, „seiner Weisheit letzter Schluß“, zusammenfassen. Liebe steht, wenn auch in besonderer Färbung, ebenso gut im Mittelpunkt der Gedankenwelt Richard Wagners in den Revolutionsjahren, wie sie später, nun mit Schopenhauer als „Mitleid“ gefaßt, den ethischen Kern der Regenerationslehre darstellt. Hiervon handle eine abschließende Betrachtung.

Das Einheitsproblem als Grundproblem der Ästhetik.¹⁾

Von Kurt von François.

1.

Die theoretische Bestimmung des Schönen kann aus verschiedenen Gesichtspunkten gesucht werden. Wir müssen daher die in dieser Hinsicht auftauchenden Fragen einer gesonderten Behandlung unterziehen, um eben hierdurch die eigentliche dunkle, bisher ungelöste Problemfrage der Ästhetik genauer stellen zu können und sie von anderen, verhältnismäßig leicht zu beantwortenden, ästhetisch-theoretischen Fragen, die sehr oft verwirrend in sie hineingezogen werden, zu sondern. Sodann erst können wir ihre Beantwortung versuchen.

Die Frage, die sich dem Schönen gegenüber zunächst allenthalben und alltätig aufdrängt, lautet nicht, was ist das Schöne, sondern sie lautet, was ist schön, d. h. sie ist nicht die spekulative Frage nach einem gemeinsamen Merkmal der vielen verschiedenartigen schönen Erscheinungen, sondern sie erfolgt in einer rein kritischen Tendenz und bezieht sich lediglich darauf, ob ein Gegenstand oder eine Erscheinung ästhetische Freude erregt, oder nicht.

Dem individuellen Urteil des Einzelnen stellen sich nun aber oft die ästhetischen Urteile anderer Menschen mit häufig ganz anderen Vorstellungen von schön und häßlich entgegen. Die kritische Frage nach dem, was schön sei, engt sich dann in die Frage nach der Möglichkeit normativer ästhetischer Werturteile und Schönheitsurteile ein, eine Frage, die besonders häufig in die eigentliche Problemfrage hineingezogen wird, und auf die wir zunächst eingehen wollen. Sie ist in gleicher Weise wie die Frage nach der Möglichkeit allgemeingültiger Moralgesetze oder absolut gültiger Erkenntnisse und Wahrheiten zu beantworten, d. h. Widersprüche des ästhetischen Urteils verschiedener Menschen, die sich ja immer bemerkbar machen werden, beweisen ebenso wenig etwas gegen die Möglichkeit normaler Schönheitsbestimmungen, wie es etwas gegen die Möglichkeit allgemeingültiger sittlicher Normen beweist, wenn ein gesinnungsloses Individuum das aus dem Gesichtspunkte einer höheren und reineren Weltanschauung Un sittliche und Böse angenehmer findet als das Gute und Sittliche, oder wie es etwas gegen die Möglichkeit unbedingter Wahrheitsurteile beweist, daß irgend jemand die Grundsätze der Mathematik nicht begreifen kann. Das Problem liegt hier auf ästhetischem Gebiet nicht anders, wie auf anderen Urteilsgebieten: nicht nur bei der Weinprobe, sondern auch bei dem ästhetischen Geschmacksurteil finden sich die Kenner selbst sicher in jenem „Est, Est“ zusammen, und wer zu einer gewissen Höhe des ästhetischen Urteils gelangt ist, der ist auch darüber nicht im Zweifel, daß es kein einfältigeres Wort dem Schönen gegenüber gibt, als das „de gustibus non est disputandum“, zu deutsch: „der Geschmack ist verschieden“, wenn dies vielgebrauchte Wort, wie so oft, die Geschmacklosigkeit bemäntelt. Denn es gibt wohl viele „Geschmäcke“, aber nur einen guten Geschmack, dem natürlich einer gegebenen Aufgabe gegenüber mancherlei Lösungen möglich sind. Oder richtiger: es gibt einen guten und einen schlechten Geschmack, die sich stets entgegenstellen wie vornehme und gewöhnliche Gesinnung, die aber meist mit sich mit einer ge-

¹⁾ Dieser Aufsatz und ein folgender bilden die neue Einleitung zu der Neubearbeitung der 1905 im Verlage von Kahlenberg und Günther erschienenen „Ästhetik“ des Verfassers.

wissen Konsequenz übereinstimmen, so daß ein über einen Gegenstand abgegebenes Geschmacksurteil keine großen Überraschungen mehr hinsichtlich der allgemeinen Geschmacksrichtung des Urteilenden zuläßt. Wenn mir z. B. jemand sagt, daß er Glanzziegel auf dem Dache seiner Villa schön findet, so ist das für mich ein bemerkenswerter Beitrag zu seiner Naturgeschichte, und ich weiß im voraus, auf welche „Schönheiten“ in seiner Wohnung ich mich gefaßt machen muß. Daß aber der gute Geschmack seltener ist, daß er oft nicht auf dem Niveau des „sehr Beliebten“ zu finden ist, das ist erklärlich und enthält für den Menschenkenner gar nichts Problematisches, es tut aber seiner Gültigkeit nicht den mindesten Abbruch, wie jeder Künstler weiß, der das Wort beherzigt: „Vielen gefallen ist schlimm“. Wie allenthalben, bietet auch dem Schönen gegenüber die höchst gesteigerte und kultivierte Persönlichkeit den höchsten Maßstab der Beurteilung dar, und es setzt sich das Gewicht der Autorität der wenigen sich in Gegenwart und Vergangenheit Zusammenschließenden der Majorität der vielen minder Urteilsfähigen entgegen.

Auch die Geschmackswandlungen verschiedener Zeiten, auf die ebenfalls im Streit der Meinungen über das problematische Wesen des Schönen gern hingewiesen wird, können ebensovienig wie die individuellen Geschmacksverschiedenheiten als Beweis für die Unmöglichkeit einer normativen Fixierung der Schönheitswerte und überhaupt einer Lösung des Schönheitsproblems herangezogen werden. Die Wandlung des Zeitgeschmacks ist ohne allen kunstphilosophischen Apparat vielfach aus leicht verständlichen, teils historischen, teils psychologischen Gründen erklärlich; wir finden ähnliche Erscheinungen eines Wechsels der Meinungen und Bestrebungen auch auf anderen Gebieten und in anderen Richtungen menschlicher Betätigung. Denn Leben bedeutet Umwandlung, neue Ziele, neues Streben: wo diese fehlen, tritt Gleichgültigkeit, Erstarrung, Verlöschen ein. Das ist nun einmal in der Natur der menschlichen Seele bedingt, wir bedürfen neuer Anregungen zur Entwicklung neuer Spannkraft. So auch in der Kunst. Wenn wir nun aber aus dem Drang nach Abwechslung, nach neuen Belebungen oder infolge der gebotenen anderen Möglichkeiten und der besonderen Antriebe und Forderungen unserer Zeit und unserer Gegenwartskultur neue, andere schöne Ziele der Kunstbetätigung verfolgen, so beweist das doch gar nichts gegen die Annahme dauernder Schönheitsgeltung, und es wird deswegen doch kein verständiger Mensch die Kritik einer gewissen Art von Kunstgeschichte billigen, die den kunsthistorischen „Entwicklungsideen“ zuliebe, das herrliche Barock als „schwülstig“ oder die sehr oft hochstehende Malerei des Rokoko als „Verfallkunst“ abtut. Wenn ferner große Künstler von ihren eigenen Zeitgenossen aus Unverstand mißachtet wurden (wie große Wahrheiten oft lange ohne Anerkennung blieben), wenn andererseits heute Bilder mancher alten und neuen Meister oft über Gebühr geschäftlich hochpouffiert werden, — was beweist denn das, was geht denn alles das die reine, absichtslose und vorurteilslose Kunstkritik und die Ästhetik an? Alles was Können, Ernst und Gesinnung zeigt, wird stets Anerkennung finden bei denen, die diese Eigenschaften selbst besitzen. Rembrandts Nachtwache ist von dem Maler Hoogstraaten gegen das Urteil seiner Zeitgenossen schon ebenso gepriesen worden, wie es heute geschieht; wir empfinden in der Kunst eines Michel Angelo, eines Caravaggio, eines Dürer, eines Rubens oder Watteau ebenso wie bei modernen Künstlern, trotz aller Abwandlungen des Zeitgeschmacks, trotz aller individuellen Eigenheiten, doch immer das Echte und Ewiggültige.

Auch in der Kunst der letzten Jahrzehnte sehen wir ja eine Fülle verschiedenartiger Bestrebungen, Strömungen und Gegenströmungen: Realismus und Idealismus, Naturalismus und Stilismus, Verismus und Mystizismus, Linie,

Zeichnung und Impressionismus oder Kolorismus u. s. w. standen sich oft im bewußten Gegensatz gegenüber. Bald wurde dies, bald jenes als das einzig Wahre bezeichnet; die Modernen werden gegen die älteren Meister: Cornelius, Steinle, Schwind, ausgespielt; hier wurden Böcklin und die deutschen Maler der Romantik und Märchenpoesie über alles gepriesen, dort die Franzosen Manet und Monet als das A und O der echten Kunst ausgerufen. Aber der ruhig und unparteiisch Zuschauende weiß, daß es auch in der Kunst viele Wege nach Rom gibt, daß ebenso der Naturalismus wie der strenge Stilismus, daß die zeichnerische Wiedergabe, die Linie ebenso wie der Impressionismus Ausdruck echter Empfindungen sein kann, daß das Eine nicht das Recht des Anderen ausschließt, und daß es engherzig und kurzfristig ist, nur immer in einer Richtung den Weg zur wahren Kunst zu suchen und nur immer ein Prinzip als das einzig richtige gelten zu lassen. *Ars una, species mille!* Echte Kunst erstrahlt in vielfältiger Art, aber es ist doch immer das selbe Grundgesetz des Schönen, das alle vielgestaltige Kunst beherrscht. — —

Tiefergreifend als die Frage nach der Möglichkeit normativer Schönheitsurteile ist die Frage nach dem Warum, nach dem Grunde des ästhetischen Wohlgefallens und nach der Beweisbarkeit des Schönen. Auch diese sich oft aufdrängende Frage bietet kaum etwas Problematisches dar, solange sie sich nur auf die besonderen objektiven Gründe der Schönheitswirkung der einzelnen der ästhetischen Beurteilung gerade unterzogenen Eigenschaften der Dinge bezieht. Wenn sich naturgemäß auch hierbei immerhin oft genug Dunkles und Rätselhaftes dem verstandesmäßigen Erfassen zunächst entzieht, manches Zarte, wie allenthalben so auch hier, sich nicht oder nur schwer und unvollkommen im Wort ausdrücken läßt, so zeigen sich doch auch andererseits oft die Gründe der schönen Erscheinungen offen zu Tage liegend oder lassen sich bei einigem Nachdenken leicht finden. Es läßt sich beispielsweise sehr wohl überzeugend sagen: Schwarz, Weiß, Grau bilden wundervolle Farbensolien und lassen, eben im Kontrast mit ihrer eigenen Farblosigkeit, die Farben, etwa ein leuchtendes Grün, Gelb oder Rot, ein tiefes Violett um so wirkungsvoller in ihrer eigenen Reinheit und ihrem besonderen Farbencharakter hervortreten. Die Gründe einer schönen architektonischen Gliederung und Anordnung lassen sich leicht erkennen und überzeugend darlegen, die Schönheit eines Tier- oder Menschenkörpers läßt sich sehr wohl im einzelnen zeigen u. s. w.

Diese grundsätzliche Möglichkeit einer nachträglichen verstandesmäßigen Begründung der einzelnen Erscheinungen des Schönen ist ja doch bewiesen durch die Möglichkeit einer begründeten Kunstkritik. Nicht minder durch die künstlerische Tat selbst; denn die alte Konventionsphrase, daß der Künstler „unbewußt“ schaffe, ist eben unwahr, vielmehr ist gerade die Unsicherheit und das Umhertastern im Dunkeln, ohne klare Vorstellung, was schön ist und warum es schön ist, das charakteristische Merkmal des Dilettantismus. Zielbewußtes Kunstschaffen ist nur möglich bei klarem Erkennen der Schönheitsgründe. Kurz: nicht das ist richtig, daß sich die objektiven Gründe der schönen Erscheinungen nicht auch verstandesmäßig erkennen und zeigen ließen; wahr ist vielmehr nur, daß sich das Gefühl für das Schöne, wo es fehlt, nicht eintrichtern läßt.

Es läßt sich ferner das ästhetische Urteil noch tiefer begründen, sobald wir die Schönheitswirkungen der einzelnen Erscheinungen an ihren Quellen und letzten Gründen in den verschiedenen Kräften unseres geistigen, seelischen und physischen Organismus untersuchen, wobei dann die experimentelle oder gedanklich analysierende Forschung auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Wissenschaft, in der Lehre von den Farben- und Tonempfindungen, in Psychophysik, in Psychologie

und Ethik enden und hier die letzten Erklärungen der mannigfachen objektiven Schönheitsgründe finden würde.

Schließlich ist es auch möglich, die vereinzeltten Erkenntnisse des ästhetischen Urteils vernünftig zu ordnen und in mehr oder weniger weitem Umfange theoretisch zusammen zu fassen bis zur systematischen und begründeten Darstellung der Elementargesetze des Schönen und der Kunst. Daß in Hinsicht derartig systematischer Zusammenstellung der objektiven Schönheitsgründe Ergebnisse sehr wohl möglich sind, das beweisen z. B. die Schriften von Hans Cornelius, von Adolf Hildebrand und Klinger, und daß das häufig von Künstlern selbst geübte ästhetische Schrifttum auch überzeugend und kunsterzieherisch zu wirken vermag, das beweisen neben den Schriften der genannten Autoren noch manche andere, wie z. B. diejenigen des klugen und feinsinnigen Schulze-Naumburg, die nicht nur durch die bildlichen Anschauungsmittel, sondern auch durch das goldene, klare Künstlerwort wirken und durch ihren so großen Einfluß auf die Entwicklung des Kunstgewerbes und insbesondere der bürgerlichen Bautätigkeit unserer Tage wohl den erstaunlichsten Beweis kunsterzieherischer Wirksamkeit ästhetischen Schrifttums bilden.

Wenn nun also zwar bei all diesen Fragen manches Wenn und Aber zu berücksichtigen ist, so liegt in ihnen doch eigentlich nichts Problematisches, insofern jeder mit normalem Denkvermögen Begabte klar bis auf den Grund sehen kann, wie hier die Dinge liegen. Unstimmigkeiten der Ansichten können hier, bei einigem guten Willen, für diejenigen, die sich nicht selbst eigensinnig und voreingenommen verbohren, eigentlich kaum bestehen.

Je deutlicher und klarer wir indessen nach diesen Richtungen sehen, um so rätselhafter und unsäßer erscheint das eigentliche Grundwesen des Schönen, um so mehr tritt das eigentliche, ungelöste Problem der Aesthetik, das begriffliche Problem des Einheitsgrundes des Schönen hervor.

Die Eigenschaften der Dinge und Erscheinungen der Natur und die Werke der Kunst, die wir schön nennen, sind unendlich mannigfaltig und vielgestaltig, ja im einzelnen Dinge wirken oft zahlreiche verschiedenartige Schönheitsmomente zusammen, und je mannigfaltiger und wechselvoller diese durcheinander spielen, um so reizvoller erscheint der Gegenstand. So bewundern wir z. B. am Perserteppich die fein gedachte und präzise Zeichnung der geometrischen Flächenmuster, die Harmonie und die noch aus tief dunklen Tönen sprühende Leuchtkraft der Farben, den Glanz und Schimmer des Materials, das die Kaschgarziege liefert, die Sauberkeit der Handarbeit und die wunderbare Technik des aus millionenfachen Knüpfungen hergestellten Kunstwerkes. Und nicht nur in zahllos vielen, sondern auch in ganz andersartigen, ja selbst gegensätzlichen Formen erscheint das Schöne; bald ist es das sinnlich Schöne, Farbe und Wohlklang, oder das gemütlich Anziehende, das Angenehme und Reizende, bald das diesem oft entgegenstehende sittlich Strenge, bald ein Formales: Gleichmaß und rhythmischer Fluß, bald seelisch Innerliches, bald zeigt sich das Schöne in bunter Phantastik, bald als ausschließende Wahrheit, und selbst das Widrige finden wir oft als Ausdruck der Lebenswirklichkeit unter die schönen Erscheinungen eingereiht. Wenn wir uns also auch die Gründe ästhetischen Wohlgefallens an den einzelnen Erscheinungen sehr wohl zu erklären vermögen, so bleibt doch der Grund, der uns veranlaßt, all diese bunten, verschiedenartigen, ja widerspruchsvollen Mannigfaltigkeit der Formen in dem einen Wortbegriff „schön“ zusammenzufassen, durchaus verborgen und problematisch. Und wenn wir auch die Möglichkeit normativer Bestimmungen des Schönen zugeben wollen,

so bleibt es doch problematisch, weshalb wir auch Verirrungen des Geschmacks noch als ästhetische Urteile anerkennen und von anderen Urteilen der Art nach unterscheiden, und weshalb wir selbst noch das platteste Geschmacksurteil, im Unterschied von anderen Gefinnungslosigkeiten, mit den abgeklärten ästhetischen Urteilen geistig hochstehender Menschen als ein spezifisch ästhetisches Urteil zusammenfassen? Und weshalb unterscheiden wir z. B. gewisse handwerkliche Betätigungen, so geschmacklos und roh sie sein mögen, doch spezifisch von anderen Roheitsdelikten und einen sie mit Erzeugnissen wirklicher Künstler im gemeinsamen Begriff „Kunstgewerbe“, mag immerhin dadurch diese Bezeichnung heutzutage oft zum Spotte werden? Auch den verschiedenen Stilarten und künstlerischen Zeitbestrebungen gegenüber bleibt der Grund doch verborgen, in dem alle diese Strömungen und Gegenströmungen dennoch im Sinne einer tieferen Einheit als aus einem Geiste geflossene Äußerungen des Kulturlebens zu erfassen und erkennbar zu machen sind. Kurz, die eigentliche Problemfrage der Ästhetik lautet nicht, welches ist der besondere Grund dieser oder jener einzelnen Schönheitswirkung, warum erregt diese oder jene Eigenschaft ästhetisches Wohlgefallen, oder was ist als schön aus dem Gesichtspunkte höherer normativer Bestimmung anzuerkennen; sondern sie lautet: Welches ist gegenüber der Mannigfaltigkeit der schönen Erscheinungen und dem Schwanken und der Unstimmigkeit der Meinungen der geheimnisvolle, bisher immer noch verborgene, zusammenfassende Grund, das gemeinsame charakteristische Wesensmerkmal jeder Vorstellung eines Schönen?

In noch tieferes Dunkel rückt diese Frage nach dem besonderen Grundwesen des Schönen, wenn wir das Problem aus folgendem Gesichtspunkte betrachten.

Eine einfache Überlegung muß uns sagen, daß das charakteristische Merkmal des Schönen auch zugleich dasjenige sein muß, das es von den Begriffen des Guten und Wahren trennt. Wenn sich nun zwar ersichtlich die Vorstellungskreise des Schönen und des Guten und Wahren auch nicht unbedingt und allenthalben decken, so sind sie doch auch keineswegs in durchgreifender Weise von einander zu trennen. Wir finden vielmehr oft, daß das Schöne, ohne daß irgend ein formaler Unterscheidungsgrund erkennbar ist, eben das Gute und Wahre ist. Gerade in unserer Zeit mußte uns diese Überzeugung doppelt gewiß sein. Denn nach dem Reinigungsbad, durch welches heute das Kunstgewerbe von dem Aufpuß schlecht stilisierter und ebenso schlecht angebrachter Ornamentik befreit wurde, zeigt sich auch klar, daß z. B. die Qualität der Arbeit, die Güte, Echtheit und Gleichartigkeit des Materials, richtige und logische Disposition des Raumes und aller Teile u. s. w. auch unmittelbar schön sind. Jemehr wir das Schöne seinen verschiedenen objektiven Gründen nach erkennen und verstehen lernen, um so klarer erkennen wir auch eine oft unmittelbar hervortretende oder mindestens eine tiefere prinzipielle Gleichartigkeit des Schönen mit dem Guten und Wahren. Robert Schumann sagt sehr richtig, die Gesetze der einen Kunst sind auch die der anderen. Aber dieser Satz muß noch beträchtlich verallgemeinert werden: Die Gesetze der Kunst und des Schönen sind garnicht deren spezifische Gesetze, sie sind vielmehr die Gesetze und Prinzipien, die jede menschliche Tätigkeit regeln. So sind die Prinzipien des Gleichmaßes, der klaren Gliederung, des wohlthuenden Wechsels, der angemessenen Unterbrechung der Gleichförmigkeit, die Prinzipien der Echtheit und Wahrheit u. s. w. diejenigen Prinzipien die ebensowohl im Schönen und in der Kunst Geltung haben, wie sie für all unser primäres (nichtästhetisches) Geistesleben bestimmend sind.

Gerade diese unmittelbare oder doch prinzipielle Wesensgleichheit des Schönen

mit dem Guten und Wahren, — eine Wesensgleichheit, die zwar oft verschleiert erscheint, aber dennoch von altersher mit Recht immer wieder behauptet worden ist — sie ist es ja, die dem Schönen die Positivität und Realität seines objektiven Seins gewährt. Weshalb trennen wir dann aber dennoch das Schöne vom Guten und Wahren in einem unterscheidenden Wortbegriff? Ist das Schöne dennoch eine besondere unserem Bewußtsein verborgene objektive Eigenschaft oder Form der Dinge und ihrer Erscheinung, oder ist der Unterscheidungs- und Einheitsgrund der Vorstellung des Schönen nicht vielleicht an ganz anderer Stelle als in formalen oder objektiv-qualitativen Besonderheiten zu suchen? Liegt er nicht vielmehr im Subjekt selbst, in besonderen Stimmungen, Zuständen des Subjektes, und ist nur in psychologischen Untersuchungen auffindbar?? — —

Besprechungen.

Ein Wort zur Erklärung.

Fast hätte ich geschrieben: „Entschuldigung“! So lebhaft sehe ich vor mir die mehr als verblüfften, die vorwurfsvollen Mienen der Leser, wenn sie den bei allen völkisch Gesinnten verpönten Namen „F. W. Foerster“ in unseren Blättern ohne Ablehnung genannt finden. — Wirklich ohne Ablehnung? Das ist zu beachten: der „Politiker“ wird abgelehnt. Denkt man gar nicht an diesen, liest man nur, was an dieser Stelle von dem Menschen — gleichsam „anonym“ — ausgesprochen, ihm nachgesprochen wird, so wird man gestehen müssen: es sind gute Worte von uns vertrautem Sinne. Man darf sie ruhig von Jedem sich sagen lassen, und mag dabei etwa denken: es ist doch etwas wert, daß solche Gedanken auch in anderen Lagern leben. Dann freilich muß man erst recht beklagen, daß aus eben diesen Lagern ein Irrwahn in die Welt hinausgeht, der die guten Gedanken in falsche Bahnen verschleppt. Möge dies uns eine Warnung sein, nicht aus dem eigenen Lager uns verführen zu lassen, sondern um so fester zu halten an der Reinheit, der Wahrheit, der Klarheit dessen, was wir, im unpolitischen Sinne, unserer Meisterlehre, was wir dem deutschen Geiste, ja, was wir dem „Idealismus“ überhaupt verdanken.

Der Idealismus ist ein gar zartes, mit Sorgfalt und Ehrfurcht zu behandelndes Wesen. Er wird in der Einzelseele zu bestimmender, leitender, schöpferischer Kraft; aber er verträgt durchaus nicht die grobe Vermengung mit politischen Mächten, welche den bedenklichen Möglichkeiten der Massen-Leitung oder Regelung dienen. Wenn man den Idealismus frei laufen und blindlings in die unreine Wirbelflut der Politik, zwischen die Rachen der feindlichen Staatentiere, sich stürzen läßt, begeht man ein geistiges Verbrechen, das nur einigermassen — nicht zu entschuldigen — aber zu verstehen ist aus dem Mangel an Vernunft, der es ermöglicht hat. Der große Künstler allein kommt über diesen Widersinn hinaus und leitet ihn frei und edel in die rechte Bahn, in seine eigene Welt: so entsteht das reine, hohe, ideale Kunstwerk. — —

Mitten im Niederschreiben dieses Satzes kommt zu mir die Schrift von Paul Ernst: „Zusammenbruch und Glaube“, und ich schlage gleich den Abschnitt auf:

„Der politische Idealist“. Da lese ich: „Der Denker und der Dichter sind die beiden einzigen freien Menschen, welche es gibt. Sie haben beide darauf verzichtet in der Wirklichkeit zu wirken. Der Staatsmann kann nicht nur in der Welt der Wahrheit leben, er muß die Welt der Wirklichkeit als ihr gleichwertig behandeln, er will ja doch in ihr wirken. Dann ist er aber nicht mehr frei, er muß dem Gesetz der Wirklichkeit gehorchen.“ „In der Wirklichkeit sind Eier, Neid, Haß und alle schlechten Leidenschaften. Wer die wirkliche Welt leiten will, der muß diese Leidenschaften anerkennen und sie zu seinem Bau verwenden. Der Staatsmann, welcher den Kommunismus einführte, würde den Versuch machen, die jenseitige Welt an die Stelle der wirklichen zu setzen. Der Versuch muß notwendig mißglücken, denn, wenn er glückte, so würde er zur Vernichtung der Menschheit führen.“ „Der ehrliche Kommunist ist der Mann von der Gesinnung Tolstoi's, ohne dessen dichterische Begabung. Solche Menschen sind unglückliche Naturen; sie gleichen einem Tiere, das in eine falsche Umwelt gesetzt ist. Tolstoi war als Dichter ein voller Mensch, als Politiker war er ein Narr. Jene Menschen werden dadurch, daß sie nur einen Teil des höheren Menschen haben, zu ganzen Narren.“ —

Diesen Worten habe ich nichts hinzuzufügen. Wir wissen es: ein Tolstoi war auch nicht Künftler genug, seinen Idealismus aus der politischen Narrheit in die rechte Bahn zu lenken. Dies gelang siegreich nur einem ganz großen Genie wie Wagner, weil — sein Idealismus überhaupt niemals politisch sein konnte! Wir werden uns hüten, unsern Anteil am freien Idealismus irgendwie zurückzuwerfen in die fremde und falsche Umwelt. Nur Eins wäre noch zu betonen. Nicht darin besteht die Narrheit: mit der Seelen- und Geistesbildung des Idealisten in sich, irgendwelcher politischer Dinge in der Welt der Wirklichkeit und auf deren Weise praktisch-vernünftig sich anzunehmen. Das kann strenge, kann hohe Pflicht sein. Man wird dann eben nicht nur die schlechten, auch die guten Wirklichkeiten darin erkennen und benutzen. Es ist das, was wir „praktischen Idealismus“ heißen und mit Überzeugung vertreten. Sagen wir statt dessen „ethischen“, so tritt der Gegensatz zum „politischen“ noch schärfer hervor. Die Narrheit aber besteht darin: den Idealismus selber politisch machen, eine ideale politische Welt, politische Idealität schaffen zu wollen. Dies eben ist jene unheilvolle Verfehlung des „Tieres“ in eine „falsche Umwelt“, um so unheilvoller, als das Tier „Idealismus“ in diesem Falle von Natur ein „Engel“ wäre. Man kann also sagen: der politische Idealismus verfeht Engel in die Hölle; und oft genug hat man es erlebt, daß dort aus ihnen Teufel werden! Und zwar: dumme Teufel. Denn es war schon dumm genug, in der Hölle auf Engel zu rechnen!

Endlich sei noch nebenher bemerkt, daß der „Nationalismus“, der den „dummen Teufeln“ für höchlichst förcht und verderblich gilt, durchaus in das Lager des praktischen Idealismus gehört. Sind wir nicht „Politiker“, so doch mit jedem Schritt, auf jedem Feld „national“. Der Nationalismus ist von Natur gar kein politisches Wesen, sondern ein ethisches. Er wurzelt in einer Liebe, der Liebe zum Vaterlande, zur eigenen Art und den Ahnen unseres Blutes. Es ist durchaus nicht nötig, daß er Haß erzeuge, indem er „Nationalitäten“ gegeneinander heße, und dadurch die „Humanität“ verletze — die gar noch nicht vorhanden ist! Nationalismus ist ein naturgegebenes Mittel zur Kultur, das nicht zu entbehren, keineswegs ein moralisches (d. h. unmoralisches) Motiv zur Barbarei, das auszurotten wäre. Geschehe dies, wir blieben doch Menschen, würden keine Engel, und anstelle eines erträumten engelhaften Internationalismus

erschiene ein sehr wirkliches teuflermäßiges Chaos. „Die Vernichtung der Menschheit.“ Jede Nationalität für sich und nach ihrer Art soll vielmehr für das menschlich Beste und Feste leben und arbeiten, und wo es nottut zu solchem Werke von Nation zu Nation sich möglichst verständigen. Denn die Nationalität ist eine geformte Ordnungsmacht im Ganzen der Menschheit. Sie ist echter praktischer Idealismus, der den ethischen Lebenssinn erhöht, gegenüber dem phantastischen des Internationalismus, der in den materialistischen Lebensgenuß mündet. Als Vertreter des praktischen Idealismus werden die Nationalitäten nicht ins Nie-zubetretene hinein mit schönen „pazifistischen“ Reden „Engelmacher“ in der Hölle spielen. In dem ihnen angewiesenen Naturboden wurzelnd, von dort aus sich entwickelnd und veredelnd, werden sie innerhalb der politischen Welt ethische Wirklichkeiten aufzubauen vermögen. Wenn dies so selten glückte, so ist nicht der „Nationalismus“ schuld, sondern immer nur diejenige der Nationen, welche ihrerseits dem wahren „praktischen Idealismus“ aus Politik, um politischer Vorteile willen, untreu wurde. Will dann ein blindlings Gefreuer demgegenüber der „dumme Engel“ sein, dann — ja, dann wird das wohl kein anderer sein als unser liebe gute Deutsche.

Möchten doch unsere liebevollen Menschheitsbeglucker erst einmal den Anderen, den Ungetreuen, ihre Humanität predigen! Man wird uns Zeit lassen abzuwarten, bis der erste Franzos seinen deutschen Nächsten „liebt, wie sich selbst“. Als der Heiland seine galiläischen Schäflein unter die jüdischen Wölfe sandte, sprach er zu ihnen nicht nur: „Seid sanft!“ sondern auch: „Seid klug!“ Während wir warten, daß auch die Wölfe sanfter werden, täten wir deutschen Schäflein gut die Zeit zu nützen, um selber klüger zu werden, ohne uns deshalb unser goldenes Vließ, unsern Idealismus, von einem modernen „Jason“ (etwa aus Jettchen Geberts Familie) fückisch rauben oder gar von einem biedern Meister der deutschen Wollweberzunft zu einer roten politischen Narrenjacke töricht verweben zu lassen.

Kommt man mit Kropotkin unter die wirklichen Tiere, da wird wohl auch der Dümme klug genug sein, sich nicht von den Wölfen zerreißen zu lassen. Der rechte Siegfried selber, ob er auch dort „lernte, was Liebe sei“, und „der Mutter entwand er die Welpen nie“: den reißenden Wolf hätte er doch flugs totgeschlagen, wie das falsche Giftschlänglein Mime; als er's beim Sohne Alberichs versäumt, traf ihn Hagens Speer. — Ja, die Idealbilder der Kunst sind jedenfalls weiser als die Idealmaier der politischen Welt. —

Hans von Wolzogen.

Fr. W. Foerster: Christus und das menschliche Leben; Peter Kropotkin: Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt.

Das Buch Friedrich Wilhelm Foersters „Christus und das menschliche Leben“ (Ernst Reinhardt, München 1922) zieht mit aller Schärfe und Beredtsamkeit gegen den Egoismus und Materialismus unserer Zeit zu Felde und läßt seine Forderung gipfeln im Ruf nach Liebe, Beseelung, religiöser Vertiefung, ausgehend von der Erkenntnis, „daß die Zeiten eben deshalb so schwer geworden seien und immer schwerer werden müßten, weil das Menschenleben den Mittelpunkt der Liebe verloren hat“. Es möchte den Menschen

„durch Liebe sich selbst entreißen“, „helle Augen für fremde Rechte und fremde Bedingtheiten“ öffnen, es heißt sie „aus der Angst um sich selbst herauszugehen“ und „in tätiger Liebe zu leben“. Und gegenüber stellt es das alles dem „Ichzwang“ und der „Ichkrankheit“, dem „Selbstwahn“, der „krampfartigen Eigenjucht“ und „Eigenwut“, dem „hochgeschwollenen, gänzlich ungetauften Selbstgefühl“ und der „grenzenlosen Einfältigkeit des Ichgenusses“, dem „Vergafftsein ins Sichtbare“ und dem „wildem Lärmen dessen, was Pascal *le moi haïssable* nannte“, es geißelt das „Ichgepränge, einen ganz groben, ungehobelten Urzustand“, und die „an der Selbstbehauptung Erkrankten“. Freilich glaubt er das Ziel nicht anders als im Rahmen der strenggläubigen Kirche erreichen zu können. An diesem Punkte werden sich die Geister scheiden. Wer persönlich nicht zu glauben vermag, daß aus der Dogmenkirche, so wie sie heute ist, die sittliche Wiedergeburt der Zukunft kommen wird, der wird hier nicht mit Foerster gehen können. Hier, d. h. namentlich im 1. Teil des Buches, „Christus und die menschliche Seele“, der rein kirchlich gerichtet ist, während der 2. Teil sich vornehmlich der praktischen Ethik zuwendet, auch durch seine ausgesprochene Hinwendung auf das Leben bzw. auf dessen tatkräftige Durchdringung mit praktischem Liebesgeist sich wohlthuend abhebt von der im 1. Teil sich doch oft recht bemerkbar machenden und etwas zu unfruchtbar erscheinenden asketischen, lebensfeindlichen Richtung und daher als der wertvollere Teil zu bezeichnen ist. Diesem Abschnitt gilt daher vornehmlich unsere Empfehlung.

Die ausgesprochene praktische Brauchbarkeit und Lebensfähigkeit des Werkes bzw. seines 2. Teiles aber macht sich sowohl im Aufbau, der Technik, als auch im Stil bemerkbar. Die gestellte Aufgabe und das befolgte Verfahren wird sogleich im Vorwort klar bezeichnet: Zweck des Buches ist, „dem modernen Menschen die Grundwahrheiten des Christentums in einfachster Darstellung und in anschaulichster Bezugnahme auf das wirkliche Menschenleben nahe zu bringen. Aus diesem Grunde wurde die Form ganz kurzer Betrachtungen gewählt“, „von ganz konkreten Tatsachen des Lebens“ ausgehend und das Gewollte und Gemeinte „durch ganz einfache Beispiele und Gleichnisse“ erläuternd. Denn „in diesen allerkleinsten, allertäglichsten Dingen wird das Jenseits betätigt und erfahren, wird das Himmelreich an uns gerissen — ohne das bleibt es Philosophie oder Märchen aus Tausend und einer Nacht . . . Wahrlich, nicht nur inwendig in uns ist das Reich Gottes — es gibt auch eine Gotteswelt hoch über dieser Welt des Bruchstücks. Wir aber müssen dem Himmelreich Gewalt antun, wir müssen es an uns ziehen, damit es uns an sich ziehe — hier auf Erden muß dargestellt werden, daß wir Gott gehören und nicht dem Erdgeiste!“ Alles in allem: „Um die Anwendung des Christentums auf den modernen Werktag und seine brennenden Fragen handelt es sich.“

Anerkennenswert ist dabei die Durchführung dieses Verfahrens der vielen mehr oder minder kurzen Abschnitte mit all den verschiedenen frisch aus dem alltäglichen Leben gegriffenen praktischen „Beispielen und Gleichnissen“, in einem schlagkräftigen, plastischen Stil, der Seite für Seite in immer neuen, eindringlichen Bildern und Umschreibungen greifbare „Anwendungen“ der Idee bringt. Dafür sind schon Kapitelbenennungen bezeichnend wie „Christus und der Fabrikarbeiter“, „Die Arbeiterversammlung“, „Die Überbrückung der Klassegegensätze“, „Der verbrannte Schuldschein“, „Die Bekehrung des Staates“, „Der Bauer als Staatsmann“ usw.

Da lesen wir Worte, wie: „Wahrlich, Herzensgüte ist wichtiger als Weltorganisation — denn, was nützt der Weltpostverein, wenn nur Wut und Ver-

leumdung gepostet wird? In unserem riesigen Lebensbetriebe wird der ganze Sinn des Lebens wegorganisiert". Und endlich: "Die Not des Klassenstreites wird nicht durch den mechanisierten, sondern nur durch den erhöhten Menschen geheilt — allein der gekreuzigte Gott kann die soziale Frage lösen."

Man sieht: Foerster scheut auch nicht vor der Anwendung des Liebesgedankens auf die heiklen sozialen und politischen Fragen der Gegenwart zurück. Im übrigen ist es klar, daß die bekannte (sehr vielumsfrittene), ebenso sehr auf der einen Seite verherrlichte, wie auf der andern geschmähte Rolle, die Prof. Fr. W. Foerster als radikaler "Pazifist" im politischen Leben der letzten Jahre gespielt hat, hier ganz beiseite zu bleiben hat, wo es sich um ein rein ethisch-religiöses Werk Foersters handelt. —

Schließlich möge noch bemerkt sein, daß der 1. Teil des Buches Abschnitte über Platon und Schopenhauer enthält, wobei auch dem Bayreuther Meister ein eigenes Kapitel (S. 55) gewidmet wird, das feinsinnig und verständnisvoll den Beziehungen Wagners zur Schopenhauerschen Philosophie nachgeht und kluge Worte über Wagners Gedankenwelt, über "Ring", "Parsifal", Nietzsche usw. findet. "Wagners große Dramen dienen der Verbreitung einer solchen Grunderkenntnis (vom Wesen der Welt), sie sind die Antwort eines Sehers auf die soziale Frage, aber eine Antwort, die diese Frage nicht etwa optimistisch, durch Umwandlung der Institutionen, zu lösen verspricht, sondern vielmehr darauf hinweist, daß der Fluch des Goldes nur in dem Maße weichen könne, als der einzelne Mensch den Grundtrieb der Welt erkannt und sich innerlich von dessen Impulsen und Illusionen losgesagt habe".

Auch sonst werden wir "Bayreuther" mehr denn einmal an unseren Meister und seine Welt erinnert, wenn da vom heutigen menschlichen Leben als "einem Schauplatz geistig gesteigerter Bestialität" oder vom "menschlichen Krallentier" die Rede ist, — wer denkt da nicht gleich auch des genialen Verfassers von "Religion und Kunst" mit ähnlichen Wendungen, wie etwa der vom "reißenden Raubtier", das zum "rechnenden Raubtier" geworden sei oder der von unserer vielgerühmten Zivilisation, die nur "eine Welt des durch Trug, Lug und Heuchelei organisierten und legalisierten Mordes und Raubes" sei und "die Menschheit in Untiere verwandele" usw. —

Der selbe Weltweise von Bayreuth aber führt in "Religion und Kunst" das stolze Gebäu seiner erhabenen Weltanschauung auf der Grundlage der Überzeugung auf, daß der natürliche Mensch ursprünglich gut gewesen sei und erst eine spätere Abirrung von diesem anfänglichen Zustande die heutige Degeneration ermöglicht habe. Von hier aus erscheint nun ein anderes Buch, das zwar nicht mehr ganz neu aber noch bei weitem nicht genügend gewürdigt ist.

Darwin hatte die Bedeutung des "Kampfes ums Dasein" (im weitesten Sinne) erkannt und verkündet. Seine Nachfolger machten daraus das Dogma eines "ehernen" Naturgesetzes vom "Kampf aller gegen alle", vom "gegenseitigen Sich-auffressen", das allein das gesamte Leben sowohl in der Tier- wie in der Menschenwelt beherrsche und — weil Hauptförderung des Lebens — beherrschen müsse. Die Gültigkeit dieses angeblichen Gesetzes auch für die menschliche Gesellschaft zieht die weitesten Folgen gerade auch auf sittlichem Gebiet nach sich. (Ein Verstoß dagegen soll Naturentfremdung und damit Entartung und Lebensuntauglichkeit bedeuten. Das gemahnt an Nietzschesche Regionen.) Die tägliche Anwendung und Befolgung des Prinzips vom "Kampf aller gegen alle" auch durch den Menschen soll daher nötig sein, wenn er nicht naturnotwendigem Verfall und Untergang preisgegeben sein will. Und so kam denn — ein einziger Blick in

die Praxis der Gegenwart belehrt zur Genüge über diese Tatsache! — auf solchem Grunde, einerlei ob ausgesprochen oder nicht, offiziell oder inoffiziell, gewissermaßen eine wissenschaftliche Heiligsprechung des Egoismus und Individualismus unserer Tage zustande. Man war es müde, den Belästigungen aufdringlicher Moralprediger (oder vielleicht auch dem Mahnen des eigenen Gewissens?) deckungslos preisgegeben zu sein und suchte sich mit dem Mäntelchen „realer“ Rechtfertigung zu schützen.

Wenn aber nun eines Tages die wirklich wissenschaftliche Widerlegung dieser Gedankenfolge geliefert würde, der Beweis, daß garnicht der „Kampf aller gegen alle“, das „gegenseitige Sichauffressen“, wie auch Wagner es einmal bezeichnet hat, das Naturgesetz ist, namentlich nicht für den Menschen und auch nicht im reinen Naturzustand, dem Zustand ungetrübter, unangekränkelter Instinkte, dem Tierreich?

Darin, einen solchen Beweis wirklich und in vortrefflichster Weise geliefert zu haben, besteht die außerordentliche Bedeutung von Peter Kropotkins verdienstvollem Werk „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt“ (Übersetzt von Landauer, Theod. Thomas Verlag, Leipzig).

Kropotkin bringt eine bewundernswerte Fülle von Tatsachen, die weniger aus eigenen Erfahrungen stammen (deren Darstellung der Gegner leicht als tendenziös gefärbt verdächtigen könnte!), als aus denen anderer, in großer Zahl angeführter Forscher. Indem Kropotkin so in seinem Buche fortgesetzt die verschiedensten, seine eigenen Behauptungen stützenden Stimmen zu Worte kommen läßt und die Zuverlässigkeit ihrer Aussagen dabei noch dadurch erhärtet, daß er nach Möglichkeit einander bestätigende Zeugnisse mehrerer Forscher zum gleichen Punkt nebeneinander stellt, liefert er schließlich mit dem Ganzen seines Werkes einen Beweis, der vielleicht in dieser und jener Einzelheit, wohl kaum aber in seiner Gesamtheit anzufechten und zu widerlegen sein wird. Und all diese oft wirklich verblüffenden Tatsachen bezeugen in erfreulicher Einstimmigkeit, daß ein „Kampf aller gegen alle“ keineswegs das Naturgesetz ist, weder für den Menschen von heute noch für den früheren Zeiten noch für den ganz „Primitiven“ — den schon unser Meister für „gut“ hielt — noch endlich für das Tier!

Kropotkin geht, alle Länder unserer Erde durchschreitend, diese ganze Reihe durch in seinen Kapiteln von „gegenseitiger Hilfe bei den Tieren“, „bei den Wilden“, „unter den Barbaren“, „in der Stadt des Mittelalters“, „in unserer Zeit“, und zeigt, daß, weit entfernt von irgendwelcher „Entartung durch Verweichlichung“, schon „in der Tierwelt fortschreitende Entwicklung und gegenseitige Hilfe Hand in Hand gehen, während der innere Kampf innerhalb der Art mit rückschreitender Entwicklung zusammengeht“, kurz, daß „gegenseitige Hilfe ebensoviel ein Naturgesetz ist wie gegenseitiger Kampf“. Vor allem aber: „Wir können behaupten, daß in dem ethischen Fortschritt des Menschen der gegenseitige Beistand — nicht gegenseitiger Kampf — den Hauptanteil gehabt hat“. Dabei bleibt Kropotkin frei von aller die Wirklichkeit verkennenden Überschwänglichkeit, aller bloßen Schwärmerei ohne Boden unter den Füßen. So lehnt er auch „die entgegengesetzte Anschauung Rousseaus, der in der Natur nur Liebe, Friede und Harmonie erblickte“, ab. „Weder Rousseaus Optimismus noch Huzleys Pessimismus („Kampf aller gegen alle“) kann als unparteiische Auslegung der Natur gelten.“ Die Wahrheit liegt zwischen beiden extremen Gegenätzen.

Kurz: die Bedeutung des (klassischen) Kropotkinschen Werkes besteht in nicht mehr und nicht minder als darin, daß es die naturwissenschaftliche Begründung und Rechtfertigung des Altruismus, der

Menschlichkeit, der Gemeinschaftsgesinnung, des Opfergeistes, ja, sagen wir ruhig: letzten Endes der Liebes- und Mitleidsethik liefert. Und ein solcher Beweis ist hier in der Tat erbracht. Was das besagen will, soll hier nicht näher erläutert werden.

Gustav Wehrh.

Aus der Werkstatt des Geistes.

I.

Unsere Rundgänge, welche die Gedankenarbeit der Zeitgenossen erforschten, werden zu wahren Notgängen: nicht als ob Kunst oder Gedanke kargten, sondern weil wir nicht mehr beglückliche Einkehr pflegen können, um die Leser wie uns selber zu sättigen. Wir müssen sie bitten, mit kurzen, teilweise flüchtigen Einblicken vorlieb zu nehmen.

Aus dem Schrifttum über unsern Bayreuther Meister erregt mit Recht allgemeine Aufmerksamkeit nur noch das, was wirklich Neues bringt. Unter diesem Gesichtspunkte stellen wir voran die Arbeit des Generalmusikdirektor Dr. Alfred Lorenz (früher in Koburg, jetzt in München) über die musikalische Form des Rings. Hier ist endlich etwas geleistet, was sich Wagner immer wünschte: eine klare Nachweisung der rein musikalischen Baupläne seiner dramatischen Werke. Mit erschöpfender Gründlichkeit belehrt uns Dr. Lorenz, welche einzelne, welche zusammengesetzte und größere Formen Wagner handhabt und beherrscht. Das Gespenst der Formlosigkeit oder einer nur entlehnten, nicht ursprünglich gewachsenen Form wird damit endgiltig gebannt. Der Breitkopfsche Verlag verzeichnet das Werk unter der „Sammelstelle für ungedruckte Arbeiten“, die er ausleiht. Die akademischen Werkstätten in München haben es in Maschinenschrift hergestellt. Hoffentlich wird es bald gedruckt, zusammen mit der neuen Arbeit über den Tristan, von der die Einleitung in der Zeitschrift für Musikwissenschaft kürzlich erschien. (Eine Würdigung der neuen Erkenntnisse brachte das Märzheft der „Musik“, 1923.) Ein Ereignis war im Frühjahr die Aufführung des „Liebesverbotes“ in München. Gerade weil wir die Bayreuthischen Werke des Meisters kennen, sind wir den Erstlingen gegenüber völlig unbefangen. Durch diese Welt des Sturmes mußte der Künstler hindurch, wenn er sich zu jeder Zeit mitteilen wollte. Der Eindruck von der Bühne ist weit lebhafter, als man sich ihn vorstellen mag. Die Musik hat trotz der ausländischen Vorbilder, die leicht erkennbar sind, den eigenen, ungestüm drängenden Zug der Jugendwerke des Meisters. (Ein längerer Bericht aus München steht im Hellweg, Essen, 6. Juni 1923; den Klavierauszug hat Breitkopf verlegt.) Über den Parsifal, der 1924 im Festspielhaus wieder erscheint, hat Curt Richard Hohberger (bei Ed. Heinrich Mayer, Leipzig) eine Schrift veröffentlicht, welche hauptsächlich der Entstehungsgeschichte gilt, und hiebei zum erstenmal einen genauen Vergleich der Dichtung mit den sogenannten „Quellen“ des Mittelalters durchgeföhrt. In zweiter Auflage (mit Zusätzen und Veränderungen) haben wir die Romantische Harmonik von Prof. Dr. Ernst Kurth in Bern (Max Hesse, Berlin, 1923): Hier ist namentlich dem Stile der Tristanmusik nachgeforscht. Wer für die Fragen der Harmonik Sinn hat, findet hier einen überreichen Stoff. Sehen wir uns nun nach den wesensverwandten Meistern um: Gluck hat in Dr. Max Arend seinen Mann gefunden. Alles, was zum Verständnisse der Zeit beiträgt, aus der die Opernreform emporwuchs, hat Arend in seinem Gluckbuche (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) mit gründlichem Fleiße gesammelt und klargelegt. Merkwürdig

bleibt nur, daß gerade dem Glückverehrer die innere Verbundenheit mit Bayreuth fehlt: er ruft „durch Wagner zu Glück“ zurück und meint (ohne sich näher zu äußern), Wagner habe Glück „geschmäht“. Über Schurigs Mozartwerk haben wir seinerzeit (1914, VII—IX) ausführlich berichtet. Die zweite Auflage, die soeben (im Inselverlag) erschien, erwähnt unsere Besprechung mit verbindlicher Anerkennung, und das hat uns umsomehr gefreut, als wir damals keineswegs mit Aussprache von Bedenken zurückgehalten hatten. Heute steht die Sache so: Schurig nimmt in der zweiten Auflage manches allzu Temperamentvolle zurück; seinem Hauptbestreben aber, gegen Otto Jahn (dem wir selber ja auch in keiner Weise verpflichtet sind) eine andere als die frühere, allzubiedere, spießige Mozart-Auffassung durchzusetzen, bringen wir nach wie vor Verständnis entgegen. Mozart wäre als Beute der Wagnerhasser längst erstickt; sein Atem weht aber freier als je durch die deutschen Lande. Dies beweisen die Mozartfeste, beweisen die mancherlei Neuererscheinungen des Schrifttums (neben Albert noch Schieder-mair, Dent, Lert). Neuestes hat auch Dr. Storks Mozartbuch, das wir ausführlich besprachen, in Dr. Holle von der Neuen Musikzeitung einen sehr sachkundigen Bearbeiter gefunden. Über Haydn liegt das Buch von Dr. Alfred Schuerich vor (Amaltheaverlag, Wien). Beethovens Streichquartette hat der uns wohlbekannte Wiener Theodor Helm erläutert (zweite Auflage; Siegel-Linnemann, Leipzig). Zur Geschichte des Quartetts hat Prof. Dr. Adolf Sandberger Neues von Entscheidung beigezeichnet; man findet es in seinen gehaltenen gesammelten Aufsätzen (Georg Müller, München). Unter den reichen Hoffmann-Gaben des Gedenkjahres steht für uns Hans von Wolzogen's Hoffmann (Bde. 13 und 14 der „Musik“ von A. Seidl) durch die Vergleichung mit Wagner obenan. In Bach führt Ernst Kurth's Linearer Kontrapunkt ein (2. Auflage, Max Hesse, Leipzig). Für den Vortrag Bachs empfehlen wir diesmal Galttons Studienbuch (Halbreiter, München). Das Wohltemperierte Klavier gab mit den fruchtbarsten Anregungen Buseni heraus; das vierte Heft untersucht eigens die Kunst der Übertragung von der Orgel aufs Klavier. Motivische Zusammengehörigkeit der Präludien und Fugen, so wie den Gedanken der Symmetrie im Bau der Fugen trifft neuerdings Wilhelm Werker (Breitkopf u. Härtel, Leipzig); nur daß die peinlich mathematische Untersuchung zu weit vom lebendigen Eindruck wegführt, der schließlich doch die Hauptsache bleibt. Man kommt immer wieder auf die treffenden Hinweise zurück, die wir dem Bayreuther Meister verdanken. Ein Bachspiel, zur Aufführung bestimmt und auch mit Erfolg aufgeführt, hat Prof. Dr. Arnold Schering verfaßt. Bachs Wirken enthält der zweite Band jener Geschichte der Deutschen Musik, die Dr. Hans Joachim Moser (bei Cotta in Stuttgart) nach dem Kriege ausgearbeitet hat (eine ausführliche Kennzeichnung dieses volkstümlichen Großwerks im 20. Heft des Hellweg, Essen, 1923). Vom selben Verfasser stammt als Musikalischer Zeitspiegel eine Sammlung von Zeugnissen über Wesen und Kraft der Tonkunst (in Adolf Szemanns Musikalischen Volksbüchern, Stuttgart). Die Philosophie der Musik legt uns der Ästhetiker Paul Moos vor (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart): ein fleißig gearbeitetes Nachschlagewerk, das die Hauptgedanken der Philosophen und Ästhetiker wiedergibt, und dabei auch die kleinste Leistung oder bescheidenste Anregung nicht vergißt. Wegen der möglichen Folgen möchten wir noch auf Prof. Dr. Oskar Fleischer's Werk über die Germanischen Neumen hinweisen: er hat sie entziffert, und damit wäre ein neues Gebiet alter deutscher Musikgeschichte erschlossen! (Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main.) Ein anderes Blatt aus der Vergangenheit schlagen wir in dem neuen Bilderatlas auf, den uns der Verlag Karl Robert Langewiesche (Königslein

im Taunus) vorlegt unter dem Titel: Die Musik in fünf Jahrhunderten der europäischen Malerei (1450—1850); Herausgeber ist Max Sauerlandt. Hier sind es namentlich die musizierenden Engel, die uns in ein anderes Dasein tragen. Zum Schluß schweben wir noch einmal in die Gegenwart zurück. Über die Geschichte der Bayreuther Festspiele, wie sie durchgeführt wurden, welchen Kräften sie ihr Dasein verdanken, teilt uns Neues mit Siegfried Wagner, in den köstlichen Erinnerungen, die bei Adolf Spemann in Stuttgart (unter den Musikalischen Volksbüchern) erschienen sind. Weiter reihen wir an: die Erinnerungen von Siegfried Ochs in Berlin („Gesehenes, Gehörtes“; Grefhlein, Leipzig und Zürich). Schon 1907 hat ihm Richard Sternfeld eine „Chronik des philharmonischen Chors“ gewidmet. Die Rückblicke des Dirigenten umfassen auch die Zeiten, da von Wien aus Bruckner und Wolf in Berlin Hilfe suchten und fanden. Eine neue, umfangreiche, auf eigene Forschung gegründete, mit Bildschmuck, Beilagen, Notenbeispielen ausgestattete Lebensbeschreibung Bruckners bietet Max Auer in Böcklabruck (Almuthverlag, Wien). Der treue Mitarbeiter Göllerichs bewältigt die Fülle des Stoffes in einer sehr sachlichen Darstellung. In neuem Lichte erscheinen sowohl Hanslick, mit seinem Gesinnungswechsel (zwei Frontwechsel hat er ja auch Wagner gegenüber vollzogen), und Brahms, der allen Ernstes die Werke des „Rivalen“ für „Schwindel“ erklärte und auch sonst ein Gebaren zeigte, das die gerühmte Vornehmheit fragwürdig erscheinen läßt. Zu den dreiersten Symphonien Bruckners hat Otto Singer bei Peters neue vierhändige Auszüge veröffentlicht, die besser sind als die bisherigen. Wie eng Bruckner mit Bayreuth verbunden ist, wird man erkennen, wenn vollends die Ausgabe der Briefe (von Gräßlinger, bei Bosse) erschienen ist. Auf Bosses Musikbucherei (neuester Band: Der Charakter der Tonarten, von Dr. Hermann Stephani) dürfen wir als auf ein verdienstliches und dankenswertes Unternehmen hinweisen. Es brachte auch eine Parsifalausgabe, mit 30 Zeichnungen von Hans Wildermann. Wiederholt sind die jährlichen Almanache empfohlen worden. Bald erscheinen in Bosses Musikbucherei von Hans von Wolzogen „Lebensbilder“ und „Wohlthäterin Musik“.

Kleine klassische Partituren bietet der neue Wiener Philharmonische Verlag, zusamt einer Anleitung zum Partiturlernen von Hans Gal. Die neuen Hefchen haben die Form der Eulenburgschen Partituren, unterscheiden sich aber durch größere Notenköpfe sehr vorteilhaft von jenen, die erfahrungsgemäß nur zum Nachlesen geeignet sind, während die Wiener Ausgabe ein richtiges Studieren ermöglicht. Beigegeben sind außerdem kurze Einführungen. Erschienen sind bisher u. a. Beethovens Symphonien, einige von Haydn, Mozart, Schubert, Schumann und Vorspiele von Weber und Wagner.

Dr. Karl Grunsky.

II.

Unserer Gewohnheit getreu möchten wir die Leser auch dahin führen, wo die neuen Erkenntnisse und Gedanken schmieden, die geeignet und bestimmt sind, unser Volk zum eigenen Bewußtsein und zur Selbstbesinnung zu bringen. Da sind Kossinna's Indogermanen und Deutsche Vorgeschichte (beides bei Kurt Abitzsch, Leipzig, als Bd. 26 und 9 der Mannus-Bibliothek), Werke von einschneidender Bedeutung, die man sich gründlich aneignen sollte. In Band 10 und 11 der selben Sammlung schildern Wilke (der Verfasser der archäologischen Erläuterungen zu Tacitus) die Beziehungen zwischen Indien, Orient und Europa, und Schulz das Germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit. Aufsehen erregte von Dr. Erich Jung das Buch: Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit (J. F. Lehmann, München), weil es zum erstenmal die bildnerischen Denkmale

aus heidnischer und frühchristlicher Zeit planmäßig samelt und zu dem Nachweise verarbeitet, wie uralte Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt; dadurch erhält die Absicht der Brüder Grimm, alle Ueberlieferungen aus germanischer Zeit zusammenzutragen über das rein sprachliche Gebiet hinaus eine neue Stufe der Verwirklichung. Wer die Entwicklung des Rassegedankens verfolgt, dem seien außer Günthers Rassenkunde des deutschen Volkes (der Prof. Seeliger eine Besprechung in unsern Blättern widmet) die Erblichkeitslehre (zwei Teile) von Baur-Fischer-Lenz und die Familienkunde von Scheidt dringend empfohlen (alle drei im Lehmannschen Verlag, München). Eine Geschichte der Germanenforschung (I 1500—1806; II 1806—1870; III im Erscheinen begriffen) hat mit wissenschaftlichem Spürsinn, gediegen und zuverlässig Theobald Vieder verfaßt (Th. Weicher, Leipzig). Der bekannte Sprachforscher Friedrich Kluge krönt sein Lebenswerk (Etymologisches Wörterbuch, Unser Deutsch, Bunte Blätter, Von Luther bis Lessing) mit einer deutschen Sprachgeschichte, die uns alle angeht, vollends zu einer Zeit, da weite Strecken deutschen Landes der Fremdherrschaft unterstellt sind.

Auf rein geschichtlichem Gebiete besitzen wir einen glänzenden Ueberblick über unser staatliches Schicksal in den „Epochen der deutschen Geschichte“ von Johannes Haller (Stuttgart, Cotta). Aus Vorlesungen des Sommers 1922 hat der Tübinger Geschichtsgelehrte ein Buch eigenster Prägung geschaffen, dessen Darstellung vom Mittelalter bis in die neueste Zeit reicht. Es ist anschaulich und lebendig geschrieben und enthält wohlbegründete persönliche Ansichten. Wer das geschichtlich Wissenswertes zum Nachschlagen oder zur Aneignung bereit haben möchte, dem wird das neue Lehrbuch der Geschichte von Karl Weller (Diesterweg, Frankfurt a. M.) willkommen sein. Den Abschnitt aus der jüdischen Geschichte, der mit den Beziehungen zu den Germanen anhebt trägt Otto Kernholt als „Deutschlands Schuld und Sühne“ vor, während die neuere Zeit (von 1750 an) noch eine besondere Berücksichtigung in Kernholts „Vom Ghetto zur Macht“ erfährt (beides bei Th. Weicher, Leipzig). Damit haben wir zu Otto Hausers Geschichte des Judentums (M. Duncker, Weimar) die gewünschte Ergänzung, welche den jüdischen Mitbewohnern Deutschlands gewidmet ist und eine Fülle neuen, bisher so gut wie unbekannten Stoffes birgt. Ins 19. Jahrhundert führt Adolf Rapp ebenfalls wie Haller, (Professor in Tübingen) mit seinem Kampf um die deutsche Demokratie (Päfel Berlin). Der Verfasser der Geschichte des deutschen Gedankens erzählt nach den Quellen, wie sich die Deutschen seit 1789 um Einführung der Demokratie bemühten, wobei, wie immer, die gedankliche Seite der Sache besser gelang, als ihre Einführung ins Leben, bei der man die klägliche Abhängigkeit vom Auslande nicht los wurde. Dem aufmerksamen Beobachter der Gegenwart leistet Egelhaaf's historisch-politische Jahresübersicht (fortgeführt von Hermann Haug) unentbehrliche Dienste (der letzte Band gilt 1922; Stuttgart Karl Krabbn). Bei Georg Both, Berlin, giebt Hans von Liebig, der unsern Lesern auch kein Unbekannter ist, eine Sammlung „Reichsverderber“ heraus. Ergreifend ist die dem Leben entnommene (auch von Grafen Luckner empfohlene) Geschichte von Schreiner. Das Vermächtnis, (Thienemann, Stuttgart). Sie behandelt die Kriegszeit, und dem Jahre 1914 ist auch entnommen die Erzählungsreihe „Wie wir uns zur Fahne durchschlugen“ bei J. F. Lehmann in München. Derlei Bücher sind mit dem Leben, das uns entgegenschlägt, ein wahrer Trost in der gesunkenen Gegenwart. Einen Begriff des deutschen Jammers verschafft uns die Sammlung von Adolf Viktor von Körber: Der Feind im Land; Spiegelbilder aus deutscher Not und Schmach (Deutscher Volksverlag, Dr. Ernst Böpple, München).

Aus der Welt des Geistes leuchtet uns entgegen die Gestalt Schillers: der schwäbische Schillerverein (Leitender: Otto Güntter) veröffentlichte bei Cotta in Stuttgart die prächtige Arbeit des Dekans Dörffuß, Schillers Religion, sowie Schillers Gedanken über Volk, Staat und Gesellschaft. Hebbels Beziehungen zum Judentum untersucht Adolf Bartels (Deutscher Volksverlag, München). Von einem Nervenarzte, Otto Hamann ist im Amalthaeaverlage in Wien eine Biologie Deutscher Dichter und Denker erschienen, welche nicht, wie es wohl bisher in jenen Kreisen geschah, menschlichen Schwächen nachspürt, sondern zwischen Natürlichem und Geistigem ein Verhältnis findet, das dem Geiste sein Herrscherrecht wahr. Der Verfasser giebt eine stattliche Reihe von kurzen Lebensgeschichten, die viele Einzelheiten bringen, die man sonst nicht findet, weil der Arzt die leidensfähige Natur, das Vererbte und derlei in Betracht zieht. Außerdem aber trifft Hamann für eine nichtmaterialistische Weltanschauung ein; seine Ueberlegungen gelten uns als erfreuendes Zeichen, wie die Naturwissenschaft das Geistige wieder achten lernt. Einen Dichter, den wir für bedeutend halten, erwähnt Hamann noch nicht: Heinrich Schöff, den feinsinnigen Lyriker, Erzähler, Gedankenpräger. Schon über die sechzig hinaus, hat er kürzlich (bei Salzer, Heilbronn) seine Erinnerungen niedergelegt in dem Büchlein: „Mein Weg“, das mit reizvollen, eigenartigen Zeichnungen aus Schöffs „Gehölz“ geschnitten ist. Dieser Rückblick auf ein reichbewegtes Leben, in Treue gegen das Ideal durchkämpft, hat etwas Reines und Großes, wie man es höchst selten antrifft. Vor allem hat Schöff sein eigenes Urteil, und ist keiner Modebewegung, wie der Spenglerschen, zur Beute geworden. Eine gegen Spengler gerichtete, mit Humor gewürzte Schrift findet der Leser unter dem Titel: „Reizliteratur“; Verfasser ist Arnim von Desele, Verleger Dr. Ernst Böpple in München. Die semitischen und andern Geheimnisse in der gepriesenen Scheinwissenschaft finden hier eine Beleuchtung unter Schillers Stichwort: Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit befaßt.

Dr. Karl Grunsky.

Bayreuth und Draußen.

Bayreuther Bühnenfestspiele.

Wenn auch, wie Alles in unseren Tagen, die tatsächliche Wiedereröffnung der Festspiele abhängt von den äußeren Weltverhältnissen, die Niemand vorausagen kann, so ist doch die nötigste Vorbereitung, die eigentliche Bayreuther Arbeit, schon in lebendigem Gange, indem andauernd Prüfungen und Übungen mit solchen Künstlern und Künstlerinnen in Bayreuth stattfinden, welche für die Rollen des „Ringes“, der „Meistersinger“ und des „Parsifal“ in Aussicht genommen oder bestimmt sind. So hört man doch wieder die wunderbaren Klänge aus einer Welt, die versunken war, und die nun auf den Ruf der sehnstigen Seele und durch die Kraft der tätigen Treue in die düstere Zeitlichkeit licht- und heilverheißend allmählich wieder emporsteigt.

Richard Wagner-Verband deutscher Frauen.

11. Hauptversammlung am 29. April 1923 in der Aula der Universität Heidelberg. Anwesend vom Hauptvorstand: Frau Margarethe Strauß, Ehrenvorsitzende, Frau Marianne Lange, 1. Vorsitzende, Frau Clara Wolff, stellv. Schriftführerin, Frau Elisabeth Grotzian, Beisitzende. Die Ortsgruppen waren vertreten: Braunschweig, Cassel, Darmstadt, Dresden, Hannover, Heidelberg, Joachimstal, Leipzig, Magdeburg, Minden, München. Frau v. Waldberg begrüßte im Namen der Ortsgruppe den Vorstand, die verehrte Ehrenpräsidentin und alle auswärtigen Mitglieder. Die Verbandsvorsitzende erwiderte in herzlicher Dankesrede. Nach der Verlesung des Jahresberichtes und des Kassenberichtes durch

die stellvertretende Schriftführerin ward der Schatzmeisterin, Fräulein Held in Bonn, die leider nicht an der Tagung teilnehmen konnte, dankbarst Entlastung erteilt. Es folgte ein eingehender und umfassender Vortrag: Bayreuth und die deutsche Festspielstiftung Bayreuth, von Frau Margarethe Strauß. Bei der Neuwahl des Hauptvorstandes war einstimmige Wiederwahl des Hauptvorstandes festzustellen. Die Hauptversammlung 1924 soll im Sommer zur Festspielzeit in Bayreuth stattfinden. Frau Gottrian-Baunschwieg gab noch Anregung, die Bayreuther Blätter zu regerer Berichterstattung für die Ortsgruppen zu benutzen. Der Abend brachte ein Konzert alter Meister auf alten Instrumenten im musikalisch-wissenschaftlichen Seminar des Herrn Professor Kroper. Unsere gütige Protektorin, die Frau Kronprinzessin Cecilie, hatte unserer Versammlung treulichst gedacht: „Der allgemeinen Mitgliederversammlung des Richard Wagner-Verbandes deutscher Frauen entbiete ich meine herzlichsten Grüße und besten Wünsche für ein gedeihliches Fortwirken, umso mehr wir in diesen schweren Zeiten Lichtblicke auf geistigem Gebiet benötigen.“

Aus den Vereinen.

Darmstadt. Der 334. V.-A. am 12. 5. brachte eine Zusammenstellung deutscher Lyrik in Liedern von Schubert, Wagner und Wolf, gesungen von Frau Johanna Hesse. — 335. V.-A. 26. 6. Klassischer Lieder- und Arienabend, von Frä. Fanny Eleve: Werke von Gluck, Stradella, Bellini (Norma: Casta Diva), Mozart, Beethoven (Klärchen).

Graz. Die Vereinsstätigkeit wird durch unsere jungen Kräfte wiederbelebt. Der Schwerpunkt soll in Vorlesungen liegen. Am 22. Mai las Herr Friedrich Hofmann Wagners „Rede im Vaterlandsverein“ und gab Erläuterungen dazu; Herr Alfred Schmidt spielte am Klavier die Jugendouvertüren zu den „Feen“ und dem „Liebesverbot“, Herr stud. phil. Mikol sang die „Erweckung der Erda“ (vom „Ewig-Jungen“), und den Wahnmonolog des Sachs (von den „jugendlichen Gemütern“), begleitet durch stud. ing. Hora.

Wien. Akademischer Wagner-Verein. Musikabend als Feier des Geburtstages des Meisters. Mitwirkende: Frau Rita Kurn, Opernsängerin, Frau Emilie Rutschka, Konzertfängerin, die Herren Konzertmeister Karl Balz, Prof. Friedrich Wührer und Konrad Wührer. Vortragsfolge: Richard Wagner: Ouvertüre zu „Das Liebesverbot“. Wesendonck-Lieder. Wagner-Wilhelmij, Albumblatt. — Peter Cornelius: Vorspiel zum II. Aufzug und Szene der Ximene aus „Der Eid. — Franz Liszt: Elegie F-moll, Künstlerfestzug.

Außerhalb der Vereine.

Chemnitz. Vor einem Kreise von Wagnerfreunden hielt im März d. J. Herr Friedrich Zimmermann einen Vortrag über den „Ring des Nibelungen“, wozu Frau Zimmermann durch Gesang, Herr B. M. Leschetizky am Klavier fördernd beitrug. Darnach folgte die Vorführung und Erläuterung der 24 Rheingold-Bilder von Franz Stassen. Das Ergebnis war M 15 000.—, welche den „Bayreuther Blättern“ zugewendet wurden.

Bayreuther Blätter.

Auch wir müssen uns der Zeitmacht der Schlüsselzahl beugen. So niedrig als möglich ist der Grundpreis eines Bogens der B. Bl. mit 25 $\mathfrak{z}$ angesetzt (also ein Stück zu 2 Bogen = 50 $\mathfrak{z}$), welche Zahl mit der jeweiligen Schlüsselzahl zu multiplizieren ist. Diese erfährt man in jeder Buchhandlung. Wenn trotz dieser Erhöhung unsere Leser uns treu bleiben, und wie bisher weitere Spenden eingehen, so können die B. Bl. zunächst durch das Jahr 1923 hindurch gebracht werden. Minderbemittelte, besonders altgetreue Bezieher, die eine Ermäßigung wünschen, sollen nach Möglichkeit berücksichtigt werden. S. v. W.

Abgeschlossen am 31. Juli 1923.

Im Verlage des Herausgebers.

Druck von der Buch- und Steindruckerei Lorenz Ellwanger vorm. Th. Burger, Bayreuth (Zuh.: Albert Ellwanger).

Weihnachtstück 1923.

Die Sinnesart, welche die Moral unter dem Begriff der Resignation in der Notwendigkeit und die Religion unter den Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathschluß lehrt, erfordert, wenn sie das Werk der freien Wahl sein soll, schon eine größere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menschen im handelnden Leben eigen zu sein pflegt.

Schiller.

Aus dreißig Jahren Briefwechsel

zwischen

Carl Friedrich Glasenapp und Hans von Wolzogen.

6.

(1884/1885.)

31.

Bayreuth, 10. Juli 1884.

— — — Wir werden nicht nach dem „Parsifal“ zu den sog. „Muster-
vorstellungen“ der Nibelungen in München (in der That sind es vielmehr
Muster nachstellungen gegen die Festspiele!), sondern gleich in's Gebirge
gehen. In der Vollkommenheit ihres schönen Scheins, wie in der physisch-
psychischen Wirkung der Erholung von den mit jedem Kunstgenuß ver-
bundenen Nervenregungen, vermag die Natur sogar noch über die Kunst
hinaus zu wirken — über die Kunst, wie sie sich unter den irdischen Ver-
hältnissen einem menschlichen Publikum darbietet. Hoffen wir, daß die
Darbietung auch in diesem Jahre eine würdige, und das Publikum ein zahl-
reiches sei! Für das nächste Jahr wird eine Pause erwünscht, um dann
1886 mit dem „Tristan“ eine neue Periode der Festspiele beginnen zu können.
Dies würde Erweiterung des Programms und — wichtiger noch — der
Mitwirkung bedeuten. Junge Kräfte könnten mit in's Werk treten,
und die „Schule“ wäre im großen Sinn eröffnet. — Aus Beobachtungen ver-
schiedener Zeugen von 82 und 83 ist ein Regiebuch zusammengestellt worden,
das — wenn es veröffentlicht werden könnte — manchen aufklärenden Ein-
blick in das Wesen des Bayreuther Stiles gewähren würde. Demgegenüber
steht nun freilich „Pasticcio“ ¹⁾ etwas kurios in den Kinderschuhen. Aber
gerade darin liegt sein charakteristischer Wert. Ich denke, die Einführung,
oder das Nachwort, wäre recht kurz zu halten: nur eine Hinleitung auf die
beiden Gegenstücke, dieser „Gesangskatechismus“ vom Anfange des Wagner-

¹⁾ Aufsaß von R. Wagner aus 1834, B. Bl. 1884 XII.

schen Künstlerlebens und den anderen (Rückblick auf die Festspiele 82) von seinem Ende. Merkwürdig verwandter Grundgedanke dort schon sich äußernd als Verwerfung des Bestehenden und Streben nach Leben; dabei aber noch fast völlige Unsicherheit über die Gestaltung des Lebens der neuen Kunst, weil der Meister sich noch nicht selbst gefunden hatte. Er wartet auf Einen, der kommen soll, ohne zu wissen, daß er es ist; er prophezeit eine Musik, die nicht deutsch sein soll, und weiß noch nicht, daß seine deutsche Musik die Grundempfindung dieses Ausspruches, das Verlangen nach dem Übernationalen, Reinmenschlichen, gerade zu erfüllen berufen ist. Ich habe dies selbst schon zu wortreich ausgedrückt; Sie werden es noch besser zu konzentrieren wissen. — Zu allen weiteren schönen Themen wünsche ich Ihnen Lust und Ruhe! — —

W.

32.

Riga, 4. Januar 1885.

. Auf den Kalender-Dialog²⁾ freue ich mich außerordentlich, ich halte es für sehr geeignet, daß wir nicht ausschließlich an der Form der Abhandlung festhalten, sondern für die beiden Dinge, die das Thema unserer Blätter bilden — das Eine, das wir sagen wollen, weil es unsere Sache ist, und das andere, das wir sagen müssen, weil wir zur „Zeit“ reden sollen und diese uns jetzt wohl freundlicher als je entgegenkommt und deshalb auch wohl ein Entgegenkommen erwarten kann — jede irgend verwendbare Form, z. B. auch epische und dialogische Form wohl anwenden dürfen und sollen. Nun scheint mir allerdings die erstere nur für das Größte und Höchste verwendbar, und somit nur in seltensten Fällen, wenn Einer unter uns — Sie oder Stein — es vermöchte, und bloß für Das was wir wollen geeignet; für das aber was wir sagen müssen und, im Sinne der Liebe, ebenfalls wollen, hat sich mir schon seit Jahren im Stillen die Form des Dialogs als so sehr geeignet empfohlen, daß Ihre Nachricht so recht meinen Wünschen entgegenkommt. Denn die Dialoge Stein's sind ja von der ersteren Art, und somit nicht von der, die mir manchmal so lebhaft vorschwebte, daß ich schon selbst Einzelnes in diesem Sinne aufzuzeichnen versuchte. Aber ich habe dazu zu wenig Fiktionskraft und Leichtigkeit des Ausdruckes und so unterblieb es. Mich hatten die Hutten'schen Dialoge in der Strauß'schen Übersetzung damals dazu angeregt; wenn Sie diese einmal wieder aufschlagen, geht es Ihnen vielleicht auch so. — — Von aller Einmischung in Riga'sche Vereinsverhältnisse, die mich auch gelegentlich einen Abend, und wenn ich dazu sprechen soll, noch einige Stunden, d. h. wieder einen Abend, Vorbereitung kosten, wünschte ich gern loszukommen; es ist nur die Lebens-

²⁾ „Ich und Einer, ein Selbstgespräch“ über den neuen „Bayreuther Taschenkalender“, B. Bl. 1885 I.

würdigkeit unserer Freunde, die mich dabei immer für unentbehrlich erklärt, so sehr ich mich — Gott sei Dank! — allerdings entbehrlich dabei fühle. Ich fühlte mich früher oft schmerzlich zerrissen, wenn ich hier in allerlei Veranstaltung von musikalischen oder Vortragsabenden gezogen wurde, ja selbst der Urheber davon sein mußte, an denen ich dann nachher am liebsten gar nicht teilgenommen hätte; etwas anderes wäre es gewesen, hätte ich dabei nur ab und zu ein gutes Wort nach meiner Art und meiner Fähigkeit sprechen sollen. Dieser glückliche Zustand ist nun jetzt eingetreten, mein werter Freund Westermann, wohl bewußt, wieviel er mit diesen Bemühungen praktisch und selbst im vorbereitenden Sinne ideell unserer Sache nützt, betreibt jetzt alle diese nötigen Dinge mit einem leidenschaftlichen Eifer, der sich allein aus seiner Fähigkeit, an den Ergebnissen selbst ein Gefallen zu finden, uns erklärt. Alles was hiesige Vereinsangelegenheiten betrifft, geht somit jetzt einen regeren Gang als jemals, und ich kann wohl sagen, daß Alles, was davon bis in unser Haus dringt, gut und erfreulich ist. Bis einst das „Volk“ begreifen wird, was wir mit der Nachfolge unseres Meisters im Sinne haben, ja was Er selbst gewollt, wird sich noch tausendemale besonders an entlegenen Orten wiederholen, daß eine tätige Person vorübergehend etwas erweckt, was wie Verständnis oder Ahnung aussieht und wenn es dies wäre, auch Stich halten müßte, daß aber dann ihre Autorität nicht mehr wirksam genug ist, — was die meinige hier betrifft, so kam es mir fast vor, daß sie im Begriffe stand, wenigstens nach außen hin, für das Allgemeine, sich zu verbrauchen und verzehren, — das war nun aber dieselbe Zeit, in der wir das große Glück erlebten, durch die Wirkungen Seiner Kunst veranlaßt, engere, persönlich uns sich anschließende Freunde desto entschiedener zu gewinnen, von denen Einer den Andern heranzog, der letzte in dieser Kette der rührigste und einflußreichste, oben genannte Freund. Nun ist alles wieder anders, und die Tendenz des allgemeinen Vereins wird hier lebhaft erfaßt, und wir haben Freude daran, weniger auf direktem Wege, als durch diese Freude zu wirken. Immer hatte ich mir diesen Zustand erwünscht; ohne solche Abstufungen — wie Sie es ja ähnlich von sich aus zu den Münchner Freunden erleben — müssen wir entweder unser Bestes verleugnen oder unwirksam sein. Gar Manches trifft uns nun auf diesem und ähnlichem Wege endlich ein, was wir immer erwünscht, ersehnt, erhofft und was eben der Zeit bedurfte; von früheren Freunden hatte ich mich schroff und rücksichtslos losgesagt, da sie keinen Antrieb zeigten, uns zu verstehen; auch von dieser Seite her erleben wir es nun schon seit länger, daß diese unsere Haltung die rechte war und daß sie, sich jetzt wieder zu uns findend, eine ganz andere Haltung und weit mehr Verständnis und guten Willen zeigen, als auf jede andere Art zu erreichen gewesen wäre. Das kann doch Alles Befriedigung verschaffen, und so erzähle ich es Ihnen, lieber Freund, in allgemeinsten Fassung. Gar mancherlei angenehmere neue Begegnungen

sind uns auf diese Weise auch zu teil geworden, und ich sehe nun die Art des Wirkens vor mir, die mir immer als die einzig angemessene erschienen ist. Daß wir so auch im Sinne des Allgemeinen Vereins werden wirken können, ist ohne Zweifel. Die Zeit, da unser jetziger Verein hundert und mehr Mitglieder zählen wird, hätte ich eigentlich bei unserem gegenwärtigen Zusammentreten weit eher erwartet. Vielleicht bleibt sie noch recht lange aus, sicher aber und jedenfalls gut ist es, daß unsere Vereinsglieder sämtlich (für das nächste Jahr 50 an der Zahl) Abonnenten, wenn auch nicht sämtlich Leser der Blätter sind, — aber wirkliche Leser gibt es auch, vor allem Ihrer schönen „Idealisierung des Theaters“ und der Beiträge Stein's, die zum Teil einen tiefen Eindruck gemacht haben, und daß die Zahl der Lesenden sich mehrt, wird gewiß dadurch erreicht, daß ihnen in einem Teil der Arbeiten entgegengekommen, in einem anderen aber desto strenger die größten Ansprüche gestellt werden. Und hierbei habe ich Gelegenheit auch auf den prachtvollen „Kalender“ zu kommen, das ist ein schönes Werk des Allgemeinen Vereins, eines der förderlichsten Ergebnisse seiner Tätigkeit, und Sie und Graf Sporck dürfen darauf stolz sein. Wir haben ihn in Bausch und Bogen in 50 Exemplaren bestellt und am letzten Vereinsabend gratis verteilt, ich erhoffe sehr viel davon auch für manche unserer Freunde, die eigentlich schon über die Abc-Fibel hinaus sein sollten, besonders aber für diejenigen, denen ein solcher „Kleiner Katechismus“ dringend not tut. Dies ist nun die Situation, mit der wir hier in das neue Jahr treten.

Gl.

33.

Bayreuth, 14. Juli 1885.

— — — Sie nennen mir wiederholt einige Bücher, die Sie gern einmal besprechen wollen (Phaedra³ und Tolstoi); ich bin damit sehr einverstanden: man tut gut, mitunter etwas weit in die Litteratur hineinzugreifen und hervorzuziehen, was Niemand bei uns sucht. Sie werden immer die rechte Stelle zu packen wissen, wo etwas für uns zu holen ist. Solcher uns eigentümlichen Besprechungen kann der nächste Jahrgang eine ganze Reihe wohl gebrauchen. Auch der „Bethlehemitische Kindermord“⁴⁾ würde sich am Ende dort einschalten lassen. Ihre Bemerkung über die „Umwelt der Tiere“ bringt mich noch darauf, ob es nicht recht gut wäre, auch einmal ernstlich die Aufgabe solcher „humanitärer“ Blätter zu behandeln, deren immer mehr entstehen, und alle mehr oder weniger von trostloser Nüchternheit sind oder oberflächlicher Sentimentalität. Die vegetarischen Journale, wo die jungen Leute mit dem Holzapfel in der Eiben und dem Schrofobrot in der

³⁾ Roman von Malwida von Meysenbug.

⁴⁾ Lustspiel von L. Geyer, R. W.'s Stiefvater. Die Besprechungen kamen leider nicht zur Ausführung.

Andern das Paradies erstürmen wollen, sind besonders abschreckende Beispiele, wie unsere Zeit das Reinnenschliche und das Ewignatürliche versteht. Das schöne Thema vom Geiste der deutschen Sprache verlieren Sie nur nicht aus dem Auge."

W.

34.

Affern, 11. August 1885.

. . . . Das habe ich nicht geahnt, beim Beginn Ihrer Arbeit über die Idealisierung des Theaters, daß etwas so Mächtiges daraus werden sollte, wie es sich mir nun von Stück zu Stück fortschreitend zeigt. Mit diesem Ihrem schönen Werke ist wahrlich etwas geschehen, ein Schritt der Erkenntnis für viele aufmerksame Leser; möge Ihnen auch noch so wenig Echo davon zurückschallen, so ist es gewiß, daß Sie indirekt die Wirkung davon erkennen müssen, die darin enthaltenen und abgeklärten Gedanken müssen notwendig fruchten und können nicht ohne wirkenden Einfluß bleiben. Welche Fülle des Stoffes ist darin zum ersten Male gesichtet und dargelegt! — Nun aber lassen Sie es sich nicht wundern, daß ich auch auf Ihren lieben, letzten Brief nicht ausführlicher mich vernehmen lasse! Vor allem nehme Sie es nicht Wunder, daß ich auf den Vorschlag über den Geist der deutschen Sprache zu schreiben, unter den heilig verehrtesten Auspizien mir schon das erste Mal erwähnt, noch mit keinem Worte erwidert habe. Ja, ich glaube, hier ist eine Aufgabe für mich, und ganz strebe ich ihr entgegen, wie sie sich etwa für den Zweck der Blätter gliedern und beherrschen ließe. Doch aber noch zu umfassend und ausgebreitet zeigt sie sich meinem Blicke. Ich will zusehen, wie ich sie in zwei kleinere Abhandlungen dränge, die das Maß nicht überschreiten. Aber wann wird das geschehen? Für das nächste Wintersemester drängen sich mir 6 verschiedene, kleinere und größere Stoffe auf, im Hintergrunde auch selbst die „Volksanschauung“, wollte ich sie Ihnen heute aufzählen, so würde ich recht töricht sein: einmal habe ich Ihnen schon so hergezählt, was mir eben nahe lag, was ist bis jetzt daraus geworden? Dagegen glaube ich, daß, wenn es ausgeführt werden sollte (es sind keineswegs bloß Arbeiten für die Blätter), Sie mir doch zugestehen würden, daß ich damit etwas von dem mir Vertrauten, weil eben mir Möglichen, abgeleistet hätte. So lasse ich das Wann mich nicht beschweren, sondern arbeite mich zuerst mit meiner gegenwärtigen unliebsamen Beschäftigung ins Freie, um dann weiter zu sehen. Das Allererste, wann ich frei bin, wird aber Tolstoi sein, wo ich fast nur zu referieren haben werde. — Wäre nicht am Ende gar der Graf Tolstoi zur Mitarbeit an den Blättern aufzufordern? Wiewohl er die Musik nebst allen anderen Luxuskünsten verschwört, aber in seinem Sinne tun wir dies ebenfalls, und in unserem Sinne kennt Er leider die Musik nicht. Nur müßte er dazu zu uns kommen. Kennen Sie sein Buch:

Worin besteht mein Glaube? (Leipzig, Duncker und Humblot 1885)? Wenn nicht, so lesen Sie es und prüfen Sie es doch daraufhin; denn ich halte diesen großen Mann für unseren Bundesgenossen im Regenerationswerke und im Glauben daran. — — —

Gl.

Über die Bedeutung Richard Wagners als Ethiker für die Not der Gegenwart.

Von Gustav Wehrh.

III.

Die Lehre der Regeneration.

Die Regenerationslehre ist im Rahmen unserer Ausführungen besonders bemerkenswert, weil mit ihr Wagner nicht nur mehr, wie bisher gezeigt, mit dem „Glauben an die Liebe“ sondern nunmehr auch mit dem Glauben an ein Aufwärts der Menschheit in engste Verührung tritt. Die Regenerationslehre, die hier zuvor schon einmal in dem zitierten „Da der Mensch aus dem Wolfe den Hund sich gewann, warum sollte nicht aus dem Menschen selbst das rechte Wesen erst noch hervorgehen können?“ leise vorklang, gipfelt in den programmatischen Schlußworten von „Religion und Kunst“:

„Wir erkennen den Grund des Verfalles der historischen Menschheit, sowie die Notwendigkeit einer Regeneration derselben, wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne.“

Wagner spricht in dieser Lehre vom Verfall, der Entartung, der Degeneration und dann der Regeneration, der Wieder-Aufartung des Menschen. Von der Verneinung der jetzigen Gestaltung, des Verfalls, schreitet er fort zur Bejahung einer besseren Zukunft: Die Erkenntnis der Gründe des Verfalles leitet selbst zur Einsicht in die Möglichkeit dieser Wieder-Aufartung.

Grundvoraussetzung zum ganzen Regenerationsgedanken Wagners ist einmal allgemein, tief im Naturell des Tat-Idealisten begründet liegend, ein unerschütterlicher Glaube an die Zukunft des Menschengeschlechts bezw. daran, daß, wie zuvor schon betont, „die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt die Krone aller Erkenntnis“ sei, sodann im Besonderen die gleichgeartete Überzeugung, daß die „wahre menschliche Natur“ im tiefsten Grunde, im ursprünglichen Kern gut sei, hiervon dann aber eben im Laufe der Geschichte eine Abirrung eingetreten wäre.

Zur allgemeinen Charakteristik der Degeneration finden sich bei Wagner so äußerst scharfe Äußerungen wie etwa, unsere Zivilisation sei „herzlos und schlecht“, „nur auf korrekte Geltendmachung des berechnendsten Egoismus zielend“, „tief unsittlich“, „eine Welt des durch Lug, Trug und Heuchelei organisierten und legalisierten Mordes und Raubes“, sie „verwandle die Menschheit in Untiere“, der Unterschied zwischen völliger Barbarei und unseren heutigen Zuständen sei nur unwesentlich, bestünde nur darin, daß „aus dem reißenden Raubtier“ ein „rechnendes Raubtier“ geworden sei. „Unser Gott ist das Geld, unsere Religion der Gelderwerb“ usw. usw.

In der Begründung sowohl der Degeneration und ihrer Entstehung wie der Regenerationsmöglichkeit schreibt Wagner im Allgemeinen, Hand in Hand mit der eigenen inneren Entwicklung, dem immer reifer und damit immer verinnerlichter Werden, von Äußerlichem zu Innerlichem fort. Um 1848/49 erscheint ihm das Geld, das zum Gott wird und den Gelderwerb zur Religion machte, als Urgrund des Übels und er fordert „Abschaffung des bleichen Metalls“. Auch gegen das Eigentum finden sich (übrigens noch in letzten, reifsten Lebensjahren!) stark ablehnende Äußerungen bei ihm. Das Heil dünkt ihm in dieser Zeit vorwiegend in schleunigster gänzlicher Umgestaltung der äußeren Verhältnisse und Einrichtungen zu liegen: er bejaht die Revolution aus ganzem Herzen. Im Zusammenhang hiermit findet sich noch in der spätesten, reifsten Periode der inneren Entwicklung Wagners eine aus einfachsten Gründen der Menschlichkeit der Entstehung und den Forderungen der Arbeiterbewegung, des Sozialismus, seiner ursprünglichen Idee nach, durchaus nicht verständnislos und unbedingt ablehnend gegenüberstehende Haltung Wagners.

Später verlegt er den Kern des Problems von außen nach innen und die soziale, politische Frage wird ihm zur sittlichen: Er schürft tiefer und hält sich nicht mehr an das unschuldige Symbol des Austausches, Geld und Gold, allein, sondern mehr an den Fluch der Liebelosigkeit, der sich daran geheftet hat, wie er das mit künstlerischer Intuition schon zuvor im „Ring“ gestaltet hatte. Die Entartung aber des inneren Wesens des Menschen scheint ihm in besonderem Maße auf eine Entartung der äußeren irdischen Hülle des inneren Menschen zurückzuführen sein, ein Motiv, das in seiner engen Verknüpfung mit Seelischem sozusagen zwischen den äußerlichen und den innerlichen Begründungen Wagners steht: Er geht von einer Verderbnis des Blutes aus, einmal durch Rassenmischung, dann durch Alkoholmißbrauch und endlich und namentlich durch eine falsche Ernährungsweise, nämlich Fleischkost, die zu der ursprünglichen, dem Menschen gemäßen Pflanzennahrung in allzu schroffem Gegensatz steht. Reinerhaltung der Rasse, Bekämpfung des Alkoholismus und Rückkehr zur natürlichen Ernährung stehen dem zur Förderung der Regeneration, der Wieder-Aufartung, gegenüber.

Es ist wichtig, zu bedenken, daß Wagner bei alledem keineswegs von irgendwelchen bloßen Nützlichkeitsbegründungen, in denen unsere Zeit ja so groß ist, geleitet wurde, sondern stets einzig und allein von sittlichen Gesichtspunkten. Das tritt namentlich bei der Begründung der Forderung des Vegetarismus hervor, die sich als eine dreifache erweist: Zunächst weil Körper und Seele durch die Unnatur und Grausamkeit der Fleischnahrung entartet seien; sodann aus Mitleid mit den Tieren, in Gründen des Gemüts liegender Verabscheuung des Tiermords; endlich, aber nicht am wenigsten, aus religiösen und ethischen Gründen, dem Sich-einsfühlen mit allem Lebenden, dem durch indische Urweisheit vermittelten Bewußtsein der Allverbundenheit alles Seienden heraus, im Sinne des „tat twam asi“: „Wenn der Brahmane uns die mannigfaltigsten Erscheinungen der lebenden Welt mit dem Bedeuten „Das bist Du!“ vorführte, so war uns hiermit das Bewußtsein davon erweckt, daß wir durch die Aufopferung eines unserer Nebengesöpfe uns selbst zerfleischen und verschlingen.“

Von diesen verschiedenen Begründungen des Vegetarismus war für Wagner — das bedarf nun wohl keiner näheren Erläuterung mehr — die erste, zunächst auf Gesundheits- und Nützlichkeitsbegründungen beruhende die unwesentlichste, die beiden weiteren aber, die religiös-ethische und die Gemütsbewegung, unbestritten die schwerstwiegenden.¹⁾ Die Größe des krassen Gegensatzes dieser in kosmischer Liebe des All umfangenden, verklärten Weltanschauung zur Gegenwart, deren Kennzeichen mit einem Worte — *seelische Brutalität* ist, ward schon bei Betrachtung des „Parsifal“ hervorgehoben.

Nur eine logische Folge der vegetarischen Idee Wagners, namentlich in ihrer ethisch-religiösen, ihrer Liebes-Begründung, ist seine leidenschaftliche Bekämpfung der Vivisektion, der wissenschaftlichen Tierfolter, einer der gellendsten Triumphe des kalten, herzlosen Intellekts über jegliches menschliche Fühlen. Wagners Schrift klingt aus mit der Bezeichnung: die Menschenwürde beginne „erst auf dem Punkte, wo der Mensch vom Tiere sich durch Mitleid auch mit dem Tiere zu unterscheiden vermag“. — Ebenso konsequent führt die Verabscheuung gleichermaßen und aus gleichen Gründen des Tiermords wie des Menschenmords zu solchen Fragen: wie es möglich sei, „kirchliche Ansprüche an die „zivilisierte“ Welt zu erheben, deren Völker, wie zur gegenseitigen Ausrottung bis an die Zähne bewaffnet, ihren Friedenswohlstand vergeuden“. — „Offenbar ist es nicht Jesus Christus, der Erlöser, den unsere Herren Feldprediger vor dem Beginne der Schlacht den um sie versammelten Bataillonen zum Vorbild empfehlen“ usw. Wie auf den unseligen Gewaltgeist unserer Tage abgezielt muten die Sentenzen an: „Wehe

¹⁾ Vgl. oben unsere Bemerkung über die Charsfreitagsszene und die Worte Wagners über die Fischeausstellung.

dem Toren, wehe dem Lieblosen, der, was sich freiwillig nicht ihm ergibt, mit Gewalt erzwingen will".

Ebenso wenig aber wie Wagner in mehr oder minder äußerlich gefaßten Reformideen stecken zu bleiben vermochte, ebenso wenig konnte es natürlich einem Manne von dieser weltumspannenden Genialität möglich sein, diese oder jene einzelne Reform für allein selig machend zu halten, von dieser oder jener einzelnen Reform allein alles Heil zu erwarten. „Ich kenne keine „getrennten Gebiete“, konnte es mit den treffenden Worten Christian Morgensterns auch von Wagner heißen: Ein Genie schaut zu tief, um für Einzelheiten halten zu können, was wohl den Sinnen des Alltagsmenschen oder der Theorie des Intellektuellen als solche erscheinen und in dieser Vereinzelung wichtig dünken mag, aber nicht in der Praxis, nicht in der Wahrheit des kosmischen Haushalts wirklich vereinzelt steht und aus dem organischen Zusammenhang, der allseitigen Verknüpftheit im „Webermeisterstück“ des Alls, beliebig herauszulösen ist. Und so sind denn auch alle genannten Reformideen Wagners immer nur vorzustellen als organisch eingegliedert in das harmonische Ganze seiner umfassenden erhabenen Weltanschauung, nie aber beliebig herausgenommenen aus ihr und in „egoistischer Vereinzelung“ existierend, in welcher freilich sie dann wohl bisweilen grillenhaft oder dergleichen erscheinen mögen — so erwachsen sie einzig aus dem nährenden Wurzelgrund der künstlerischen, philosophischen, ethischen und religiösen, kurz der rein innerlich gerichteten Bestandteile der Regenerationsidee. Ohne diese allerwichtigsten Voraussetzungen nützen alle Änderungen der äußeren Verhältnisse und Einrichtungen nichts. Erst die innere Wiedergeburt ermöglicht überhaupt eine Regeneration.

Die Möglichkeit aber dieser inneren Wiedergeburt begründet Wagner auch philosophisch auf eine Weise, die so originell ist, daß sie ihm das Recht gibt, selbst zu behaupten, er habe die Gedanken Schopenhauers „weitergedacht“. Schopenhauer hatte Wagner erkennen lassen, daß das innerste Wesen des Menschen, sein Lebenswille, sein Lebenstrieb, es selbst ist, der die Schlechtigkeit der Welt, der herrschenden Zustände, verursacht hat, weil der Lebenswille durch und durch egoistisch, nur auf sich und seine Existenz bedacht ist. Egoismus aber ist ja, wie auch hier zuvor gezeigt, der Grund alles Leidens überhaupt. Doch Schopenhauers absoluter Pessimismus kam darauf hinaus, Heil ruhe einzig in gänzlicher Verneinung, gänzlicher Abtötung dieses schlechten Willens zum Leben, d. h. buchstäblich genommen, in freiwilliger Aufgabe der irdischen Existenz überhaupt, da hier auf Erden infolge solches Wesens des Willens doch nichts zu verbessern sei. Wagner behauptet nun, gerade eben aus diesen Beweisführungen Schopenhauers für die Verwerflichkeit der Welt erst die Erkenntnis gewonnen zu haben, daß und wie doch eine Möglichkeit der Erlösung für diese Welt bestünde. Denn er folgert kühn, daß, da solche völlige Verneinung des Lebenswillens

sich immer als höchste Energie des Willens darstelle, damit der dazu Fähige, wenn er den Verfall und die Aufgabe der Regeneration klar erkenne, auch alles in der Hand halte, was zu ihrer Durchführung not tue: Erkenntnis, die ihm zeige, was zu tun sei, und höchste Energie des Willens, die ihn befähige, das Erkannte auch in die Tat umzusetzen.

Hauptfaktoren aber für die innere Wiedergeburt sind Kunst, Sittlichkeit und Religion, die für Wagner untrennbar mit einander verbunden sind. Zumal Kunst und Religion verschmelzen ihm zu einer einzigen unlöslichen Einheit. Das Verhältnis zwischen Religion und Kunst ist ihm ein beiderseitig bedingendes und bedingtes: Wahre Kunst kann nicht ohne Religion entstehen, wahre Religion sich nicht ohne wahre Kunst offenbaren. Insofern bilden im tiefsten Grunde beide einen einzigen Organismus, insofern erfand er wahre Kunst als „mit wahrer Religion vollkommen eins“: „Das Kunstwerk ist die lebendig dargestellte Religion“. Die Kunst soll sich aus der geringfügigen Bedeutung einer harmlosen Unterhaltung und Zerstreuung zu „einem weihervoll reinigenden religiösen Akte empor-schwingen“. Dargestellt ist für Wagner ohne die Mithilfe der Kunst in edelstem Sinne eine Regeneration ebenso wenig denkbar wie ohne Mithilfe von Religion und Ethik: „Aller echte Antrieb und alle vollständig ermöglichende Kraft zur Ausführung der großen Regeneration kann nur aus dem tiefen Boden einer wahrhaften Religion erwachsen“. Was könnte uns der eiserne Wille allein auch nützen, ja, wie könnte er überhaupt auf den Plan treten, — wenn nicht die Liebe, die weltumspannende, weltüberwindende Liebe, als letzte Triebkraft dahinter stünde?

Daß aber Wagners Hoffnung auf einen besseren Zustand der Zukunft keineswegs etwa in einer gefühlseligen, unklaren und lebensunfähigen Schwärmerei bestand, ein Einwand, den man bekanntlich immer wieder dem „Glauben an die Liebe“ von Seiten der „Praktiker“ entgegenhält —, daß Wagner sich vielmehr bei alledem doch keinerlei Täuschungen über den wahren Charakter des letzten Endes doch immer leidvollen und nie gänzlich von allen Rätseln, Widersprüchen und aller bitteren Tragik freizumachenden Lebens, keinerlei Täuschungen über die Unmöglichkeit eines buchstäblich bis ins Kleinste verwirklichten „ewigen Friedens“ in Menschen- und Naturleben hingab, daß er keineswegs etwa so übernaiv war, zu glauben, man könne dem Leid und der Tragik des Daseins einfach entfliehen, das Leid ganz aus der Welt schaffen, — das zeigt z. B. eine Äußerung wie diese: „Möge der aus einer Regeneration des menschlichen Geschlechts hervorgehende Zustand durch die Kraft eines beruhigten Gewissens sich noch so friedsam gestalten, stets und immer wird uns in der umgebenden Natur, in der Gewalttätigkeit der Urelemente, in den unabänderlichen unter und neben uns sich geltend machenden niederen Willensmanifestationen in Meer und Wüste, ja in dem Insekten, dem Wurme, den wir unachtsam zertreten, die

ungeheure Tragik dieses Weltendaseins zur Empfindung kommen, und täglich werden wir den Blick auf den Erlöser am Kreuze als letzte erhabene Zuflucht zu wenden haben", mit anderen Worten: uns immer bewußt bleiben müssen, daß, ungeachtet aller Regeneration, aller Wieder-Aufartung der Menschheit im Diesseits, doch freiwillig zu leiden, in Erkenntnis des Notwendigen und Unabänderlichen in freiwilligem Opfer die Tragik des Lebens auf sich zu nehmen, stets das letzte höchste Heil des Menschen bedeuten wird.

Aus den Briefen Wagners endlich ist im Vorhergehenden in und über dem Text schon manche gelegentliche Probe für Liebe und Liebesgeist gegeben. Noch zwei weitere solcher wundervollen „Sentenzen“ mögen hier folgen:

„Wie geht doch über die Verschiedenheit des Charakters, der Fähigkeiten, Lebensordnungen und Ansichten das eine sichere Gefühl der Liebe, die all unser Staat und Gesellschaft so gründlich auszurollen sich Mühe geben.“

Und: „Um zu sehen, was das andere Individuum sieht, müssen wir es mit seinen Augen sehen, und dies gelingt nur der Liebe.“

Die Haustiere, Hunde und Papageien, spielen eine große Rolle in den Briefwechseln Wagners, der sich als traute Altersbeschäftigung erhofft haben soll eine „Geschichte meiner Hunde“ als Ergänzung der eigenen Biographie zu schreiben, wozu es leider nicht gekommen ist. So zeigt sich auch hier immer wieder der bedeutsame Zug des tiefen, gütigen Mitleidens mit den armen, gequälten, hingemordeten Mitgeschöpfen des Menschen. „Mitleid mit Tieren hängt mit der Güte des Charakters so genau zusammen, daß man zuversichtlich behaupten darf, wer gegen Tiere grausam ist, könne kein guter Mensch sein.“ (Schopenhauer.) — Hier in den Briefen finden sich auch weitere wertvolle Beiträge zu dem schon angeschlagenen Thema, daß Liebe mit Härte und Strenge, recht verstanden, sehr wohl vereinbar ist, in so manchen Äußerungen des Meisters an, die aus den lebenslänglichen, schroffen Gegensätzen des hochherzigen Idealisten und ganzen Menschen zu der Erbärmlichkeit und Kleinlichkeit seiner Zeitgenossen sich ergaben, Gegensätze zum Philistertum, das Wagner „die herzloseste und feigste Geburt unserer Zivilisation“ nennt. So heißt es etwa: „Ich will verflucht sein, wenn je ein Feind mich klagen hörte: ihm gegenüber müssen wir frech und hart wie Stein sein“. Und: „Füge dich nie den Forderungen der Erbärmlichkeit, sondern widerseze dich ihnen mit allem Stolz, dessen du in der Liebe zum Edlen fähig bist. Empöre dich, wo du kannst, gib nie einen Zoll von deiner Überzeugung nach, und wo du nicht siegen kannst, da lache und sei heiter.“ Und: „Lieber untergehen, selbst genußlos sein, als meinem Bekenntnisse entsagen.“ Und: „Nichts läßt mich kälter als die Klage des Philisters um sein gestörtes Behagen; hier wäre jedes

Mitleid Mitschuld" usw. Ein reines Bild der Menschlichkeit Wagners leuchtet aus diesen Brieffsammlungen, so namentlich aus den „Familienbriefen“, aus dem bekannten Mathilde Wesendonk-Band, ganz besonders aber auch aus den leider weit weniger bekannten beiden Bänden der Briefe an Minna Wagner, die Genossin seiner ersten Ehe, die bei allem guten Willen durch innere Verständnislosigkeit und seelisches Nichtmitkönnen ihm, wie auch sich selbst, das ohnehin schon unsagbar leidvolle Leben noch wesentlich mehr verbitterte. Da ist es nun ergreifend, namentlich aber ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis des Menschen Wagner und in dieser Beziehung höchst charakteristisch, in den späteren Jahren mit zunehmendem Verfall der Ehe die seltene, geradezu vorbildliche und ihresgleichen suchende Ausdauer zu sehen, mit der Wagner die Quälereien durch Minna mit ihren „fixen Ideen“, wie man wohl sagen kann, über sich ergehen läßt, die rührende Geduld und Freundlichkeit, mit der er ihr immer wieder gleich einem kranken Kinde, das nicht zurechnungsfähig und daher entschuldbar ist, begütigend und beschwichtigend zuredet. Diese Briefe sollten viel mehr gelesen werden, mindestens ebensoviel wie z. B. die Briefwechsel Wagners mit Liszt und Frau Wesendonk. Denn gerade diese Briefe an Minna lassen tiefe, vielsagende Blicke in das große, unaussprechlich gütige Herz des Menschen Wagner tun.

Dies führt schon hinüber zum Leben Wagners und den mit diesem gegebenen Verkörperungen, Äußerungen von Liebe und Liebesgeist, bezw. noch tiefer dringend — denn es ist nicht beabsichtigt, hier im Wiedergeben von wenn auch noch so gut gemeinten Anekdoten zu versanden! —, zu dem hinter all diesem stehenden Urgrund: dem Charakter dieses Menschen. Denn: eine solche Kunst, ein solches Schrifttum, ein solches Wirken, eine solche Güte des Herzens, eine Regenerationslehre mit solchen ethischen Forderungen, wie all das hier berührt ward — das alles, in einem und dem selben einzigen Menschen zusammentreffend, sind doch wahrlich nicht nur bloße Zufälligkeiten, bloß „Einzelseiten“, sind doch vielmehr höchst bezeichnende, ja man könnte sagen „verräterische“ Symptome eines dahinterstehenden gemeinsamen eigentlichen Wurzelbodens, eines Primären, aus dem all dies Andere erst als etwas Sekundäres hervorstößt, sind die Kennzeichen des Charakters des Menschen Wagner!

Der Mensch Wagner: eine Natur, durchglüht von einem für alles Hohe, Wahre und Edle begeisterten, alles Niedere, Unehle und Mittelmäßig-Gewöhnliche verabscheuenden, daher in ständigem Konflikt mit dem Alltag befindlichen Idealismus. Eine Natur, die zwar — ein ethisch nicht ohne weiteres positiver Faktor! — von einem ungeheuer zähen Lebenswillen getrieben wird, die zwar weltumspannend ist und so — wie anders könnte sie sonst auch „weltumspannend“ heißen! — mit allem Besten auch alle Widersprüche, alles Rätselvolle, alles Dämonische der menschlichen Natur in sich

birgt, — spielte sich doch der Tannhäuserzwiespalt auch im eigenen Innern des Meisters ab, der selbst von seinem Dämon als einer „gräulich mächtigen Bestie“ reden konnte. Eine Natur, die aber aus den Tiefen ihres Wesensgrundes heraus als reinstes Glück empfindet, Liebe und Mitleid zu spenden, Liebe und Mitleid zu empfangen. Eine Natur, die selbst von sich sagen konnte: „Das Mitleiden erkenne ich als den stärksten Zug meines moralischen Wesens“ und von der es heißen durfte: „Dieser Mann wird nie ganz glücklich sein, denn immer wird er Leidende entdecken, an deren Schmerzen er durch Mitleid theilnimmt.“ Ein Licht- und Liebesgenius, eine wahre Höhenluft-Natur!

Sein Biograph Finck schreibt einmal: „Das Siegfried-Idyll ist nicht nur eine Komposition von hinreißender musikalischer Schönheit, es atmet einen Geist der Läuterung, der Zartheit und Empfindsamkeit, der allein genügen sollte, um alle Schmähungen, die je über Wagners Charakter ausgestreut wurden, zu widerlegen; nur ein Mensch, dessen innerste Seele von Liebe und Güte erfüllt war, konnte ein solches Idyll schreiben.“ Gilt das aber mit vollem Rechte schon von einer so anspruchlosen Schöpfung wie das Siegfriedidyll, in welchem Maße erst von einem Werke von der Erhabenheit und Seelentiefe des „Parsifal“! Wie man sich denn überhaupt immer und immer wieder ergriffen, erschüttert fragen muß: Welche ungeheure Vertiefung der Seele, welche überirdische Verklärtheit, welches unaussprechliche Uebermaß von Liebe und Güte muß die Seele des Menschen erfüllt haben, der eine Musik wie die des „Parsifal“, namentlich z. B. der Charfreitagszauber-Melodie, schreiben durfte, zu schreiben begnadet und beglückt war!

Wie muß hier nun die beliebte Trennung des Menschen vom Künstler, die vom Werk nicht auf seinen Schöpfer zurückschließen lassen will, nicht nur mehr töricht und kindlich, nein, gleich hellem Wahnsinn erscheinen! Als ob wirklich etwa ein Verbrecher oder ein zügelloser Wüstling oder ein kleiner enger Ichling, kurz: überhaupt ein „schlechter“ Mensch, überhaupt irgend ein anderer als gerade ein immens, genial „guter“ Mensch, das hätte schaffen können!!

Was hat ein solcher Mann aber einer an Seelengütern so bettelarmen Zeit, wie die Gegenwart ist, zu sagen? Was hat er einer am Liebesmangel so bitter erkrankten Zeit, wie die Gegenwart ist, zu geben? — Ungeheures hat er ihr zu sagen, Unermeßliches ihr zu geben! Aber dazu müßte sie ihn vorerst noch weit, weit mehr verstehen lernen, als ihr bisher gelungen ist. In ihrer Gesamtheit müßte sie ihn überhaupt erst verstehen lernen. Als ein erfreuliches Hoffnungszeichen dafür, daß das allmählich geschehen wird, mag anzusehen sein, daß man gerade heute in besonders starkem Maße innerhalb aller Wirrniss und allen Tanzes um das goldene Kalb, um den Göthen Egoismus, erneut zu der Urwahrheit des „Glaubens an die Liebe“ zurückkehrt,

wie so manche einzelnen Linien in dem Gewirr der geistigen Fäden unserer Zeit zeigen, die so ausgesprochen den Charakter einer *suchenden* Zeit trägt.

Gerade in Hinsicht auf einen Punkt, der, zwar noch unausgesprochen, aber darum nicht minder deutlich, sich hier aus den einleitenden Gedankengängen als eines der wichtigsten Probleme für Gegenwart und Zukunft ergab, ist mithin die Bedeutung Richard Wagners für die Gegenwart und ihre eigenste Not so ganz besonders groß. Dieses Problem lautet: Wie wird nun aber Liebe in weitestem Sinne in die Welt kommen, wie kann sie darin zur Herrschaft gelangen? Es allein zu wollen und zu wünschen, wird kaum genügen, selbst wenn man dem menschlichen Willen, wie hier geschah, einen gewissen Spielraum an Freiheit zuerkennt, — man muß auch Mittel und Wege dazu finden. Und sie *können* gefunden werden!

Sie zu weisen, gehört im Einzelnen nicht mehr in den Rahmen dieser Ausführungen. Daß *äußere* Umgestaltung auch eine Rolle dabei spielt, ward hier von vornherein offen zugegeben und ausgesprochen. Nichtsdestoweniger wird doch, wie auch schon betont, die Arbeit am inneren Menschen immer das Primäre dabei sein müssen. Unendliche Schätze an Weisheit und höchsten, heiligen Seelengütern liegen in den Dokumenten menschlichen Geistesringens vieler Jahrtausende beschlossen. Uralte, z. B. chinesische, indische, christliche, wie auch mittelalterliche abendländische Quellen belehren über das Gesuchte, und zeigen Wege auf, die gegangen werden können, die zu gehen die Menschen sich eben nur nie in größerem Maße ernstlich angeschickt haben. Eins aber ist dafür besonders wichtig: *Vorbilder tun not*, große, mit sich fortreißende Vorbilder, im Sinne Carlyles, der nicht glaubte, daß jemand einen großen Menschen betrachten könne, ohne etwas durch ihn zu gewinnen, sondern daß der Mensch selber größer würde, indem er das verehrt, was über ihm steht. Vorbilder mußten es sein, die mit den inneren Menschen packenden und erschütternden Mitteln zu wirken verstehen. Ein solches Vorbild aber ist nun Richard Wagner und ein solches Mittel ist die Musik, namentlich Wagners Musik, und so kann Richard Wagner und seine Kunst, sobald wir Menschen nur erst einmal das rechte Verhältnis zu dieser Kunst gefunden haben, mithelfen, die Seelen- und Liebeskräfte in uns einströmen zu lassen, die uns allen heute so bitter not sind.

Die Bedeutung Richard Wagners für unsere Zeit mit dieser Not läßt sich nunmehr auf das Kürzeste umreißen:

In *dem* Maße, in welchem ein großer Mensch mittels der Überzeugungskraft eigenen Glaubens und eigenen Beispiels für eine Zeit wichtig, segensreich und bedeutsam ist, der auf das, was für diese Zeit unbedingtes Lebenserfordernis, unbedingtes Heilserfordernis ist, immer wieder hinweist, es immer wieder selbst in idealer Gestalt, in

theoretisch formulierter Forderung, im Beispiel des eigenen Lebens vor diese Zeit hinstellt, — genau in eben dem Maße stellt sich die Bedeutung Richard Wagners als Mensch, als Künstler, als Ethiker, als Menschheits-erzieher und Kulturkämpfer für die Gegenwart und ihre furchtbare Not dar.

Das ästhetische Grundproblem — ein psychologisches Problem.

Von Kurt v. François.

2.

Betrachten wir nun die Versuche, die gemacht wurden, um die Frage nach dem Einheitsgrund und Begriff des Schönen zu beantworten, so finden wir eine Fülle verschiedenartiger, einander oft widersprechender Meinungen. In dieser einen Hinsicht buntester Mannigfaltigkeit entspricht die Theorie dem schwanken Bilde des Schönen. Aber alle diese zahllosen Theorien bieten wenig Ueberzeugendes dar und lassen uns, wenigstens in der Hauptsache, so klug wie zuvor. Dies Versagen aller Bemühungen hat denn auch allmählich hier und da eine hoffnungslose und pessimistische Stimmung gezeitigt, die schließlich dazu führte, die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Aufstellung eines Einheitsbegriffes des Schönen überhaupt zu bestreiten und eben die Voraussetzung eines einheitlichen Grundes des Schönen als den Grundirrtum der Ästhetik und das in dieser Voraussetzung sich mühende Streben als völlig aussichtslos, ja, als absurd zu bezeichnen.

Indessen trotz aller Dunkelheiten des Problems, und so rätselhaft die Frage auch erscheint, — eine Negation des von unserem sprachbildenden Geiste aufgestellten Einheitsbegriffes des Schönen revoltiert gegen eingeborene Verstandesüberzeugungen und widerspricht unserem natürlichen Empfinden nicht minder als alle bisherigen positiven Erklärungsversuche. Denn trotz der Ergebnislosigkeit aller Bestrebungen, das Schöne im geschlossenen Rahmen einer einheitlichen Bestimmung zu erklären, trotz aller verwirrenden Vielgestalt der objektiven Formen des Schönen, trotz aller scheinbaren oder wirklichen Widersprüche, die es im einzelnen zeigt, empfinden wir das Schöne doch als eine innere Einheit, empfinden die Notwendigkeit, das Schöne vom Guten und Wahren, den beiden anderen Zielen und Idealen menschlichen Geistes und Strebens, mit denen es doch wunderbarerweise so oft identisch erscheint, zu trennen. Wir sind darin so sicher, daß wir es als bloße Spiegelschere und als Sophismus sehr wohl empfinden, wenn uns jemand die ursprüngliche und innere Wortmeinung des „Schönen“ und der „schönen Kunst“ dadurch trüben und verdrehen will, daß er etwa — es ist alles dagewesen — die Kriegskunst, die Koch- oder Konditorkunst hier begriffsverwirrend einzuschmuggeln sucht. Doppelsinnigkeiten, erweiterte Bedeutungen eines Wortes treffen wir ja oft genug auch sonst; es verrät aber einen Mangel an verständigem Erfassen der Tatsachen, derartige Wortübertragungen zu mißbrauchen, um die verschiedenen Realitäten durcheinander zu werfen. So wird der, aller abstrakten Bewußtheit vor-

greifende, intuitive Verstand auch trotz allem einen Unterschied des Schönen vom Guten und Wahren empfinden, es wird uns die „Kunst“ immer etwas anderes sein als jene „Künste“ oder als etwa der im bloßen Zweckgedanken konstruierte Maschinenbau.

Wenn also diesem sicheren Empfinden gegenüber die Gegner der Begriffsästhetik das Kind mit dem Bade ausschütten und einen Einheitsgrund des Schönen überhaupt verneinen, weil sie keinen zu erkennen vermögen, so erinnert das etwas an den Grundsatz der „exakten“ Medizin: „Diese Krankheit kenne ich nicht, folglich existiert sie nicht!“ —

Um nun einen Gegenbeweis a priori gegen die Möglichkeit eines Einheitsbegriffes des Schönen zu gewinnen, wenden die Herren Nihilisten der Ästhetik gern das Argument von der schwankenden und subjektiven Geltung der Urteile, wie auf die Werturteile, so auch auf die verstandesmäßige Erkenntnis an, indem sie auf das „panta rhei“ des alten Philosophen und die Lehren vom beständigen Wechsel aller Dinge, von der Relativität der menschlichen Erkenntnis und alles Seins seufzend und in der Ueberzeugung, einen guten litterarischen Effekt zu erzielen, hinweisen. Diese Verufung auf jene Lehren der alten Weisen und noch dunklen Vorahnungen der modernen transzendentalen Erkenntnistheorie gleicht indessen doch nur einer schlechten Ausrede. Denn was im transzendentalen Sinne wohl eine tiefsinnige Wahrheit ist, gilt doch nicht für realistische verstandesmäßige und wissenschaftliche Erkenntnismöglichkeiten. Ehrliches Forschen, stätes Ergründen führt schon zu positiven, innerhalb des Umkreises unserer erkennbaren Welt unbedingt gültigen Ergebnissen. Freilich gelangt alles menschliche Denken schließlich an eine unüberschreitbare Schranke und läßt einen unerklärbaren Rest. Doch aber muß man hier alle fröhlichen Bankrottierer an die Worte Goethes erinnern: „Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation, aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums.“ Wenn also bisher in dem wissenschaftlichen Streben nach einem ästhetischen Einheitsbegriff die Tatsachen so oft vergewaltigt sind, wenn wir hinsichtlich seiner ein *Ignoramus* auch heute noch anerkennen müssen, so berechtigt uns dies dennoch nicht zu dem Schluß — soll man ihn kleinmütig oder hochmütig nennen? —, daß diese unsere Unkenntnis die Grenze des Möglichen und Erreichbaren sei. Denn eine logische Grenze ist hier nicht erkennbar, — oder vielmehr, sie ist nur in einer Richtung erkennbar. Nicht das ist der Grundirrtum der Ästhetik, nach einem Einheitsgrund des Schönen zu forschen, sondern ihn so oft und immer wieder an falscher Stelle, als einen objektiv-qualitativen oder formalen, gesucht zu haben. Und nur an die Möglichkeit eines solchen zu denken, um ihn — je nach dem eingenommenen Standpunkt — beweisen zu wollen oder zu bestreiten, darin wenigstens finden sich die Anhänger wie die Gegner der Begriffsästhetik meistens in Eintracht zusammen. In dieser Richtung, in der eine naive Auffassung die Problemlösung allerdings immer zunächst sucht und glaubt finden zu müssen, sind freilich die Wege — und dies ist das Wahre im Irrtum jener Begriffslügner — hoffnungslos verbaut und abgeschnitten. Keineswegs aber in der anderen Richtung, welche die bereits angedeutete, in dieser Problemfrage mögliche Alternative offen läßt: in der Richtung einer psychologischen Lösung. Den ästhetischen Vorgang als eine besondere, sich nach eigenen Gesetzen auslösende, das Objekt unter anderen geistigen Gesichtspunkten betrachtende Tätigkeit zu verstehen und vom reinen verstandesmäßigen Denken und

vom realen und praktischen Wollen zu unterscheiden, das ist das ästhetische Grundproblem, dessen Lösung die Vorbedingung für jede mögliche Erklärung des Schönen und der Kunst ist. Auf diesen Punkt einer rein psychologischen Analyse engt sich also das ästhetische Grundproblem zunächst ein unter vorläufiger Zurückstellung der theoretischen Betrachtung der objektiven Schönheitsgründe. Wenn die Forschung auch in dieser Richtung bisher zu keinem überzeugenden, allgemein anerkannten und annehmbaren Ergebnis geführt hat, so sehen wir in diesem Mißlingen doch nur Fehlgänge des Denkens, keineswegs aber ist eine aus den uns sichtbaren Tatsachen selbst abzuleitende logische Unmöglichkeit einer psychologischen Begründung der Vorstellung des Schönen erkennbar. Daß hier der richtige Weg der Untersuchung vorgezeichnet sei, daß allein auf diesem Wege die Betrachtung zur Sicherheit einer Wissenschaft gelangen könnte, darauf wies schon Schopenhauer hin, indem er es zugleich als Baumgartens und vornehmlich Kants großes Verdienst bezeichnete, die subjektive Richtung der Untersuchung eingeschlagen und damit jenen empirischen Standpunkt verlassen zu haben, von dem aus die im Objekt liegenden Bedingungen noch bei Winkelman, Lessing, Herder u. a. fast ausschließlich das Thema aller Erörterungen über das Schöne bildeten. Schopenhauer selbst verfährt nach psychologischer Methode wenigstens insofern, als er den Grund der ästhetischen Freude auf besondere Stimmungen des Subjektes zurückführt und als die „Seligkeit willensreinen Erkennens der Idee“ charakterisiert. Auch die Spieltheorie versucht eine psychologische Begründung dadurch, daß sie, von einem Gedanken Kants ausgehend, die Vorstellung des Schönen als ein Genießen im zwecklosen Spiel von Gefühlen und Empfindungen erklärt. Ebenso die Ausdruckstheorie des Italieners Benedetto Croce, insofern sie die ästhetische Tätigkeit als Ausdruckstätigkeit bezeichnet und das Gefühl des Schönen als die Befriedigung über den „gelungenen Ausdruck“ bezeichnet.¹⁾

Allein erstens sind derartige psychologischen Versuche oft doch wenig konsequent und beweisen ihre Befangenheit in primitiven Vorstellungen, indem sie nach einigen Ansätzen dann doch wieder in den alten Irrtum zurückfallen und das Schöne als eine spezifische objektive Form oder Eigenschaft, und sei es auch nur die des gelungenen Ausdrucks, zu erklären suchen. Sodann aber sind diese, oft im schroffsten Gegensatz zu einander stehenden Theorien, soweit sie überhaupt psychologisch verfahren, keineswegs überzeugend; sie widersprechen vielmehr vielfach unserem Naturgefühl und Empfinden. So wird zwar die reine, das Wesen der Dinge ins Auge fassende Objektivität der ästhetischen Betrachtungsweise nachdrücklichst z. B. von Schopenhauer und Croce, wenn auch in sehr verschiedenem Sinne, betont. Hierin liegt ja das Bestechende, das diese Theorien für alle diejenigen haben, die höherer, ich möchte sagen, vornehmerer Auffassungen vom Wesen des Schönen und der Kunst fähig sind, als sie in den sensualistischen und hedonistischen Theorien zum Ausdruck gelangen. Besonders der ästhetische Transzendentalidealismus haftet gerade infolge der Überspannung und metaphysischen Verklärung der ästhetischen, auf das absolute Wesen der Dinge gerichteten Objektivität auch heute noch sehr oft wurzelkräftig in den Köpfen und verdankt dies wohl vornehmlich der hinreißenden Darstellung, in der er bei Schopenhauer erscheint. Die Theorien Croces und Schopenhauers widersprechen aber doch bei näherem Zusehen sehr bemerkbar der Wirklichkeit durch die Verkennung der Tatsache, daß der ästhetische Vorgang in der Hauptsache und seinem Grundwesen nach ein über die Eigenschaften der Dinge abgegebenes Werturteil ist. Das Streben nach einem außerhalb und neben der Sphäre der

¹⁾ B. Croce: Die Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks, E. M. Seemann, Leipzig.

zahllosen objektiven Erreger der ästhetischen Freude bestehenden subjektiven oder psychischen Einheitsgründe darf doch niemals zu dem Faustschlag ins Gesicht der Tatsachen führen, nun jene empirisch ja wohlbekannten objektiven Gründe der ästhetischen Freude: die innewohnenden Willenswerte der Dinge, die uns in der Vorstellung des Schönen bewegen und rühren, den Zauber des keimenden, hoffnungsbelebenden Frühlings, des lachenden Sommermorgens, der wunderbaren Stille der Nacht, als ästhetisch wirkungslose Momente auszuschneiden. Zu solchen Resultaten gelangen aber Schopenhauer und Croce, wenn sie den ästhetischen Vorgang als reinen Intellektualismus erklären. Denn indem sie unter Berufung auf falsch gedeutet und übertrieben aufgefaßte Tatsachen die doch so deutlich bei der Vorstellung des Schönen erkennbare stäte Beziehung auf den Willenswert oder Gefühls- und Stimmungsscharakter der Dinge nicht sehen oder nicht sehen wollen, lassen sie — die ganze Welt des Schönen aushöhlend und entseelend — als wirksamen objektiven Grund nur ein kaltes Abstraktum übrig: das „Allgemeingültige“, die „Idee“ und — ein non plus ultra irdischer Seligkeit — den „gelungenen Ausdruck“! Daß es aber mit der reinen Intellektualität des ästhetischen Vorganges doch nicht seine Richtigkeit hat, das hat schon Eduard von Hartmann — obgleich selbst, gleich Schopenhauer unentwegter Vertreter der Transzendentalästhetik und prinzipieller Gegner der Gefühlsästhetik — empfunden und es daher Kant und Schopenhauer zum Vorwurf gemacht, daß sie „mit den realen Willensinteressen alle Beziehung zum Willen“ im ästhetischen Vorgang verwerfen.²⁾

Daß der ästhetische Vorgang eine Gefühlsdurchdringung des Objektes ist, drängt sich unserem intuitiven Empfinden ja unmittelbar auf und wird gleich wie die Objektivität der Kunst, litterarisch durch zahlreiche Ausprüche von Dichtern, Denkern und Künstlern bekräftigt. So besteht z. B. nach der Lehre Tolstoi's die Tätigkeit der Kunst darin, die durch die Eindrücke der Dinge erregten Gefühle so zum Ausdruck zu bringen, daß sie in anderen Menschen wieder hervorgerufen werden.³⁾ Zwar gelingt es Tolstoi garnicht, die ästhetische Gefühlsäußerung von der nichtästhetischen spezifisch zu unterscheiden. Immerhin sind seine Darlegungen, trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer fragmentarischen Unvollkommenheit und naiv erscheinenden Systemlosigkeit, wertvoll wenigstens als Zeugnis und unmittelbares Ergebnis der Selbstbeobachtung eines Künstlers.

Finden wir nun aber bei Schopenhauer, Croce und anderen Philosophen die im ästhetischen Vorgang doch sehr deutlich bemerkbare Richtung auf den Willenswert und Stimmungsscharakter der Dinge unbeachtet, ja, ausdrücklich bestritten, so verlieren dagegen die sensualistischen und hedonistischen Theorien die sichtbare Objektivität der ästhetischen Betrachtung und der Kunst mehr oder weniger vollständig aus den Augen. Die ästhetische Gefühlstätigkeit, die sie zwar ihren Theorien zu Grunde legen, wird bei ihnen in einer häufig ebenso seichten wie verschrobenen Auslegung meistens als ein rein subjektiv bleibendes Lust- und Kraftgefühl charakterisiert, als ein Gefühlsprozeß, bei dem sich das geliebte Ich in die Dinge „einfühlt“, um sich dann in ihnen mit Entzücken und Hochachtung wiederzufinden. Es gelingt aber all diesen Theorien nicht, einen rechten Zweck dieser Seelengymnastik verständlich zu machen und sie vom primären Gefühlsleben irgend wie durchgreifend zu trennen.

Der ästhetische Vorgang ist kein „zweckloses Spiel“, kein bloßes Genießen, kein Ichgefühl, er zeigt sich oft deutlich als ein Schauen, als ein eindringendes

²⁾ Ed. von Hartmann, *Ästhetik*, 2. Aufl., Bd. I, S. 45, (Verlag Friedrich, Leipzig).

³⁾ Tolstoi, *Was ist Kunst?* — Steinitz, Berlin.

Verstehenwollen des Wesens der Dinge. Auch die Kunst, mindestens die abbildlichen Künste, die Malerei, die Plastik, die Poesie, erscheinen oft trotz aller stilistischen Abklärung und Steigerung als Spiegel der Natur. Es ist auch nicht wahr, daß die Kunst nicht belehren soll und will. Freilich belehrt sie nicht mit rein logischen Mitteln und bloß verstandesmäßig. Aber sie zeigt dennoch oft sehr deutlich die Absicht geistiger Veranschaulichung und Ausdeutung. Sie enthält, was ja auch die Theorien Schopenhauers, Croce's und anderer Aesthetiker hervorheben, eine Aussage, ein deutliches Ecce: Siehe, so ist die Welt! Das innerste Wesen der Dinge zu verbildlichen und eindringlich vor Auge und Seele zu rücken, erkennen wir ja sehr oft unzweideutig als tiefsten Impuls der Kunst. Und wenn auch z. B. die Musik niemals im strengen Sinne als Abbild der Natur zu erklären und zu verstehen ist, so erscheint doch selbst sie oft als eine wundervolle, von tiefstem geistigen Gehalt erfüllte Paraphrase alles Lebens, das sich in der Welt regt und bewegt, das klagt und seufzt und jubelt. Diesen tiefen, das Objekt ins Auge fassenden und hinter ihm zurücktretenden Ernst zeigt aber auch alle angewandte Kunst, die Architektur, das edle Kunstgewerbe: sie sind nicht spielerische, sondern sinngemäße Gestaltung, Ausprägung innerer Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit; jeder kunstgewerbliche Gegenstand, jedes künstlerisch gestaltete Gerät zeigt dies. Das sind Tatsachen, die sich unserem intuitiven Verstande ohne weiteres und ohne allen logischen Apparat sofort zeigen und die nicht übersehen oder verdeutelt werden dürfen, wenn wir dem Wesen des Schönen und der Kunst gerecht werden wollen. —

Es wäre nun aber doch verfehlt, die so verschiedenartigen ästhetischen Theorien nur in ihren Widersprüchen untereinander und gegen unser Naturempfinden zu betrachten und zu beurteilen. Den Gegnern der Begriffsästhetik freilich erscheint die Geschichte der Aesthetik, in der sie gar keinen Entwicklungsgang zu erkennen vermögen, nur wie eine babylonische Sprachenverwirrung, deren Zusammenklang nur ein unverständliches Tohuwabohu ist; denn sie wollen nicht sehen, daß all jenen mannigfachen Theorien doch auch ein Wahrheitsgehalt innewohnt, der für eine ruhige Beurteilung durch alle Verdunkelung verschrobener Begrifflichkeit hindurch leuchtet, und der ja, wie gesagt, selbst im Anti-Begriffsabsolutismus nicht völlig fehlt. Sie wollen nicht sehen, daß alle die verschiedenartigen, oft von den hervorragendsten und genialsten Köpfen aufgestellten Theorien, so einseitig und widerspruchsvoll sie sind, so absurd sie sich oft gebärden, so leer und unwahr ihre ganze Terminologie oft erscheint, dennoch den, wenn auch noch verworrenen Empfindungen lebendiger Tatsachen ihre Entstehung verdanken. Dies gilt ja beiläufig schon fast von jedem Versuch objektiv-qualitativer Bestimmung des Schönen. Denn tatsächlich ist doch wohl so ziemlich jede Eigenschaft, die jemals als das Schöne ausgerufen worden ist, auch im Schönen, wenn auch nur als ein einzelner Schönheitsgrund neben anderen enthalten, sei es die „Freiheit in der Erscheinung“, sei es der „gelungene Ausdruck“, sei es die Mannigfaltigkeit, die barocke Schönheitswellenlinie Hogarth's, sei es die Proportion des goldenen Schnittes oder einer anderen harmonischen Teilung. Denn die objektiven Gründe des Schönen sind von unbegrenzter Zahl und Verschiedenartigkeit und sind nur in einer psychologischen Synthese zusammenzufassen.

Ebenso ist aber sehr wohl auch eine Zusammenfassung jener Zersplitterung der psychologischen Erklärungsversuche des Schönen möglich. Auch sie sind nicht bloßes „sinnloses Abrakadabra“, auch in ihnen allen steckt ein Kern von Naturempfinden, so gegensätzlich sie erscheinen. Durch die Betonung der ästhetischen Gefühlssubjektivität sowie durch die nicht minder häufige Heraushebung der ästhetischen Objektivität sind, wenn auch in durchaus einseitiger Weise die bei-

den Grundelemente der ästhetischen Betrachtungsart gekennzeichnet; die Lösung des psychologischen Problems der Aesthetik ist daher dann erreicht, wenn es gelingt, jene beiden Grundelemente der ästhetischen Betrachtung, die deren Wesen ja eben so dunkel, widerspruchsvoll und problematisch erscheinen lassen, die zu so vielen Irrtümern der Theorien Veranlassung gaben, in organischer Verbindung und in gegenseitiger Bedingtheit erkennen zu lassen; noch deutlicher, wenn es gelingt, — so paradox das hier vielleicht auch erscheint — die ästhetische Subjektivität, nämlich ihre Gefühlsdurchdringung des Objektes und ihre ebenfalls oft deutlich bemerkbare einbringende Sinnentätigkeit als Maß und Mittel objektiver Wesensbestimmung darzulegen und den Daseinsgrund und die Daseinsnotwendigkeit dieser eigentümlich zusammengesetzten Tätigkeit im Gesamtorganismus unserer Bewußtseinstätigkeit überzeugend zu motivieren. —

Aus der Werkstatt.

Von Kapellmeister Kittel.

„Viel Plage werden Sie mit mir ja nicht haben, denn gerade diese Partie habe ich — ich weiß nicht, wie oft schon — mit Erfolg in der Öffentlichkeit gesungen!“ — — —

Diese oder ähnlich lautende Worte bilden fast regelmäßig den Prolog, mit welchem ein zu den Festspielen neu verpflichteter Künstler die erste Klavierprobe schwungvoll einzuleiten sucht. — Lächelnd quittiere ich die gütige Voraussagung und setze mich erwartungsvoll an den geduldigen Flügel. — Doch schon nach den ersten paar Noten und Textworten mischt sich mir in das Wagnersche Ton- und Wortgefüge kontrapunktisch das kleine viertönige Verdische Terzenmotiv: „Ach, wie so trügerisch . . .“ — — —

Nach solch einer kurzen Information setzt meine eigentliche Tätigkeit ein. — Arbeitszeug dabei ist mir das — Wort! — Das gesprochene, gesungene, verbessernde, berichtigende, ausfeilende und erläuternde Wort. — — Der Sänger dagegen benützt . . . Bleistifte! — Zuerst schwarze, dann blaue, schließlich . . . rote und meinen . . . Radirgummi, der an einem langen Bindfaden an dem Notenpulte hängt.

Alsbald beginnt ein Hin- und Hergerede. — Eifer hier . . . , Erstaunen dort! — — — Ja, die Bayreuther Kunst und ihr Stil! — — —

Was ist darüber nicht alles schon geschrieben worden, und was könnte darüber nicht alles noch geschrieben werden!

Das Füllen von acht Buchseiten mit breitangelegten theoretischen Weisungen erfordert lange nicht so viel Mühe, Langmut und Ausdauer, als die musikalische und sprachliche Ausarbeitung einer einzigen Gesangsphrase im . . . praktischen Studium, weil der sogenannte „Bayreuther Stil“ stets die Individualität, die markanten Eigenarten der jeweiligen Persönlichkeit in erster Linie zu berücksichtigen hat. — Und das ist — meines Erachtens nach — das Schwierigste, das Knifflichste für den Probenleiter. — Geht es doch hier nicht so, wie etwa bei der

schematisch-subjektiven Klarstellung irgend einer Stilart der Architektur, der Malerei, der Kostüm- oder der Vasenkunde. — — —

Kommt beispielsweise ein Künstler, der viel kürzere Arme, einen gedrungenen Körperbau als sein Vorgänger besitzt, oder einer, dessen sprachliches und tonliches Vermögen von dem seines Vorgängers abweicht, so kann man nicht doktrinär bestimmen: „So hat es der N. N. gemacht, folglich muß auch Du es so machen!“

Die unumstößlichen Grundsätze — sei es in gefanglicher, sprachlicher oder darstellerischer Hinsicht — die in ihrer Gesamtheit den „Bayreuther Stil“ ergeben, auf „die Persönlichkeit ein- und umstellen“, das ist der geheime Zauber unserer mühevollen Arbeit. — — —

Nicht einmal, nein! — Hunderte Male haben wir es hören müssen:

„Ja, so hat noch Niemand mit mir studiert! — Jetzt erst weiß ich, wie das Alles sein soll! — Das habe ich nie geahnt!“

Hier wurzelte auch das Geheimnis der großen Erfolge Gustav Mahlers, der — ohne jemals in Bayreuth werktätig gewesen zu sein — instinktiv in gleicher Weise (natürlich nach seiner spezifischen Art) mit den Künstlern arbeitete. — Als leidenschaftlicher Verehrer und genauer Kenner aller litterarischen Werke Rich. Wagners, wußte er positiven Bescheid, worauf es beim Einzelstudium mit den Künstlern ankommt! — Daß ihn hierbei sein Temperament und sein — sagen wir „internationales Wesen“ — von dem „urdeutschen“ Stilbegriff, wie wir ihn erkennen und lehren, manchmal abweichen ließ, tut nichts zur Sache. Jedenfalls arbeitete er aus denselben Grundprinzipien heraus, wie wir. — — —

Des großen Meisters wichtiges Vermächtnis an seine Apostel und Jünger, die kurz vor Beginn des ersten „Ring-Zyklus“ (an dem denkwürdigen 13. August des Jahres 1876) im Bühnenhause angeheftete „Letzte Bitte“ ist bei allen Festspielarbeiten der „Leistung“. — Aus ihr ergeben sich auch die vorher erwähnten „Grundprinzipien“ unseres Schaffens:

Die gewissenhafte Vermeidung jeglicher Undeutlichkeit, sei es gefänglich, sprachlich oder darstellerisch; — die besondere Beachtung der sogenannten „schlechten Takteile“ (wohl nur darum so genannt, weil sie bisher von allen Gebrauchern „schlecht“ gemacht wurden!) — die richtig genaue Bewertung der „kleinen Noten und deren Textworte“; — die bezüglich der Triole rhythmisch scharfe Unterscheidung der Zwei-, Drei- und Vierteilung der jeweiligen Takteinheiten; die nach der Eigenart des Sängers unterschiedliche Bildung und Gestaltung der Reib-, Hauch- und Verschluslaute; — die Fähigkeit, einen stimmhindernden Konsonanten „stimmfördernd“ zu gestalten; die „Dramatik der Pausen“; — die immer dem Wort oder Satz vorausgehenden Geberden und mimischen Ausdrucksmöglichkeiten und viele andere zum „Bayreuther Stil“ gehörende Einzelheiten ergeben Gesichtskreiserweiterungen, die für jeden Bayreuther Sänger den Höhepunkt des Kunstschaffens bedeuten. — Daher bilden die Solo- und Ensembleproben unstreitig das Eindrucksvollste und Spannendste für die zu uns berufenen Bühnenkünstler.

Für die Festspiele 1924 konnte nun mit besonders glücklicher Hand gewählt werden. — Auserlesene kultivierte Stimmen und große Darstellungsmittel vereinigen die meisten der Neuverpflichteten. — Doch darüber soll hier nichts Näheres verlaublich werden, da die Überraschung dann eine umso größere sein wird.

Bayreuth und Draußen.

Aus den Vereinen.

Wien. Akad. W.-V. 10. 10. Musikabend (Frl. Helene Falk vom Hamburger Stadttheater, Hr. Emil Bax, Ing. Max Coesler, Prof. Fr. Wührer): Liszt, Dante-sonate (Hr. E. Beck), einleitender Vortrag über die Liederbücher Hugo Wolf's (Hofrat Dr. Heint. Werner). Zwieselfänge aus dem Italienischen Liederbuch" (Frl. Falk, Hr. Coesler, Wührer). — 22. 11. Außerordentliche Hauptversammlung (Unterbringung des Grundarchivs in der Nationalbibliothek). — 29. 11. Wagner-Konzert, veranstaltet von der „Symphonie“ im Zeichen des W. Akad. W.-V.'s. Leitung: Staatsoperndirektor Franz Schalk, Mitwirkende: Frl. Frieda Leider von der Berliner Staatsoper, das Symphonieorchester: Tannhäuser-Duvertüre, Ballade der Senta, Arie des Adriano, Wesendonck-Lieder für Orchester, Heldenklänge und Schluß der „Götterdämmerung“.

Außerhalb der Vereine.

Hamburg. Herr Gustav Wehrt hielt 3 Siegfried Wagner-Abende am 15., 23., 30. 10. ab und zwar: 1. Über Siegfried Wagner als Mensch und Künstler, Vortrag (mit besonderer Berücksichtigung von „Bärenhäusern“ und „Kobold“), 2. „Banadietrich“, a) Vorlesung der Dichtung, b) Kurze Besprechung, 3. „Schwarzschwanenreich“, a) Vorlesung der Dichtung, b) Kurze Besprechung (mit musikalischen Beispielen am Klavier).

Bayreuther Bühnenfestspiele 1924.

Im Sommer 1924 werden im Festspielhause in Bayreuth zum ersten Male seit dem Jahre 1914 wieder Bühnenfestspiele in gewohnter Weise veranstaltet werden, und zwar werden die Meisterfinger von Nürnberg, Parsifal und der Ring des Nibelungen zur Aufführung gelangen. Die Aufführungstage werden voraussichtlich folgende sein:

22. Juli: Meisterfinger	7. August: Parsifal
23. Juli: Parsifal	8. August: Parsifal
25. Juli: Rheingold	10. August: Parsifal
26. Juli: Walküre	11. August: Meisterfinger
27. Juli: Siegfried	13. August: Rheingold
29. Juli: Götterdämmerung	14. August: Walküre
31. Juli: Meisterfinger	15. August: Siegfried
1. August: Parsifal	17. August: Götterdämmerung
4. August: Parsifal	19. August: Meisterfinger
5. August: Meisterfinger	20. August: Parsifal.

Der 3. Zt. noch nicht feststehende Preis für eine Eintrittskarte wird sich nach den im Sommer 1924 geltenden Preisen der Deutschen Staatstheater richten. Weitere Mitteilungen hierüber werden seinerzeit bekanntgegeben werden. Die Annahme von Bestellungen auf Karten von Nichtpatronen wird erst Ende Januar 1924 beginnen.

Allen Anfragen wolle Rückporto sowie Materialgebühr beigelegt werden.

Abgeschlossen am 30. November 1923.

Bei genügender Kostendeckung soll das nächste Stück im März 1924 erscheinen. Den gütigen Spendern von Unterstützungen für die B. B. sei hiermit herzlichst gedankt!

Richard Wagner-Stipendien-Stiftung.

Unter Aufsicht der Regierung von Oberfranken.
Gegründet 1822.

Abrechnung für das Jahr 1922/23.

1. Vermächtnis der Frau Anna von der Oßen.

Stand am 1. Oktober wie im Vorjahre M 703.50

2. Vermächtnis des Generalmusikdirektors Hermann Levi.

Stand am 1. Oktober 1922 M 51 063.30

Zugang durch Überweisungen von Aufführungsgebühren durch Breitkopf & Haertel, Leipzig M 4 837 312.78

Stand am 1. Oktober 1923 M 4 888 376.08

3. Vermächtnis des Herrn Hermann Böhrer.

Stand am 1. Oktober 1923 wie im Vorjahre M 3 000.—

4. Bernhard Loefer-Stiftung.

Stand am 1. Oktober 1923 wie im Vorjahre M 10 000.—

5. Grundstocks-Rechnung.

Stand am 1. Oktober 1922 M 271 025.70

Zugang Jubiläumsstiftung und andere Eingänge M 14 543 740.53

Stand am 1. Oktober 1923 M 14 814 766.23

6. Richard Wagner-Verband Deutscher Frauen.

a) Stand am 1. Oktober 1922 M 204 754.60

Zuweisung von Ortsgruppe Berlin M 2 000.—

" " " Berlin M 5 000.—

" " " Baden-Baden und Karlsruhe M 350.—

" " " Dresden M 3 800.—

" " " Dresden M 60 000.—

" " " Darmstadt M 2 685.—

" " " Darmstadt M 100 000.—

" " " Nürnberg M 4 000.—

" " " Nürnberg M 60 000.—

" " " Nürnberg M 10 000.—

" " " Cassel M 1 922.—

" " " Cassel M 60 000.—

" " " Steffin M 16 000.—

" " " Braunschweig M 100 000.—

" " " Heidelberg M 50 000.—

" " " Heidelberg M 300 000.—

" " " Heidelberg M 53 000.—

" " " Heidelberg M 3 000 000.—

" " " Minden M 4 150.—

" " " Hannover M 60 000.—

" " " Bonn M 10 000.—

" " " Weimar M 7 000.—

" " " Eisenach M 1 000 000.—

M 5 009 957.—

b) Stiftung der Ortsgruppe Bremen wie im Vorjahre M 21 323.21

Stand von a und b zusammen am 1. Oktober 1923 M 5 236 034.81

7. Stipendien-Rechnung.

Stand am 1. Oktober 1922	M	44 597.91
Übertrag von Zinsenrechnung	M	202 051.—
	M	246 648.91
Ausgaben für Unkosten und Verwaltung	M	199 365.46

8. Zusammenstellung.

1. Vermächtnis von der Offen	M	703.50
2. Vermächtnis Hermann Lewi	M	4 888 376.08
3. Vermächtnis Hermann Böhler	M	3 000.—
4. Bernhard Loefer-Stiftung	M	10 000.—
5. Grundstocks- und Jubiläumstiftung	M	14 814 766.23
6. Richard Wagner-Verband Deutscher Frauen	M	5 236 034.81
7. Stipendien-Rechnung	M	47 283.45
	M	25 000 164.07

Dieses Vermögen besteht aus

a) mündelsicheren Wertpapieren (Nennwert M 648 000) im Buchwert	M	630 443.40
b) Reichsschatzwechseln	M	2 800 000.—
c) Guthaben Bayer. Staatsbank	M	13 500.—
d) Guthaben Bayer. Vereinsbank	M	21 556 220.67
	M	25 000 164.07

Wie aus dem vorstehenden Abschlusse ersichtlich ist, kann die Stiftung, die auf einem gemäß § 7 der Satzung mündelsicher angelegten Goldmark-Kapital aufgebaut ist, aus den Zinsen Geldstipendien vorläufig nicht verteilen.

Der Stiftungsvorstand gibt sich der Hoffnung hin, die Stiftung diesen letzten und edelsten Rest des sozialen Lieblingsgedankens Richard Wagners, durch den er das deutsche Volk in lebendiger, mitwirkender Verbindung mit seinem Werke wissen wollte, zu erhalten und auszubauen. Dies kann aber nur geschehen, wenn künftighin alle Spenden und alle Zuwendungen von den Ortsgruppen des Frauen-Verbandes und von anderen Freunden mit ausdrücklicher Berufung auf § 3 Absatz b der Satzung „zur unmittelbaren Verausgabung“ überwiesen werden. Die Leitung hat dann die Freiheit je nach Bedürfnis die Gelder für Stipendien auszugeben oder anzulegen. Es wird ferner gebeten alle Zuwendungen nach Möglichkeit in wertbeständigen Zahlungsmitteln — Dollarschatzanweisungen, Goldanleihe, Rentenmark — zu senden.

Ohne Portofendung ist auf eine Antwort nicht zu rechnen, die dann nur im zusagehenden Falle erteilt werden würde.

Die Ortsgruppen werden gebeten, ihre Sendungen nicht bei Frau Strauß, Magdeburg, sondern bei dem Schatzmeister, Herrn Hermann Krück, Bayreuth, Lisztstraße 22/I, anzumelden.

Margarethe Strauß.

Im Verlage des Herausgebers.

Druck von der Buch- und Steindruckerei Lorenz Ellwanger
vorm. Th. Burger, Bayreuth (Inh.: Albert Ellwanger).